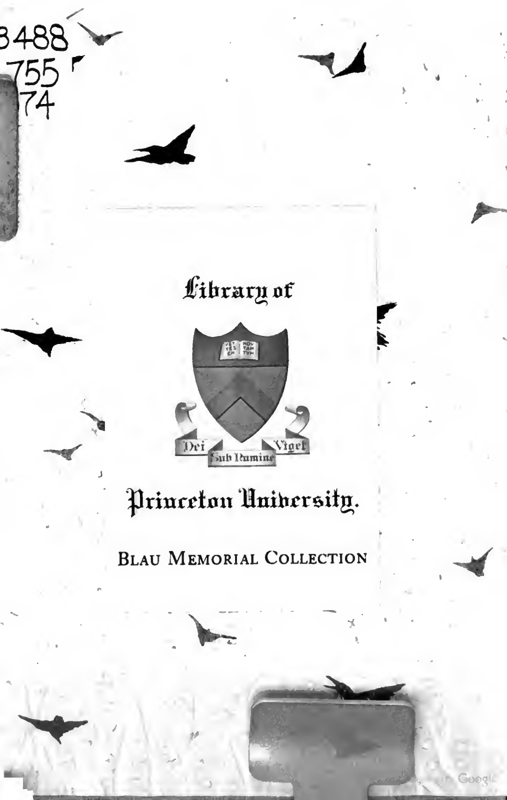
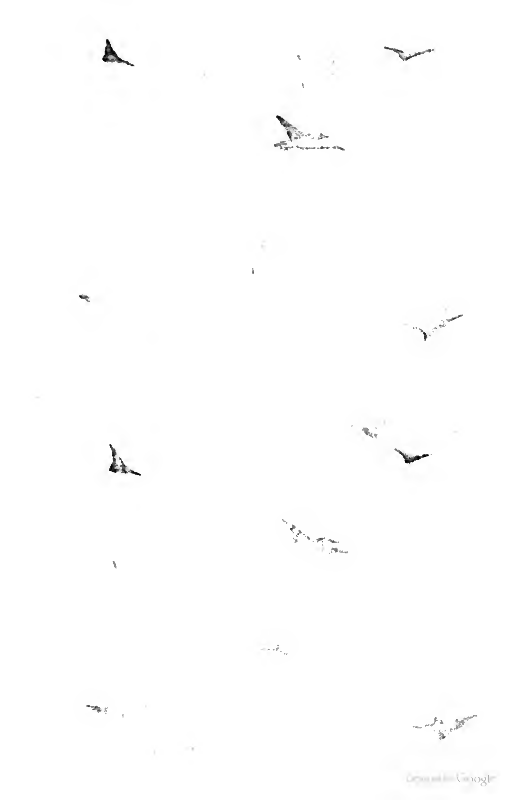
Raben

Wilhelm August Schmidtbonn



VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





Raben

Von Wilhelm Schmidt=Bonn ist bisher erschienen:

Uferleute. Geschichten vom untern Rhein.

Mutter Landstraße. Das Ende einer Jugend. Schauspiel in drei Aufzügen.

Die goldene Tür. Ein rheinisches Kleinstadtdrama in drei Akten.

Raben

Neue Geschichten vom untern Rhein

von

Wilhelm Schmidt-Bonn



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1904

Clara Viebig

in Verehrung

Inhalt

Über der Stadt ist Sonntagsland. Da sind Felsen, die schwarz sind, wenn die Sonne hinter ihnen steht, weiß, wenn die Sonne sie von vorne trifft. Da sind Zinnen, ragende Türme, zerbrochene Chorfenster, deren Öffnung der Efeu halb geschlossen hat. Da sind die Weinstöcke die Schieferhalden hinauf aufgestellt, aus deren Grün hoch oben die weißen Hemdsärmel der Männer, die roten Kopftücher der Frauen leuchten. Da zittert die Luft vom Gesang der Vögel. Da klingt das Lachen der Kinder hinter jeder Beerenhecke, da wehen Fahnen noch auf den Spitzen der Berge. Da ist alles Jubel, Leichtigkeit, Schönheit, Fülle, Bewegung.

Unter der Stadt ist Alltagsland. Da sind die geraden Striche der Weiden, die neben dem Ufer her gezogen sind und die, wo sie eine Öffnung lassen, den Augen endloses, flaches, braunes Ackerland zeigen. Nur ganz in der Ferne ragen die Spitzen von Kirchtürmen hervor. Hier ist alles Schweigen, Dürftigkeit, Einsamkeit, Schwere, Verharren.

Nur ein merkwürdiges Schreien windet sich von Zeit zu Zeit aus der Stille heraus: hier ist das Reich der Raben; einzeln, zu zweien und dreien, in ganzen Scharen, fliegen sie tief über das Land — und schreien.

Hier lag der Knabe im Gras und folgte den Bewegungen der sonderbaren, großen, schwarzen Vögel. Warum schrieen sie?

Er hatte Mitleid mit ihnen: niemand liebte sie; wo sie in der Nähe eines Menschen sich niederließen, trieb sie ein Steinwurf wieder weg.

Und erst im Winter. Da flogen sie über die weißen, verlassenen Äcker, setzten sich auf irgend einen einsamen, kahlen Strauch, saßen da, in einer unbegreiflichen Traurigkeit die Flügel dicht an den Leib gelegt, um sich zu wärmen, mit offenen Augen, aber regungslos — flogen dann weiter und schrieen, schrieen zu Hunderten, zu Tausenden.

Der Knabe war immer in Versuchung ihnen zuzurufen: warum geht ihr nicht weg? warum geht ihr nicht in das Sonntagsland oben? Da habt ihr im Sommer tausendfältige Früchte, und im Winter wehen die Lüfte wärmer, die Sonne bricht durch den Nebel, das Gemüse verschwindet nicht von den Feldern — da ist Glück und Freude, da könnt ihr singen wie die andern Vögel!

Und dann erst begriff er, daß diese Vögel ausgestoßen waren, daß sie nicht geduldet waren bei den Menschen oben, die das Land in Besitz genommen, den Wald gerodet, sich Häuser neben Häuser gebaut, überall Obst und Wein gepflanzt hatten.

Es blieb den Raben nichts übrig, als das einsam und karg gebliebene Land aufzusuchen — und da zu schreien, zu schreien in der Sehnsucht nach dem Sonntagsland oben.

Später faßte der Jüngling Mut, ging aus dem Land, der freien, weiten Natur, die er verstand und in der er sich wohl und voll Glück fühlte, zu den Menschen, die ihm fremd

waren, die ihm in ihrer Gemeinschaft wie etwas Unheimliches, Beengendes, Drückendes vorkamen. Und auch da waren Sonntags- und Alltagsmenschen, es war nicht anders als wie mit den Vögeln im Land draußen.

Und wieder zog es ihn von den Menschen des Glücks, von den singenden, zu denen, die fern von der Schönheit und der Fülle, in dieser ernst und schwer gewordenen Zeit, sich mit gebückten Rücken und scharrenden Händen Nahrung und Möglichkeit zu leben suchen mußten.

Es waren ihrer mehr als die Raben. Wenige achteten auf sie — aber er, dem das freie Land die Sinne scharf gemacht hatte, hörte sie schreien, wenn sie auch den Mund geschlossen hielten: sie schrieen mit den Augen, die groß und traurig nach dem Sonntagsland aussahen.

Und wem das Schreien häßlich und schmerzend klingt — der verschließe seine Ohren nicht: es ist nur die Sehnsucht nach dem Singen. Und ist die Sehnsucht nicht immer gewaltiger und erschütternder als das Glücklichsein selber?

Schlaraffenland

Die Kinder saßen wieder auf dem Erdrand, der in einiger Höhe immer mit dem Strom lief. Dicht eins ans andere gerückt, die Beine senkrecht nebeneinander gestellt, hielten sie sich mit den Händen an dem schon gelb gewordenen Gras fest, um nicht vom Sturm umgeworfen zu werden. Hinter jedem Kopf standen die blonden Haare wie Bretter wagerecht in die Luft.

Von ferne gesehen, bauten sich alle die Köpfe, neben- und übereinander, mit Schultern und Stücken von erhobenen Armen, wie eine Art Gebirge schwarz in den hellen Himmel hinein, das von beiden Seiten aufstieg und in der Mitte seinen alles überragenden Höhepunkt erreichte.

Hier, in der Mitte, saß ein Mädchen, das zwölf Jahre zählen mochte, während von den anderen, Jungen und Mädchen durcheinander, keins älter als sieben oder acht war. Alle trugen nicht viel mehr als Lumpen am Leibe, einige der Buben hatten nicht einmal eine Jacke an; der kleinste von allen, ein Kerl, nicht größer als der Stiefel eines Erwachsenen, saß sogar im Hemdchen da. Und gerade an dem Hemdchen hatte der Wind seine besondere Freude gefunden und blies es unaufhörlich und von allen Seiten

auf, obwohl die kleinen Hände sich ebenso unaufhörlich bemühten, es am Leibe festzuhalten.

Alles an den Kindern trug die Spuren einer gelben Erde. Sie hing ihnen in den Haaren, in den Augenbrauen, überzog die ganzen Backen, so daß die Augen weißlich daraus hervorsahen. Die Hemden und Kleider schienen alle von derselben gelben Farbe zu sein, und all die nackten Beine und Füße darunter, die in einer geraden Reihe da standen, sahen aus, wie aus dem gelben Lehm selber geformt.

Alles rundumher war gelb, das Gras, die Steine; sogar der Rhein trug einen Streifen gelben Wassers längs des Ufers her mit sich. Die großen Ziegelfelder hatten in das weite, flache, mit Gras und Ackererde bedeckte Land, das kaum übersehbar zwischen dem Strom und der fernen, feierlichen, unbeweglichen Linie des Forstes lag, einen gelben, öden, gras- und fruchtlosen Fleck gerissen.

Wenn die Sonne schien und der Himmel sich in einem tiefen Blau weit ausbreitete, dann sah das Gelb schön aus, strahlte, und die einstöckigen Häuschen darauf, aus neuen Ziegeln erbaut, glänzten in einem schimmernden Rot, von dem die weißen Fensterkreuze sich abzeichneten. Sogar die lehmigen Kleider der Männer und Frauen, die gebückt bei der Arbeit standen, leuchteten wie mit goldener Farbe gestrichen. Da hörte man lachende Rufe; es lief ein Bursch mit der im Scherz drohend erhobenen Schaufel einem hochgeschürzten Mädchen nach, so daß der Klang der nackten Sohlen auf den hingelegten Brettern weithin schlug; und abends, in der Schwüle der Dämmerung, wenn aus dem Dorf die letzten Peitschenhiebe herüberschallten und die er-

sten Lichter weit am andern Ufer über dem Strom aufblitzten, dann zog wohl auch ein Lied, gemeinsam von den Männern und Frauen auf den Bänken vor den Türen angestimmt, in das weite dunkle Land hinaus dem Strom zu.

Dann lag in der Tat etwas Schönes und Freudiges in der Arbeit hier, wie sie mit jedem Tag von neuem anfing und fortschritt. Immer ausgedehnter und tiefer wurden die eckigen Gruben, die die paar Dutzend Menschen, Männer nur in Hemden und Hosen, Frauen in hochgeschürzten Röcken und roten Tüchern um den Kopf, halbwachsene Burschen und Mädchen, alle mit nackten Armen und Füßen, in den Leib der endlosen Erde schnitten. Die Jungen gossen Wasser aus, die Männer warfen geschickt die nasse, schwere Erde in die Holzform und bildeten längliche, gerade, zierliche Stücke wie Kuchen daraus, und die Frauen, denen der schwerste Teil der Arbeit zugefallen war, fuhren die Stücke auf einräderigen Karren über lange, schmale Bretter hin zu den immer höher sich aufschichtenden Haufen, die eben so gerade abgeschnitten wie die einzelnen Stücke, aber groß wie kleine Berge waren. Über jedem der würfeligen Haufen war ein Dach gebaut, und wo nur an dem ganzen, mit Stroh gefütterten und in Glut gesetzten Stoß eine Öffnung war, da kam ein blauer Rauch heraus, der sich in großen Strichen sammelte und unter dem Dach herzog, dessen vier Ränder er gleichmäßig umkräuselte, als ob das Holz brenne.

Auf der Landstraße fuhren unterdessen ununterbrochen große, zweiräderige Karren, von starken Rossen gezogen und mit den festgewordenen, roten, sorglich in Stroh gepackten Ziegeln beladen; die Fuhrleute lagen ausgestreckt obenauf,

hielten die Pfeife zwischen den Zähnen und schliefen. Am Ufer wieder lagen große Schiffe mit niedergelegten Masten; Bretter führten zu ihnen hinüber, und Männer, mit einer Last Ziegeln auf den Schultern, liefen hin und her.

Und so ging die Erde, aus dem stillen und endlosen Land hier herausgenommen, ohne Aufhören den Rhein hinunter nach dem großen Köln hin, wo neue Menschen mächtige Häuser und Paläste daraus errichteten, in denen wieder neue Menschen endlich eine Heimstätte, einen Ort der Ruhe im Leben fanden. Es war, als ob etwas von der ewigen Ruhe hier, in der Tag und Nacht das Rauschen des Stromes weit in das ebene Land hinein hörbar war, in die Häuser da unten übergehe.

Durch all dieses Starke, in der Sonne Fröhliche, Lebensreiche ging nur eins wie ein schmerzhafter Schnitt mitten hindurch: das war die lange Linie der Kinder, die mitten zwischen den Gruppen der die Arme hebenden Männer, der hin- und hergehenden Frauen gebückt dastanden, die Linie der Halberwachsenen fortsetzend und die vor ihnen hingestellten Schubkarren wieder und wieder mit Erde füllend. Nicht so groß wie die Schaufeln, die sie in den Händen hielten, mit knochigen, alten Gesichtern, von denen das eine oder andere einem bekümmerten Mütterchen oder Väterchen anzugehören schien, verrichteten sie ihre Arbeit, ohne nur einmal die Augen zu heben, ohne den Mund zu öffnen, mit breit hingestemmten, dünnen, von der Anstrengung zitternden Beinen, mit mageren, alle Kraft aufbietenden, aber rastlos und gleichmäßig wie bei alten Arbeitern bewegten Armen. Kaum aus der Dorfschule zurückgekehrt, morgens und nachmittags, fanden sie sich auf ihren Plätzen

ein, sahen nicht einmal nach den Erwachsenen hin, nahmen schweigend ihre Arbeit auf — ihrer zwanzig, Mädchen und Jungen. Im Anfang, als sie, sieben oder acht Jahre geworden, zum ersten Male zur Arbeit zugezogen wurden, strahlten sie vor Stolz, schien ihnen alles ein Spiel, arbeiteten sie, bis der ganze Körper naß von Schweiß war, machten eifrig die Bewegungen der anderen, älteren, nach, waren kaum zu Bett zu bringen. Dann kam die Zeit des Nachlassens, des Müdeseins, der Unlust, des plötzlichen Trotzens und Weinens, die Zeit des Freiheitsdranges, wo sie sich hinter den Häusern versteckten und mit Gewalt und scheltenden Worten hervorgezogen werden mußten. Dann endlich kam die Ruhe, die Ergebung, das Dulden, das fast wie Zufriedenheit aussah, nicht mehr klagte, unaufgefordert seine Arbeit tat. Aber die Gesichter wurden sonderbar ernst und alt dabei, es blieb etwas Unausgesprochenes, in Schmerzen Schweigendes, Trauerndes und Gebrochenes über der Linie schweben — trotz der Sonne und der strahlenden gelben Erde.

Und nun erst, wenn der Regen vom grauen Himmel niederfiel — dann ging alles in ein einziges, schmutziges, zähes Braun über, wurde alles zu Lehm. Dann quirlte bei jedem Schritt braunes Wasser unter den Sohlen hervor, die Beine sanken bis an die Waden in die Erde ein, und es verursachte jedesmal Mühe, sie wieder herauszuziehen. Der Rauch vermochte nicht in die Höhe zu dringen, wurde von dem Regen und der schweren Luft immer wieder nach unten geschlagen und drang in den Mund und in die Augen. Endlich mußten die Karren in die Schuppen gestellt werden, die Männer zogen ihre Jacken an, die Frauen ließen ihre

Röcke herunter, und alles ging langsam und verdrossen in die Häuser. Dann war es plötzlich still draußen, nur der Regen rauschte gleichmäßig weiter.

Das war auch das Bild, das der Platz im Winter bot — denn hier in der Ebene, die sich von den letzten Bergen an ohne Erhebung bis zum Meer hinzog, so daß die Weststürme ungehindert ihre Regenwolken herführen konnten, die sich dann an die Gipfel der Berge festhingen und über der Ebene schweben blieben, war der ganze Winter ein Regen. Dann waren draußen die letzten Schaufeln und Wassertonnen weggeräumt, über den Lehmboden liefen tausend kleine Bäche, die sich hier und da zu gelben Seen vereinigten. Nur das Wasser lebte noch — das Wasser, das im Strom hinuntertrieb zum Meer, und das Wasser, das mit den Wolken vom Meer wieder zurückkam. Selbst unter den Dächern der Schuppen, wo der Regen nicht hinkam, waren die Karren feucht und hingen voll Tropfen — so durchsättigt war die Luft von dem kalten, scharfen Wasserdunst.

Alles, was warmes Leben, Blut in sich hatte, verkroch sich in die Häuser. Da saßen die Väter, die Mütter, die Halberwachsenen in einem Kreise um das Fenster herum, abends um den Tisch, auf dem die Lampe stand. Alle zogen weiße, geschälte Weidenruten durch die Hände und flochten sie zu runden, länglichen, eckigen, großen und kleinen Körben zusammen. Aber obwohl dies eine hübsche, fröhliche Art der Arbeit zu sein schien, waren alle verdrossen; über jeder Bewegung, die nur irgendwo gemacht wurde, lag ein Mißmut, ein Groll, der in der weißen Wolke, die sich aus der Pfeife des Vaters über dem Tisch ansammelte, Gestalt anzunehmen schien. Wenn gesprochen wurde, dann war es nur

im Streit, denn jedes war dem anderen im Licht, hinderte den anderen, die Arme frei zu bewegen. Es war ein unaufhörlicher Kampf um Platz und Licht. Allen war die strahlende Sonne, die köstliche Luft, die weniger beschränkte Freiheit, der größere Verdienst des Sommers genommen. Alle schienen mit starren Augen nur von dem Tag zu träumen, an dem die Hähne im Dorf hinten wieder fröhlich wie sonst krähen würden, an dem endlich wieder die Sonne über dem fernen Forst aufsteigen, an dem endlich der Frühling da sein würde.

Und das war die schlimmste Zeit für die Kinder. Man ließ ihnen nicht mehr Platz als einen Winkel. Da saßen sie zusammengedrückt auf der Erde und zogen wie die Erwachsenen Ruten durch die Hände. Die Hände waren ganz zerschnitten von dem Anziehen der starken, widerstrebenden Ruten. Beine und Rücken schmerzten kaum noch erträglich von dem gebeugten Sitzen, aber die Kinder wagten keine Bewegung zu machen, um sich anders zu setzen. Die Nähe der Erwachsenen lag wie ein Druck auf ihnen. Von Zeit zu Zeit stand der Vater auf, um an den Schrank zu gehen und einen Schnaps zu trinken. Dann trat er zu den Kindern, musterte ihre Arbeit, riß sie ihnen, so sehr die Kinder sich angestrengt hatten, heftig aus den Händen und ließ sie von neuem anfangen. Oft aber auch drehte er sich vom Tisch her plötzlich nach den Kindern um und warf in einer Wut, die im Sommer, wo er keinen Schnaps trank, nie an ihm zu sehen war, irgend einen Gegenstand nach ihnen hin — nur weil er glaubte, sie vermöchten noch schneller zu arbeiten. Das war in einem Haus wie im anderen so, gleichwie auch der schwere, weiße Regen gleichmäßig auf all den Dächern lag.

Aber auch außerhalb der Häuser hatten die Kinder keine Freude mehr. Die Tage waren so trüb, daß die Berge wochenlang nicht zu sehen waren. Noch in der Dämmerung mußten die Kinder schnellen Schritts über die Äcker zur Schule laufen, während ihnen der Atem um die Lippen fror und während sie die roten Fäuste abwechselnd zum Munde führten, um sie durch den Hauch zu erwärmen. Das waren die Tage, an denen sie den Spott und das laute Lachen der Bauernkinder ertragen mußten, die in warmen Röcken, Halstüchern und Handschuhen steckten, und deren Lachen die Ziegelkinder nicht als ein erschrecktes, verwundertes Schweigen entgegenzusetzen vermochten. Und während die Lehrerin ihre Fragen stellte und auf Antwort wartete — vermochten sie an nichts anderes zu denken als daran, wie sie der Magen schmerzte; denn sie durften zu Hause nicht wie im Sommer, wo den Vätern oft das Geld in den Taschen klang, um Brot bitten. —

Der Sturm, der den Winter verkündete, nahm immer mehr zu. Die Kinder, die jeden Sonntag, wenn die Arbeit sie endlich einmal losließ, hier auf der Erdwelle saßen und auf den Strom hinaus sahen, bückten die Köpfe, um sich klein vor ihm zu machen. Stoßweise kam er heran; es war, als ob jemand, der unsichtbar und ungeheuer groß war, mit den Händen eine gleichfalls unsichtbare, feste Masse aufgriffe und sie gegen die Kinder würfe. Dazu heulte der Sturm mit sonderbar wütenden, in der Tiefe anfangenden und pfeifend nach oben steigenden Tönen, ließ die Schürzen und Röcke der Mädchen knattern wie Fahnen. Hin und wieder trug er pfeilgeschwinde, gelbe Blätter vom weit entfernten anderen Ufer her, die den Kindern so fest wie kleine Steine

gegen die Backen flogen. Und oben am Himmel trieb er es noch wilder. Da jagte er Wolken, schwarz wie Tümpel, in denen Kohlen angemacht werden, vor sich her. Das war, wie wenn ein Hund hinter einer Herde schwarzer Schafe, sie in die Füße beißend, hertobe. Oft stemmte sich eine Wolke dem Sturm entgegen, wollte nicht weiter. Dann nahm er alle Kraft zusammen, trieb sie um sich selber herum wie einen Kreisel, riß Stücke von ihr ab, bis sie endlich, dünn und länglich geworden, den Mut verlor, hinter den übrigen hereilte und sich schnell zwischen solche, die breit und dick waren, versteckte. Andere Wolken wieder wollten nach der Seite entfliehen, eilten plötzlich nach rechts oder links davon. Aber im Nu hatte der Sturm sie eingeholt, packte sie und warf sie wieder zu der Herde zurück. Dann waren zwei, die Freunde zu sein schienen, die zwischen allen übrigen durch aufeinander zukamen, sich anhingen und zusammen weiter eilen wollten. Kaum hatte der Sturm das gesehen, so war er schon da, voll Wut, riß sie auseinander, jagte die erste hierhin, die zweite dorthin. Schließlich, als der Sturm immer tobender wurde, unaufhörlich schrie, gaben die Wolken, die sich in der freien Luft nicht wie die Kinder an irgend etwas festhalten konnten, den Kampf auf und flohen dahin, in einem einzigen Entsetzen.

Auch das Wasser ließ er nicht in Ruhe. Er schien zornig, daß es aus einer andern Richtung kam und nach einer andern Richtung hin wollte als er. Deshalb biß er hinein wie in die Wolken, so daß sich das Wasser, wie im Schmerz, in langen Wellenkämmen aufbäumte. Diese Kämme, die weiß wie Schnee waren, während das übrige Wasser die schwarze Farbe der Wolken angenommen hatte, nahm er

und trieb sie, so schnell wie die Wolken, vom linken Ufer zum rechten her. In der Ferne noch sahen die Kämme nur wie weiße Striche aus, aber von der Mitte des Stromes an wuchsen sie, wurden immer höher, kamen immer schneller heran, trieben eine ganze Strecke übers Land hin, da wo sonst trockener Boden war und die Kinder zwischen den Steinen nach angeschwemmten Dingen suchten. Schließlich waren die Kämme so hoch, wie die Kinder selber — dann aber brachen sie unten an der Erdwelle, die ein früheres Ufer und fester war als sie, zusammen; der Schaum zerlief sich, das Wasser wurde wieder schwarz, bis neue Kämme kamen und alles wieder aufwirbelten.

Das Wasser nahm den Zorn des Sturmes auch nicht so schweigend hin wie die Wolken. Die Wolken gaben keinen Laut von sich; von dem ganzen Kampf oben drang kein Ton herunter, obwohl die Wolken dicht über den Köpfen der Kinder daherjagten. Das Wasser aber wurde selber zornig, brauste laut, schlug wie Holz an die Erde an, wollte seinen Zorn an den Kindern auslassen.

Die Kinder jedoch saßen oben, auf der Erdwelle, sahen auf das Wasser hinunter, und es vermochte ihnen nicht mehr anzuhaben, als daß es ihnen die Fußsohlen bespritzte. Hin und wieder versuchte eins, das Wasser zu necken, streckte das Bein aus bis dicht ans Wasser hinunter und zog es, wenn ihm eine Welle brausend bis zum Knie heraufstrebte, schnell wieder unter den Schutz des Rockes zurück. Dann entstand ein Gelächter von vielen hellen Stimmen.

Ein blauäugiges Mädchen mit zwei fingerlangen Zöpfchen hinten wollte seinen Mut und seine Kraft zeigen und stellte sich aufrecht, mit ausgestreckten Armen, auf den Boden.

Aber dann geriet der Sturm so in Wut darüber, daß das Kind bald den Kopf und den Rücken nach vorne beugen und mit den Fäusten, nach dem Gleichgewicht suchend, in der Luft herum schlagen mußte — bis es schließlich wieder ins Gras zurück fiel. Und wieder klang das helle Lachen in den pfeifenden Sturm hinein, schwach, wie entfernte kleine Glocken.

Aber nach und nach, wie die Wolken schwärzer, die Luft dunkler und der Sturm immer lauter wurden, erklang das Lachen seltener. Schweigend, mit starr vorgestreckten Köpfen und klein gemachten Augen saßen die Kinder und sahen auf das Wasser hinaus, gerade dem Sturm entgegen. Das andere Ufer, an dem sonst ganz deutlich ein weißes Haus mit einem einzelnen Baum daneben zu sehen war, ging langsam mit der Grenze des Wassers in ein düsteres, unbestimmtes Grau über. Eine Schar Raben, in der Dämmerung kaum noch sichtbar, kam kreischend mit dem Sturm über das Wasser herübergejagt, wurde nach unten geworfen und strebte immer wieder nach oben, verschwand dann plötzlich.

Die Kinder begannen etwas Unheimliches zu spüren, um sich her zu fühlen, das sie nicht begriffen: wo kamen die schwarzen Wolken her? wo gingen sie hin? was war das, das heulte und die Wolken vor sich hertrieb? Diese Fragen sprachen, ohne daß sie laut wurden, aus ihren Augen. Sie rückten noch enger zusammen, schmiegten sich eins dicht ans andere, nahmen sich bei den Händen, und wenn eines sprach, sprach es so leise, daß sich die Stimme im Tosen der Luft verlor.

Alle Sommersonntage hatten die Kinder hier auf dem abfallenden Grasrand gesessen.

Schon in aller Frühe, kaum daß die Kirchenglocken aus=

geläutet hatten, kamen sie über das Stück Wiese, das zwischen dem Wasser und dem Ziegelfeld lag, zum Rhein her. Hier war ihr Reich, hier wurde jedes andere Kind aus dem Dorf, das sich sehen ließ, mit schnell geworfenen roten Ziegelstücken zurückgetrieben. Stundenlang saßen sie hier, wenig sprechend, sahen den Schiffen entgegen, die sich in der Ferne zeigten, und drehten die Köpfe mit ihnen, bis sie hinter der Ecke des Ufers verschwunden waren. Es war unerklärlich, was das war, was die Kinder hierherzog. Sie gaben keine Auskunft, wenn sie darüber gefragt wurden. Die Eltern hatten ihnen längst verboten hinzugehen, weil es sie unruhig machte, die Kinder nicht lachen und schreien zu hören. Aber die Kinder waren vom Ufer nicht wegzuhalten. Sogar die ganz Kleinen, die noch nicht zur Schule gingen und noch nicht mit arbeiten konnten, hingen sich an die Kleider der Großen und wanderten mit ans Ufer.

Was die Kinder hierherzog, und was nur ihnen bekannt war, waren die zwei Wunder, die es hier, in der Mitte zwischen den zwei großen Städten, gab. Das war unten, bei Köln, der weiße Dom, der von der Sonne beleuchtet, riesenhaft, wie ein Märchenwerk seine zwei zugespitzten Türme über das Gras der fernen Wiesen erhob, über die sonst nichts von der Stadt herausragte — und das waren oben, bei dem unsichtbaren Bonn, die sieben Berge, die sich in einer langen Reihe, in einem blauen Ferndust, rund und doch scharf gezogen in dem weißen Horizont des Himmels abzeichneten. Diese zwei Wunderdinge brachten die Kinder, die hier an dem einsamen Ufer saßen, in eine geheimnisvolle, traumähnliche Verbindung mit der unbekannten, fernen Welt da draußen. Sie gaben Kunde,

daß da noch etwas war außer dem gelben Ziegelfeld, den Schieferdächern des Dorfes und dem schwarzen Wald dahinter. Dazu kam das Rätsel der Wellen, die, solange die Kinder zurückdenken konnten, da unten vorbeiströmten — woher kamen sie? wohin gingen sie? Woher kamen die Scharen der wilden Enten, der weißen Möwen, die im Winter den Steinrand des Ufers füllten? Woher kamen die Massen der Zugvögel, groß und schwarz wie Wolken, die über den Köpfen der Kinder dahinflogen und über dem wagerechten Strich ferner Weiden verschwanden? Woher endlich kamen all die Schiffe, auf denen Männer umhergingen, Hunde bellten, fremde niegesehene Kinder am Rande standen und herüberwinkten — wo gingen sie hin? Was war da, wie sah es da aus, wo die Türme, weiß wie Zucker, und wo die fremdartigen, blauen Schatten der Berge sich befanden?

Alle diese unerklärlichen Erscheinungen hatten in den Kindern ein merkwürdiges Leben wachgerufen, das sich, den Erwachsenen unbekannt und vor ihnen verborgen gehalten, weiterspann. Eine sonderbare Sehnsucht, ein ungewisser Hang nach dem Weiten, Geheimnisvollen, merkwürdige Gedanken entstanden, denen die Kinder mit großen Augen nachhingen, die nur das eine oder andere von ihnen mit flüsternd hervorgebrachten Worten zum Ausdruck brachte.

Am tiefsten war von diesen halb unbewußten Stimmungen das älteste der Mädchen in Bann genommen, das mit seinem Brüderchen auf dem Schoß dasaß, während ihm auf den Füßen wie ein zusammengerolltes Bündel ein winziger ausgezehrter Hund lag.

Das Mädchen war einen Kopf größer als alle übrigen

Kinder, hatte aber ein Gesicht, blaß und so schmal, daß eins der Kinder es mit seinen kleinen Händen hätte ganz bedecken können. Ohne das überreiche, dicke blonde Haar, das ihr in einem Zopf, der so dick wie einer ihrer Arme war, hinten herunterhing, und ohne die merkwürdig großen blauen Augen — das einzige, was an dem Mädchen Farbe zeigte — hätte es eher einem vertrockneten, eingesunkenen Großmütterchen gleichgesehen, hatte die Backenknochen vorstehen, die Stirn und die Hände voll langer, gleichmäßig laufender Falten. So schwach, daß es jedem Bauer, der vorüberging und sie Lehm in die Karren füllen sah, leid tat, wurde sie von einem finster blickenden, selten sprechenden Vater, den auch seine junge schwarzhaarige, sanfte Frau vor einem Jahr schon verlassen hatte, doppelt scharf zur Arbeit angehalten. Sonntags dann saß sie da, in der Mitte der Kinder, unablässig die blauen Augen auf die Berge gerichtet, und flüsterte mit fremd anmutenden, sonderbar erregten Worten von alledem, was sie da hinten, hinter den Bergen sich dachte.

So wurden die Kinder noch erregter, das Traumleben in ihren blonden, eckigen Köpfen noch blühender. Mit der Zeit gewannen die runden, blauen Linien der Berge die ausschließliche Herrschaft über ihre Gedanken. Die Augen gingen nicht mehr davon weg. Wenn abends bei den Kindern hier die Sonne untergesunken war und ein kühler Luftzug plötzlich vom Wasser heraufkam, dann leuchteten die Berge noch in einem goldenen, strahlenden Glanz. Die Kinder wußten wohl von den Erwachsenen und aus der Schule, daß es Berge waren, das da, da hinten — woraus aber waren sie zusammengesetzt, worauf standen sie? Wie

kam es, daß sie nicht umfielen? Warum blieben sie immer an der einen Stelle, gingen nicht weg, kamen nicht näher? Warum standen sie nicht hier auf den Wiesen, zwischen dem Wald und den Weiden? Und was endlich war hinter ihnen? Bis zu ihnen hin konnte man sehen, da war nichts anderes als Äcker und Gras wie hier unten — was aber war hinter den Bergen? Was war das für etwas Geheimnisvolles, das die lange Wand der Berge vor sich hingestellt hatte, damit man es nicht sehen konnte?

Das eine schien den Kindern sicher, daran kam nie ein Zweifel auf: es war schön da oben, da hinter den Bergen — es war etwas Strahlendes hinter ihnen, das man sich nicht weiter vorstellen konnte. Es mußte etwas der Art da sein; denn Sonntags, wenn die großen, weißen, mit Fahnen geschmückten Schiffe, mit unzählbaren Menschen den Strom hinauf, den Bergen entgegendampften — dann drang lautes Lachen und Singen, Gläserklingen gedämpft über das Wasser herüber. Es wurde mit dröhnenden Böllern geschossen, wie bei der Dorfkirmeß, Musik spielte — was war es nur, was zu sehen die Menschen sich so freuten? Und abends, wenn die Schiffe zurückkamen, dann war der Jubel noch lauter. Dann brannten tausend bunte Lichter, man lachte und sang noch ausgelassener, die Musik spielte ohne Aufhören, und die Kinder, in den Hemden an den Fenstern stehend, sahen deutlich, wie alle die Menschen miteinander tanzten. Was war es nun endlich, was die Menschen da oben, hinter den Bergen, gesehen hatten und was so schön war, daß sie solche Freude darüber empfanden? —

Nun aber kam der Winter — die Zeit der Freudlosigkeit, der lastenden Schwere, des Hungerns und des Frierens.

Die Sonntage am Ufer in der warmen Sonne waren vorbei. Schon rief eine Stimme von den Häusern her: „Ihr Aöster — wat es dat? Wollt ihr jlich naoh Huus komme!" Und andere Stimmen, scharf und schneidend, schlossen sich der ersten an: „Waat nor, ech well üch prüjjele, dat die Splitter von üch jonn."

Die Kinder schreckten zusammen. Da war es: schon warfen ihnen die Mütter, die doch die letzten sonnigen Tage, die Aussicht auf noch lange Arbeit draußen gegeben hatten, freundlich mit ihnen gewesen waren, Schimpfworte entgegen — auch die Mütter fingen schon an, wie der Winter scharf und zornig zu werden.

Schnell standen die Kinder auf, die kleinen faßten mit den Händen nach den Kleidern der großen, und, vom Sturm getrieben, der ihnen im Rücken saß, trippelten alle, bald schneller, bald wieder zögernd, über das Gras und den weiten Lehmboden zu den Häusern hin.

Plötzlich aber schrieen die letzten auf, blieben stehen, hielten die ersten an den Kleidern zurück und starrten hinter sich. Da kam in der Tat eine Gestalt auf die Kinder zu, die sich schwarz und riesenhaft gegen das breite Grau des Wassers abhob. Zugleich heulte der Sturm laut auf, warf sich gegen die Kinder, wollte sie zu Boden werfen. Nun fingen sie alle zu schreien an; einige weinten leise, ruhig, wie schon in ihr Schicksal ergeben.

Aber da kam von der Gestalt ein silberhelles Lachen her, das der Sturm in Stücke riß und davontragen wollte, das aber doch zu den Ohren der Kinder hindrang.

Und mit einem Mal waren sie still, nur eins oder das andere gab noch einen Laut von sich — dann liefen sie,

immer noch schweigend, zu der Gestalt hin, indem sie sich mit vorgehaltenen Köpfen und an den Leib gelegten Ellenbogen gegen den Sturm stemmten.

Nichts anderes als die Lehrerin steckte in der Gestalt, die immer fröhliche, wie ein Kind schmale Lehrerin aus dem Dorf, zu der die Kinder jeden Morgen und Mittag in die Schule gingen. Aber auch die kleineren kannten sie; denn sie kam öfter zu den Kindern ans Ufer hin — die einzige Geduldete — setzte sich zu ihnen, an den Erdrand, ließ die Beine herunterhängen wie sie und erzählte ihnen Märchen und Geschichten, die sich in uralter Zeit hier am Ufer erreignet hatten. Sie kam immer mit diesem silberhellen, überraschten Lachen, wenn sie die Kinder von weitem sah — deshalb erkannten die Kinder sie auch sogleich daran. Niemand der anderen Erwachsenen lachte so, niemand der anderen ging überhaupt so mit ihnen um wie sie, ohne ein hartes Wort, immer lachend, immer mit den Händen streichelnd, nie schlagend. Deshalb hingen die Kinder auch an niemand so, und die Frauen schimpften deshalb wieder über die Lehrerin.

Als sich die Gestalt aus dem Dunkel löste, war ein junges, schmales und gesundes Gesicht zu erkennen — fein wie der volle, schlanke Körper darunter, wie die weißen Hände, die schmalen Schuhe. Wie aus einem fremden Land gekommen, in einem Kleid aus hellem, weichem Tuch, mit einem Hut, um den ein zierlicher, weißer Schleier gelegt war, stand das Mädchen da, in diesem Land der hageren, breitnackigen und derbfäustigen Männer. Nie überhaupt sah man sie mit noch jemand gehen; immer, wenn einer der Männer zufällig am Strom zu tun hatte, weiter unten,

wo nur noch Weiden wuchsen, stand sie auf einem Stein, der schon vom Strom umspült war, und hielt den Kopf auf das Wasser hinaus gewendet.

Die Kinder hingen sich ihr an Hände und Kleid; wo Platz war, drängte sich eine kleine Hand hin, um auch ein Stück der Liebe da, des Lachens da, des Schutzes anzufassen. Mit jedem Knie, das sie vorsetzte, mußte das Mädchen eine Last Kinder vor sich herschieben.

In einem merkwürdigen Schweigen ging der kleine Zug weiter. Die Lehrerin sprach und lachte wohl; die Kinder aber machten ernste, ängstliche Gesichter und eilten, nach Hause zu kommen.

„Ja, was habt ihr denn, ihr Dummen? Geht doch langsam! Es ist ja so schön, sich von dem Wind treiben zu lassen — man kommt ja weiter, ohne daß man zu gehen braucht. Und hört nur, wie er heult und uns doch nichts tun kann!"

Keins der Kinder antwortete, hielt ein; alle drängten weiter. Die Furcht vor den zornigen Worten und Schlägen der Mütter war so groß, daß sie nicht einmal davon zu sprechen wagten. Diese Furcht lag ihnen wie ein Stein in der Brust, schnürte ihnen wie etwas Ungeheuerliches, Entsetzliches den Atem ab. Sie hätten den Mund nicht einmal aufgebracht — so fest wurde er von dieser Furcht zugehalten. Zugleich hatten sie ein Gefühl, daß sie vor dieser schönen, so reinen und lustigen Frau nicht von etwas, was so häßlich war, sprechen durften.

„Ach was, jetzt bleibt einmal stehen und seht mal die Berge an! Habt ihr schon so etwas Schönes gesehn?"

Die Kinder drehten die Köpfe hin und blieben dann

wirklich stehen. In dem schwarzen Gewölk war hinten, in der Ferne, eine blutrote Öffnung. Und aus dieser Öffnung brachen dicke, rote Linien wie Strahlen heraus, glühten wie Dachsparren, die in einer Feuersbrunst stehen. Unter der schwarzen Masse der Wolken her gingen sie, wie ein Fächer auseinander gebreitet, nach der Wand der Berge hin. Und die Berge standen in einem roten, klaren, feurigen Schein, als ob sie durchsichtig wären und in ein Meer von glühendem, rotem Licht, das hinter ihnen war, sehen ließen. Alles zeigte sich in einer merkwürdigen Deutlichkeit: Bäume standen da, Wipfel an Wipfel; dazwischen war eine Wiese zu erkennen, die in einer lieblichen Wölbung abfiel, und an deren Rand ein Schloß, wie Feuer strahlend, mit hundert Fenstern und Türmen, sich über die Wipfel der Bäume in den schwarzen Himmel hob. Und das alles leuchtete, wie ein Zauber, durch den gelben, dicken Schleier der späten Dämmerung hindurch.

Die Kinder starrten wortlos hin, Augen und Mund weit geöffnet, während ihre Gesichter von dem roten Schein widerglühten und in dem Schein noch bleicher und schmäler aussahen.

Und schon war alles vorbei: die Wolken schlossen sich; der Sturm trieb dicke, schwarze Massen vor die Berge hin — einen Augenblick noch drangen sie mit ihrer Glut durch die Schwärze, dann war nichts mehr von ihnen zu sehen.

Die Kinder standen immer noch und starrten hin. Die Lehrerin, die ihnen ein wenig verwundert zusah, stimmte ein Lied an und zog sie mit sich fort, weiter den Häusern zu, in denen schon die Lampen angezündet waren.

Plötzlich drehte sich das älteste der Mädchen um, das, ihren Bruder an der Hand, vor der Lehrerin herging, sah sie mit dem vollen Gesicht an und sagte leise, schnell: „Fräulein — wat es hinger de Birg?“

Die übrigen waren erschrocken, atmeten nicht, ließen die Lehrerin los, als fürchteten sie, daß sie erzürnt sei. Nun war unvorhergesehen an das Geheimnis, an das Verbotene gerührt.

Aber das Fräulein lachte nur über den sonderbaren Ausdruck im Gesicht des Mädchens, band dem Mädchen, während sie weitergingen, die Schleife im blonden Haar fest und sagte: „Hinter den Bergen? Ja, da ist freilich etwas, von dem ihr in euren kleinen Köpfen noch nichts wißt. Da ist kein endlos flaches Lehmfeld wie hier und nicht so kümmerliche Grashalme sind da, sondern da geht's anmutig Wiesen hinauf, Wiesen hinab, Bäche sprudeln lustig zu Tal, und alles ist eine einzige Fülle von Obst und Trauben — dicken, blauen Trauben. Und wo doch noch ein Fleckchen dazwischen frei ist, da stehen Blumen — Rosen, rot und weiß und so dick wie eure Köpfe, und Tulpen und Lilien. Hei, was das ein Duft ist! Da solltet ihr einmal eure Nasen hineinstecken! Und wie die Vögel da singen — bunte, geschwinde Vögel, nicht so grau und langweilig am Boden hüpfend wie unsere Spatzen hier. Sie singen vom Morgen bis zum Abend; denn sie haben Zeit genug, brauchen nicht lang ihr Futter zu suchen. Und die Menschen, die singen noch lauter und noch fröhlicher als die Vögel. Da gibt es keine solchen, die so dumm sind oder so böse, daß sie kein Wort von sich geben den ganzen Tag — ihr wißt schon, welche ich da meine im Dorf. Da gibt's auch keine, die

streiten oder die andern schlagen. Da hört man nichts als fröhliches Lachen — hoch von den Felsen herunter und weit vom Strom her klingt es den ganzen Tag. Und die Kinder — wie die erst lustig sind! In jedem Obstbaum sitzen ihrer ein Häuflein, drei oder sechs — aus jedem Wald heraus hört man ihre hellen Stimmen, wenn sie sich im Spiel zurufen. Ja, da solltet ihr einmal auf einen der Berge klettern und von oben in dieses Land hinuntersehen!"

Die Kinder schwiegen, setzten die Beine immer schnell dicht eins vor das andere. Denn hätten die Pausen nach jedem Schritt, wo nur ein Bein die Erde berührte, zu lange gedauert, dann wäre es leicht geschehen, daß der Sturm die ganzen Kinder davongetragen hätte. Zwei von ihnen gingen, eins an der rechten, eins an der linken Hand der Lehrerin. Die übrigen hielten sich das eine an der Hand des andern, so daß sie zu beiden Seiten der Lehrerin Flügel bildeten, deren Enden, vom Sturm getrieben, der Mitte ein wenig voraus waren. Und bei den Worten der Lehrerin drückte eine Hand die andere fest, wie in Angst, im Schutzsuchen.

Die Lehrerin sah nach rechts und links zu all den Gesichtern hinunter und lachte hell auf: „Ja, glaubt ihr es nicht? Ei, ich bin ja selber da zu Hause, ich komme ja daher, es ist ja meine Heimat da! Aber das alles ist noch nichts. Geht nur ein Stündchen weiter, da liegt ein Land, das heißt Schlaraffenland — habt ihr von dem schon gehört? Nur ein Stündchen hinter den Bergen — dann seid ihr mitten darin. Denkt euch: da fließen alle Bäche voll süßer Milch und gelbem Honig. Und der Honig ist so dick,

daß der Löffel darin stecken bleibt. Und wenn es regnet, dann regnet es Reisbrei, und der Zucker und Zimt fällt auch gleich mit hinunter. Da fliegen gebratene Tauben durch die Luft, und wenn ein Kind den Mund aufmacht, so sitzt ihm auch schon eine darin, und es braucht nur noch zu beißen und zu knacken. Und Schweinchen laufen umher, rund herum gebraten, goldbraun und knusperig, wie es die beste Köchin nicht besser könnte braten. Denen steckt Messer und Gabel gleich im Rücken, und sie bleiben von selber vor den Kindern stehen, und die Kinder dürfen sich herunterschneiden, so viel sie wollen. Und wo ein Stein an der Erde liegt, da braucht ihr nur euer Sacktuch auszubreiten, dann steht gleich das schönste Essen vor euch — Fische, Braten, Kuchen und süße Speisen mit rotem Saft darüber, und auch eine Flasche Wein steht daneben, die in der Sonne funkelt, als wenn sie aus lauter Gold wäre. Alles, was die Kinder da sich wünschen, das fliegt ihnen zu — so schnell, daß sie nicht einmal merken, woher es eigentlich kommt. Will eins ein kleines Pferd mit Glocken am Hals — flugs sitzt es schon darauf. Will eins ein Schifflein, ganz aus Gold und mit bunten Fähnlein, um auf den Rhein hinaus zu fahren — so sitzt es auch schon darin, und die Fische im Wasser schwimmen mit und funkeln alle von Gold und Sonnenschein. Da ist es immer Sommer und warm, und immer ist es Tag, so daß die Kinder sich nicht im Dunkeln zu fürchten brauchen. Das Christfest aber feiern die Kinder da oben zweimal im Jahr — ihr müßt nämlich auch wissen, daß da nur Kinder wohnen — es gibt gar keine großen Leute da, nur Kinder, alle mit dicken, roten Backen und goldenen Haaren. Wenn die Kinder sich mit der Hand übers

Haar streichen, dann ist die Hand ganz voll Gold. Und was für wunderschöne Kleider die Kinder anhaben! Wenn da ein Mädchen nur in Kattun oder Wolle daherkommt, dann lachen die andern es aus, und wenn es auch hier die feinste von allen wäre. Denn da wird nichts als weiße Seide getragen, weiße, knisternde Seide. Und Flügel sitzen an jedem Kleid hinten — damit können die Kinder fliegen, wohin und so hoch sie nur wollen. Und dreie, zwei Mädchen und ein Junge, die sind einmal so hoch geflogen, daß die andern, die unten standen, sie gar nicht mehr sahen; sie sind auch nie mehr wiedergekommen, und man muß deshalb annehmen, daß es da oben, wo sie hingeflogen sind, noch viel schöner ist als unten, weshalb sie nun nicht mehr zurückwollen."

Das junge Mädchen hatte das alles anfangs mit klarer, lachender Stimme erzählt. Aber nach und nach — vielleicht durch die merkwürdige Stimmung des Abends, die Einsamkeit des Landes rundum, die Stille der Dunkelheit, das Sausen des Sturmes, durch die rätselhafte, schweigende Aufregung der Kinder, durch ihr Mitleid endlich mit diesen Kindern — nahm ihre Stimme einen sonst nie an ihr gehörten, leisen, tiefen, erregten Klang an, so als ob die Erzählerin selber an ihre Erzählung glaube und selber aus diesem Land, wo das Schicksal sie hinvertrieben, sich hinaussehne nach jenem Wunderland da — — oder schien dies alles den Kindern nur so?

Nun aber wurde die Lehrerin unterbrochen durch neue Rufe von den Häusern her, die wie zischende Pfeile, gegen den Sturm geschossen, heranflogen, verflatterten, in irgend einer Ferne noch einmal auftauchten. „Soll ich üch holle

komme — ihr Teufelspack — ich rießen üch dä Kopp vom Hals —"

Die Lehrerin war für einen Augenblick selber erschrocken. Dann aber lachte sie mit ihrem alten, silberhellen Lachen, hielt die Hände an den Mund: „He! Sie sind ja bei mir — es geschieht ihnen nichts —". Sie küßte das älteste der Mädchen, das bewegungslos, den kleinen Bruder immer an der Hand, mit keuchendem Atem dastand, schnell auf die Stirn, versuchte ihr noch flüchtig ins Gesicht zu sehen. Dann drückte sie von dem Haufen der anderen, so viel sie umfassen konnte, an sich, glättete mit der Hand schnell ihr Haar, hob ihre Röcke hoch und eilte mit langen, leichten Schritten über die Schollen der Äcker den Lichtern des Dorfes zu, war nach wenigen Augenblicken schon in der Finsternis verschwunden.

Die Kinder liefen, ohne noch ein Wort zu sprechen, nur die Geschwister eines nach dem andern rufend, über das Ziegelfeld hin, stolpernd, hier und da an Bretter und Fässer stoßend, aber ohne sich aufzuhalten, vom Sturm mit den rischelnden Blättern und den ersten, schweren Regentropfen zusammen vor sich her gejagt.

Bald war das kreischende Schelten der Frauen und das klappernde Geräusch von schnell mit den flachen Händen ausgeteilten Schlägen zu hören, aber kein Widerwort, kein weinender Laut der Kinder.

Bei dem rauschend und unaufhörlich niederströmenden Regen der nächsten Tage sahen sich die Kinder nur auf dem Weg von den Häusern nach der Schule und von der Schule zurück nach den Häusern. Da war denn eins oder das andere, das einen aufgespannten Regenschirm trug. Um das

herum sammelte sich ein Haufe der übrigen, die sich fest an das Kind in der Mitte anschlossen, so daß der Regen nur an ihren äußern Armen niedertroff.

Der gewöhnliche Weg, durch die Räder der Karren von selber entstanden, war nur noch ein Sumpf, aus dessen gelbem Brei rote Steine und Strohhalme heraussahen. Deshalb gingen die Kinder über das Gras. Aber auch da hatten sich Seen und Bäche gebildet, über die sie hinüberspringen mußten, schnell, um wieder unter den Schutz des Schirmes zu kommen.

Das alles geschah in einem unveränderlich gleichen, merkwürdigen Schweigen. Sonst hatte der Regen sie nie abgehalten, sich gegenseitig ins Wasser zu stoßen, unversehens den Schirm wegzuziehen, so daß alle darunter übergossen wurden, in der Geschwindigkeit kleine Brücken und Dämme aus Lehm zu errichten, Schiffe aus Papier zu bauen, die sie schwimmen ließen. Nun aber gingen sie, in einzelnen Gruppen, alle wortlos und gleichmäßig trippelnd, daher. Daß dabei in allen Köpfen derselbe Gedanke lebte, stellte sich heraus, als das älteste Mädchen auf einen Steinhaufen kletterte und nach der Richtung Ausschau hielt, in der sonst die sieben Berge zu sehen waren. Gleich kletterten alle hinterher und sahen ebenso in den grauen Regen hinaus. Aber keines sprach dabei. Es lastete immer eine sonderbare Furcht auf allen, von dem Geheimnisvollen, Unbegreiflichen zu sprechen, von dem ihnen erzählt worden war, das sie, ohne nur einmal zu zweifeln, vollkommen ernst nahmen und das da hinten lag. In der Schule, wenn sie in den Bänken saßen, unter die Kinder des Dorfes verteilt, hielten sie die Augen unaufhörlich auf das Gesicht der Lehrerin gerichtet, um da

ein stilles Einverständnis zu lesen, ein Gestehen, daß alles wahr sei, ein Wissen von neuen, noch größern Wundern. Aber die Augen da gingen über die Reihen der Kinder weg, in der alten Fröhlichkeit, die den Ziegelkindern nun etwas Fremdes, Kaltes zu haben schien, suchten nur nach Faulen und Schwätzern. Der Mund da, aus dem doch jene geheimnisvollen, strahlenden Worte herausgekommen waren, öffnete sich nur noch zu trockenen, einzeln ausgesprochenen Buchstaben, zu Zahlen und wieder Zahlen, und einmal sogar zu einem Schelten.

Dadurch waren die Kinder nun auf sich selber gestellt, hatten keinen Freund mehr; niemand war mehr, den sie fragen mochten und der auf ihre Fragen Antwort gegeben hätte. So fingen die Gedanken hinter den noch kugelig gewölbten, unfertigen Stirnen von selber zu arbeiten an, gerieten in eine Hast, in ein Fieber, in dem alle Bilder und Vorstellungen riesenhafte Umrisse annahmen. Immer unter dem Druck des tiefen Ernstes, mit dem die Kinder nach wie vor in sonderbarer, komischer Weise an das erzählte Märchen glaubten, hörten die Gedanken nicht mehr auf zu arbeiten; bei Tag und Nacht wälzten sie sich in den zarten, zu keinem Widerstand fähigen Gehirnen herum; sprangen einzeln, dann von allen Seiten zugleich auf, riefen immer neue nach, türmten sich schließlich zusammen und trugen auf ihrer Spitze nur noch den einen Gedanken: „Herrjott! könnt mer doch do sen, hinger de Birg!"

Noch war der Gedanke kalt, starr, ohne Leben, ohne Bewegung und Kraft. Aber schon brannte unter ihm etwas wie ein Feuer, auf das er gestellt schien und das ihn langsam und unaufhaltsam erwärmte. Er stieg auf wie Wasser

auf dem Ofen, vergrößerte seinen Umfang, fing an Leben zu gewinnen, zu rauschen, zu springen, kochte schließlich wild auf und tobte mit einer unerklärlichen, unwiderstehlich drängenden Kraft.

Die Glut in den Köpfen wäre wohl in den Augen der Kinder zu sehen gewesen, die einen Glanz zeigten, den sie nie gezeigt hatten; aber es war niemand da, dem es wert genug gewesen wäre, auf die Augen der Kinder zu achten.

Und es war diese Kraft, die die Kinder eines Abends in der Stille und dem Dunkel eines Schuppens zusammenbrachte. Ohne daß Zeit und Ort ausgemacht war, fanden sie sich alle nach dem Abendbrot ein, während die Männer um den Tisch in einem der Häuser saßen, tranken und würfelten. Jeden Augenblick ging die Brettertür leise auf, und eins der Kinder, mit vom Regen genäßten Haaren, trat ein. Und weil auch durch das Dach des Schuppens hier und da der Regen drang, setzten sie sich unter die Karren, stellten Bütten halb auf, bauten Dächer von Brettern über sich.

Nur die größeren unter den Kindern waren gekommen; die ganz kleinen schliefen schon, und die Mütter glaubten auch die größeren schlafend. Durch das eine Fenster des Schuppens drang der Lichtschein von den Häusern herein, so daß Gesicht und Hände von jedem, und was eines Weißes an sich hatte, zu erkennen war.

Über gleichgültige Dinge sprachen sie; das hatte neue Schuhe erhalten, die einem größeren Bruder zu klein geworden — dieses hatte eine Katze mitgebracht, die ihm draußen zugelaufen und die es in seine Schürze gewickelt hatte; ein Mädchen — so klein, daß es, als die Bütte, unter der es saß, ihm über den Kopf fiel, nicht einmal

anstieß — zog die größeren Mädchen an den Röcken und bat in einem eigensinnigen, flüsternden Ton um ein Stück Brot.

Von den Häusern schallte das Lärmen der Männer, durch das plätschernde Geräusch des Regens hindurch, herüber. Hin und wieder stiegen laute, streitende Stimmen über den allgemeinen Lärm empor.

Endlich kam das älteste Mädchen, mit dem Bruder an der Hand. Beider Füße waren nackt und von Lehm bedeckt — ihrem Vater war noch nicht der Einfall gekommen, den Kindern Schuhe zu geben, und selber wagten sie nicht darum zu bitten. Das Mädchen lachte, etwas Geheimes andeutend, indem es den großen hagern Mund breit zog und mit den Augen ein Zeichen gab, still zu sein. Sie mußte die Tür noch einmal öffnen, um den Hund hereinzulassen, der, alle Winkel durchsuchend, wie ein gelber Fleck durch das Dunkel des Schuppens schwankte. Dann drehte sie eine Bütte um und setzte sich darauf, zog die nassen Füße unter die Wärme des Rockes, nahm den Bruder wie immer auf den Schoß und ließ den Hund wie immer sich auf ihre Füße legen. Auch ein paar der anderen kamen noch zu ihr und setzten sich auf den Rand der Bütte, indem sie die Große mit den Armen umschlangen und die Köpfe an ihren Rock lehnten.

Eine Weile hörten alle dem Streiten draußen zu, das immer drohendere Laute annahm. Man hörte entsetzliche Flüche und das Schlagen der Fäuste auf den Tisch.

Mit einem Mal kamen von der ältesten helle, sonderbar jauchzende Worte her, ohne daß sie eine Bewegung dazu machte: „Saht — ech weiß dä Wäg!“

Keine Stimme antwortete; alle wußten, wovon sie sprach.

„Saht — ech jonn, morje oder üvvermorje. Ech jonn hen, ech blieven nit mieh he."

„Weiß du dä Wäg?" flüsterte eine Stimme irgendwoher.

„Och — ech jonn emmer am Wasser vürbei — einmaol moß ech esu doch henkumme."

Ein Junge, der einen Ziegelstein in der Hand trug, ohne daß der Zweck ersichtlich war, kroch unter einer Karre her auf das Mädchen zu, faßte sie an den Arm und sagte in komisch kurzer, entschlossener Weise: „Ech jonn met dir, Marieche."

„Nä," erwiderte sie nach einer Weile, „ech jonn allein, du kanns nit esu weit jonn — et sen jeweß vier Stond."

Der Junge ließ den Arm los und blieb bewegungslos stehen, schien nichts mehr sagen zu wollen. Dann aber setzte er sich an die Bütte nieder und sagte trotzig: „Ech jonn doch met."

Ein leises Weinen kam von einer Karre her, auf der oben ganz allein ein Mädchen saß, mit einer blauen Schürze, auf die gerade ein Lichtschein fiel: auch der Kranz von strähnigem, weißem Haar, der rund um ihren Kopf lag, war deutlich zu sehen. Jetzt verschwand der Kopf aus dem Licht — es hatte den Anschein, als ob ihn das Mädchen in ihren Schoß senke, um da unten in der Dunkelheit besser weinen zu können.

Marieche sah nach der Karre hinauf, zögerte, fragte aber dann: „Woröm kriesch's du? Saag —"

„Ech well och metjonn — lommich doch, lommich doch" — meinte die leise Stimme.

Die große überlegte, zog ihren Zopf durch die Hände, um das Wasser herauszudrücken. „No jo — jod — du solls metjonn. On och du," sagte sie zu dem Jungen, „ihr sollt alle zwei metjonn — äbber ihr dörft et keinem verraode, et moß janz onger ons bliebe, ihr dörft kein Waörtche redde davon."

Der Junge sprang auf, sprang umher. Man hörte ihn mit dem Kopf und den Schuhen an den Geräten anstoßen. Er atmete so erregt, daß er anfangs kein Wort herausbrachte. Schließlich rief er: „All—all möt ihr metjonn — mer jonn all zosamme — morgen en der Fröh — ech trekken ming Sonndagsschohn aan."

Aber nirgendwo regte sich eine Zustimmung. Nur das knisternde Geräusch der Kleider ließ darauf schließen, daß hier und da sich ein Kind bewegte.

„Weiß it sicher dä Wäg?" zitterte es schließlich in einer entfernten Ecke.

Marieche flocht mit hastigen, trotzigen Händen an ihrem Zopf. „Nä, nä — mieh nit, mieh nit! Mer jonn allein, mir drei! Wenn ihr all dobei seid, dann wird et verraode — dann merken se't, dann kumme se hinger ons her."

Plötzlich ging der Lärm draußen in ein Toben über. Eine kreischende Stimme war zu hören, die, obwohl sie von einem Manne kam, in der Wut so hoch klang, als ob sie von einer Frau herrühre. Eine andre Stimme warf in kurzer, regelmäßiger Folge lachende, höhnisch klingende Töne dagegen, die den Tönen einer Ziege, die Salz will, ähnlich waren. Zugleich gab eine Anzahl anderer Stimmen ein zischendes Geräusch von sich, wie es die Dorfkinder von sich gaben, wenn sie die Hunde gegen die Ziegelkinder auf-

hetzten. Dann schlug eine Tür auf, das schallende Geräusch schneller Schritte erklang, die durch den Regensumpf liefen.

Der Junge mit dem Ziegelstein kletterte geschwind auf den Karren hinauf, öffnete das Fenster und steckte den Kopf hinaus. „Hei," rief er, „et es minge Vatter, er lööf däm Rudkopp naoh — er es schon bei im, er pack in schon." —

Man hörte einen dumpfen Fall, dann war mit einem Mal alles still.

„Er hät in jestoche, me'm Metz," rief der Junge stolz, fast freudig, „äh, minge Vatter es stärker als üere all."

Die andern Kinder waren aufgestanden, hatten sich in einem Haufen zusammengedrängt, standen um die älteste her, steckten die Köpfe eins in die Kleider des andern — der ganze Haufen zitterte, als wenn er umfallen wollte, weinte leise.

Der Junge, von der Stille betroffen, stieg von der Karre herab, trat hinzu, sah alle weinen, schien nun die Bedeutung des Ereignisses zu erkennen, fing auch mit zu weinen an, lauter als die übrigen.

Ein anderer Junge, der Sohn des Gestochenen, der wie der Vater rote Haare hatte, begann daraufhin mit offenem Mund zu heulen.

Und jetzt weinten alle, laut, mit schluchzenden, abgebrochenen Tönen.

Da drängte sich Marieche durch und rief mit ihrer hellen, klaren Stimme: „Jöp — Sting — öhr zwei! Vorwärts — mir jonn jetzt, mir maachen ons' op dä Wäg — mir jonn nit ens mieh naoh Huns, mir jonn naoh de sibbe Birg." Die Häßlichkeit dessen, was draußen geschah, schien in dem Mädchen den plötzlichen Entschluß hervorzurufen.

Sofort war alles still. Alles blieb stehen, wie es stand, drehte nur die Köpfe nach dem Mädchen hin, hob die Arme in die Luft, ganz erschrocken in äußerster Spannung.

Aber die zwei, denen der Ruf galt, regten sich nicht, versteckten sich hinter die Wand der vor ihnen stehenden, antworteten nicht.

Ohne noch eine Sekunde zu warten, faßte Marieche ihren Bruder fester an der Hand, der sich, ohne zu verstehen, ohne zu fragen, vertrauend wie ein Blinder an die Schwester schmiegte. Dann pfiff sie dem Hund, wandte sich, schritt zur Tür, zog den Rock eng um die Kniee zusammen und ging mit festen, langen Schritten, ganz anderen Schritten als sonst, in die Nacht und den Regen hinaus.

Die Kinder drängten alle in die Tür, standen da, Kopf an Kopf, sahen dem Mädchen nach, wie sie daherging, wie die Lichtstreifen aus den Häusern auf sie fielen. Aber mit einem Mal lief eins, dann ein zweites, dann alle in einer lautlosen, entsetzten Eile hinter dem Mädchen her, hängten sich an sie, flehten, nicht mit Worten, nur mit großen, aufgerissenen Augen und zuckenden, geöffneten Lippen.

Marieche sann wieder eine Weile nach, streichelte einigen über die Köpfe, wie sie es von der Lehrerin gesehen hatte, und dann begann sie mit einer ruhigen, klaren Bestimmtheit: „Saht“ —

Es lag etwas Unausgesprochenes, Verheißungsvolles schon in dem ersten Wort, so daß alle zu ihrem Gesicht aufsahen.

Sie stand im Kreis der andern, ließ die Arme am Leib hängen, legte den Kopf schief auf die Schulter, in

einer Art Verlegenheit, so, unter den Blicken aller, etwas, was Bedeutung hatte, sagen zu müssen. Aber dann hob sie die Arme wie ein Redner, streckte den Kopf vor, wie um mit ihrer Stimme näher an den fremden Gesichtern zu sein und sagte: „Saht — mir jonn all zosamme. Nömmes blieb zoröck. Ech han mir alles üvverlääg — all jaoht ihr met mir. Do sollt ihr dä Hunig on die Druwe sin, do welle mer wiße Kleider aandonn on dä janze Dag spazeere jonn. Do welle mer die Vüjjel singe hüre on däne Fesch em Wasser zosin. On — saht — do sen noch esu vil ander Kinder — die han all wieße Kleeder aan — die sen all wiiß wie Prinzessine. Die kumme ons entjäje on zeijen ons alles, on dann pflöcke mer ons Druwe on laache on spille zosamme — dä janze Dag. Do bruche mer net zo arbeede, nömmes schläg ons do."

Das alles sagte sie immer in dem merkwürdigen, feierlichen, fast komischen Ernst, der alle Kinder erfaßt hatte, während nur sie ihm Worte zu geben vermochte, begeistert auch von Dingen, die sie sich in ihrem Gehirn außer den ausgesprochenen noch vorzustellen schien. Sie atmete tief auf und legte sich die Hand auf die Brust, als ob sie da einen Schmerz verspüre. Ihre Augen waren noch größer als sonst und starr; sie sahen über die Köpfe der Kinder weg immer in die Richtung der Berge hin, wie wenn sie schon in die Wunder da hineinsähen. Dabei ging ein Licht von ihnen aus, verschwand, kam immer wieder.

Nun hob das Mädchen die Beine und schritt aus, ohne Zögern, ohne einen Zweifel, ob alle ihr folgten.

Und wirklich blieben alle Füße, ohne ein Zaudern, neben und hinter den ihren, wie von den ihren mitgezogen,

traten in die Regenlachen, leise wegen der Nähe der Häuser und doch deutlich in der Nacht zu hören.

Schon war der Zug an den Häusern vorbei, schritt den Hang von dem tiefen Ziegelfeld zu dem höheren Grasboden hinauf — immer schweigend, Fuß an Fuß, Atem an Atem. Jedes ging für sich allein, niemand hielt sich an einem anderen fest, wie ganz ausgefüllt von dieser Kraft und diesem Selbstvertrauen. Keines wandte den Kopf, um noch einmal zurückzusehen. Ohne Zögern verließen sie die Heimat, das Lehmfeld, die Ziegelhäuschen, Väter und Mütter. Immer weiter schritten sie, kamen schon an den einzelnen Baum, der das letzte war, was sie von ihrem Platz am Ufer zu sehen vermocht hatten. Nun traten sie schon auf fremden Boden, mußten an einem Zaun entlang, den sie nie gesehen.

„Nur nit schnell jonn," sagte Marieche, mit Bruder und Hund immer vorne, „schnell jonn mäht möd. Mir han ene weite Wäg — janz jeweß vier Stond — do moß mer langsam jonn on nie stonn bliebe. On emmer am Wasser vürbei — sulang mer dat Wasser nevven ons han, sen mer rääch."

„Wat es?" fragte ein Mädchen, das ein kurzes Bein hatte und deshalb hinkte, aber vor allen anderen gleich hinter der Führerin war, „darf der Hond och en't Land erein?"

„No jo," sagte Marieche überlegend, „der Hond es doch noch kleiner als e Kind — nur Fruße dürfe net erein."

Sie kamen durch Weiden, die schon ganz ohne Blätter waren und ihnen beim Vorgehen mit nassen Schlägen un-

aufhörlich ins Gesicht schlugen. Sie mußten immer eins hinter dem anderen gehen, um durch das Gebüsch zu dringen. Marieche zählte alle — es waren ihrer zwanzig. Sie ließ die kleinsten in die Mitte treten und stellte ein Mädchen, das die breiteste und stärkste von allen war und sich nicht fürchtete, ans Ende des Zuges, damit keins der Kinder verloren gehe. Sie selber schritt an der Spitze gemach und gleichmäßig aus.

So ging es immer weiter. Ein jedes hielt die Arme vors Gesicht, den Kopf gebückt; jedes nahm die Weiden dem vorhergehenden aus der Hand und gab sie dem nachkommenden, damit sie nicht schlugen, ein jedes horchte unablässig, immer in Angst um den Weg, nach dem Rauschen des Rheins hin, das von dem Plätschern des Regens nur schwer zu unterscheiden war.

Von Zeit zu Zeit kam ein Ruf von dem Mädchen am Ende her, um Sicherheit zu geben, daß die Verbindung der langen Reihe noch bestand. Oft auch trat eine Stockung im Zuge ein, so daß die letzten einen plötzlichen Stoß bekamen, oder wenn die vorderen so schnell gingen, daß die hinteren nicht nachkamen.

Dazwischen war das leise Lachen eines Jungen zu hören, der sich aus seinem roten Sacktuch einen Hut gemacht hatte und schnell und unbesorgt weiterschritt, so daß er dem Mädchen vor ihm ein über das andere Mal auf die Fersen trat. Da keins ihn nach der Ursache seines Lachens fragte, fing er von selber an. „Saht — ech wönschen mir e Fläutche — der Vatter hät mir ming aal abjenomme, ävver ech well e neu, ech well flöte — — wat, do küt der Vatter doch net hen?"

Jetzt fingen alle an, sich auszumalen, was sie sich wün-

schen, wie sie jeden Tag verbringen würden. Es entstand sogar ein kleiner Streit in der Mitte, da zweie dasselbe wollten und nicht anzunehmen schienen, daß im Schlaraffenland ein Ding mehr als einmal vorkomme. Was aber allen Wünschen gemeinsam war, was als der letzte, eine, große Wunsch übrig blieb, war: sich einmal so recht satt und voll zu essen, einmal den ganzen Tag nichts anderes zu tun zu brauchen, als zu essen und nur zu essen.

Aber die Große vorne sprach laut in die anderen Stimmen hinein, so daß sofort Stille entstand. Sie blieb dabei nicht stehen, sondern drehte nur den Kopf nach den hinteren um: „Nä — ihr — esu möt ihr nit denke. Ech — ech jonn nit nur wäje mir hen, ech jonn och wäje mingem Vatter hen. Wenn et wirklich esu schön do es on mer alles han kann, wat mer well — dann nemmen ech nen jrußen Sack on donn von jedem jet erein. On dä brengen ech däm Vatter. Denn ech weiß wahl, woröm er esu drurig es on nix spricht: er hät kein Jeld wie die Buere em Dörp. On och jedem von üch singe Vatter — all sen se drurig, all han se kein Jeld, möſſe arbeede on emmer arbeede on könne sich doch kein neu Jack koofe, könne doch nit met däne ander Leut op dä schöne Schiffe fahre. On die Fraue — die han kein Fleisch on kein Nix zom koche wie die Buerschfraue. Nä, dat es secher: die jingen och jän met ons, all, all, och die Wiever — ävver sie könne nit, nur mir Kinder dürfen en't Land do. No jo, on deshalb möſſe mer ine jet brenge von all däm Richdhom — oder mer zeijen ander Kinder dä Wäg, die sollen et hendrage."

Die Kinder schwiegen, gingen lautlos weiter. Vor ihnen stand die Not der Eltern, von der sie zum ersten Mal hörten,

wieder in den riesenhaft vergrößerten Umrissen, die alle Vorstellungen bei ihnen annahmen. Sie waren erschrocken, bedrückt. Dann wachte das Mitleid in ihnen auf, das eigene Leid trat zurück: ja, schnell machen, nicht stehen bleiben, nur hinkommen, den Eltern von all dem, was da oben war, mitgeben, damit sie auch mit den anderen Menschen auf den strahlenden Schiffen fahren konnten, damit sie sich neue Jacken und Fleisch kaufen konnten.

Und wirklich, trotzdem ihre Beine begannen, sich schon nicht mehr so leicht vom Boden zu heben und zu schmerzen anfingen, schritten sie nun noch eifriger aus.

Ein Junge, unter den letzten, mit sauber geschnittenem Haar und weißem Kragen um den Hals, auch wärmer gekleidet als die anderen, fing zu weinen an. Seine Mutter war im Dienst — irgendwo, die Kinder wußten nicht, wo. Sie kam nur jeden Sonntagmittag über die Äcker her, einen kleinen Korb am Arm, und ging abends wieder in derselben Richtung zurück. Sie nahm zu-Hause den Jungen auf den Schoß, gab ihm aus dem Korb zu essen, Brot und Butter, wusch ihm die Hände, kämmte ihm das Haar, steckte ihm ein neues Tuch in die Tasche. Und nun sollte die Mutter, die heute noch dagewesen war, am nächsten Sonntag wieder kommen und er, der Junge, sollte nicht mehr da sein, sollte nicht mehr auf ihrem Schoß sitzen können! Er blieb stehen und wollte nach Haus. Aber die älteste vorne kam zurück, nahm ihn bei der Hand und führte ihn einem der größeren Mädchen zu, gab seine Hand in die Hand des Mädchens: „Süch — et Trina nimmb dich op dä Schuß, am nächste Sonndag!“ Und der Junge wischte sich die Tränen ab und ging weiter.

Auch der, der die Schuhe des größeren Bruders zum ersten Mal trug, auf die er so stolz gewesen war, wollte nicht mehr mit: sie waren ihm zu weit, jeder blieb am Boden, wenn er den Fuß hob, und schnitt ihm, wenn er den Fuß niedersetzte, hinten in die Ferse.

Aber die Mädchen lachten ihn aus: immer waren es die Jungen, die weinten — aber sie, die Mädchen, sie klagten über nichts, sie waren keine kleinen Kinder mehr, waren schon ganz erwachsen! Flugs zog der Junge die Schuhe aus, warf sie sich an den zusammengeknüpften Riemen über die Schulter, so daß einer vorne und einer hinten hing, und schritt tapfer mit nackten Füßen durch den Regen, wie Marieche und ihr Bruder.

Sie waren aus den Weiden heraus, gingen in einer Reihe nebeneinander, die Große wieder in der Mitte, über hochaufgeworfene Ackerfurchen, stolperten, fielen hin und hielten sich schließlich gegenseitig an den Kleidern fest, um sich nicht zu verlieren. Denn die Nacht war so schwarz geworden, daß eins nur die nächsten zwei erkennen konnte, die rechts und links neben ihm gingen — von den anderen waren nur die unveränderlich trippelnden Schritte, hin und wieder ein Husten, ein Keuchen, ein ängstliches Rufen zu hören.

Marieche hatte jedem eine Zahl gegeben und rief von Zeit zu Zeit, ohne stehen zu bleiben, alle Zahlen mit lauter Stimme aus. Dann erfolgte auf jede Zahl ein lautes: „Hee!"

Der Regen strömte weiter und weiter, ohne schwächer und ohne stärker zu werden, in einem mitleidlosen Gleichmaß. Den Kindern lagen die Haare längst so glatt um den Kopf wie ein dünnes nasses Tuch, von dem Zipfel auf allen Seiten herabhingen. Und von den Zipfeln rieselten unab-

lässig kleine Bäche jedem übers Gesicht, drängten sich zwischen Kleider und Körper und liefen kalt am Leib hinunter. Aus jedem Ärmel troff das Wasser in dicken Güssen zur Erde. Es war längst nicht mehr möglich, sich mit den Ärmeln das Wasser aus dem Gesicht zu wischen.

Und doch ging der ganze Zug ohne Zögern weiter, ohne schneller zu werden, ohne langsamer zu werden, obwohl eine Stunde der anderen folgte und obwohl die eine ebenso naß, ebenso schwarz, ebenso unendlich lang war wie die andere. Aber es lebte eine Kraft in den Beinen, die die Beine hob und wieder hob, die von der Großen in der Mitte, die von jedem der anderen rechts und links auszuströmen schien, die die kleine, stumme Schar unaufhaltsam, wie ein Wind, der im Rücken saß und das Gehen leicht machte, vorwärts schob.

Auf die Äcker folgten Weiden, auf die Weiden wieder Äcker — es war ein immerwährendes Wechseln, nur das Rauschen des Stromes, das eintönig aus der undurchdringlichen Dunkelheit drang, blieb unverändert, unterdrückte jede verschwiegene Angst, jeden ängstlich ausgesprochenen Zweifel, ob der Weg noch der richtige war.

Die vier Stunden waren längst vorbei, und immer noch schritten sie aus, ohne gegen die Wand der Berge zu stoßen.

Einmal hörten sie von irgend einem Dorf her, abseits im Lande, hallende, vom Regen halb überrauschte Stundenschläge. Das war die Zeit, wo ihnen im Sommer schon die Mutter die Decke vom Bett, in dem sie zu zweien und dreien schliefen, wegzog, wo sie aufstehn und, ehe sie zur Schule gingen, im Lehm arbeiten mußten — die Zeit, wo

es im Sommer schon Tag war. Gingen sie so lange schon? Aber nun konnte doch auch der Tag nicht mehr weit sein. Und wenn der Tag da ist, wenn diese schwarze, unheimliche, furchtmachende Dunkelheit gewichen ist — dann werden sie um sich sehen können, dann werden die sieben Berge ganz nahe vor ihnen sein, so daß sie sie mit den Händen anfassen können.

Und immer weiter — Fuß vor Fuß, alle die Köpfe vorgestreckt und in die Finsternis spähend, nach den Bergen hin. —

Da zeigte sich zu ihrer Linken ein weißer Streifen, so breit wie eine Hand, der nicht allmählich gekommen, sondern mit einem Mal da war. Das Schwarz um sie her wurde zu einem Grau, das in wogender Bewegung schien, so als ob unzählige schwarze Punkte und unzählige weiße Punkte sich, wie Mücken, die einen um die andern drehten. Der Streifen wurde so schnell breiter, daß man ihn wachsen sehen konnte. In dem Weiß waren schon die Umrisse ungeheurer Wolkenstücke zu erkennen; zugleich wehte den Kindern plötzlich eine kalte Luft durch die nassen Kleider durch an den Leib.

Schon sahen sie auch eine Strecke weit auf den Strom hinaus, der sein Wasser vorbeischob wie am vorigen Tage, so als ob sich in der Nacht nichts erreignet hätte. Der Ackerboden zu ihren Füßen aber ging so weit, als das Grau sie sehen ließ, schien ohne Ende, neben ihnen, hinter ihnen und vor ihnen.

Krähen flogen auf, flogen mit dem Zug, als gehörten sie dazu, hätten sich auch mit verabredet, in das neue Land zu gehen.

In dem Weiß des Streifens, der wuchs und wuchs, zeigten sich nun einzelne Bäume, entblättert, stumpf — einsame, rätselhafte, uralt scheinende Weidenstämme genau wie der, den sie von ihrem Ufer aus in der Ferne stehen sahen. Dann erschien der Rand eines fernen Waldes — schwarz und unbeweglich stand der Wald da wie der Wald bei ihnen. Dasselbe große Gesicht, das sie aus der Natur ansah, bei ihnen da unten, sah die Kinder auch hier oben an. Dazu der Regen, der Regen — wie immer.

Der Zug stockte, die Kinder gaben leise, stöhnende Seufzer von sich, schienen verzweifeln und stehen bleiben zu wollen: waren sie nun so lange gegangen, und es war immer noch so, wie es immer gewesen?

Sie fühlten plötzlich ihre Müdigkeit, verspürten die Kälte des Regens, sahen, wie der Hauch einem jeden wie eine Wolke vor dem Mund stand. Sie ließen die Köpfe hängen, standen endlich wirklich da, gingen nicht mehr weiter, sahen eins das andere an, sahen verwundert, wie jedes blaß und abgemagert war und merkwürdig weite, tiefliegende Augen hatte, faßten sich, wie in einem Schutzbedürfnis, alle bei den Händen, standen da und sahen angstvoll der Großen nach, die, zwischen Bruder und Hund, unbekümmert weiter ging, die nackten Füße aus den Schollen zog, einen Platz suchte, die Füße aufs neue hinzusetzen. Dabei hielt sie den Kopf immer vorgestreckt, ging ganz aufrecht, obwohl sie sonst immer müde und nach vorne gebeugt wie eine Alte einherging.

Endlich merkte sie, daß die anderen nicht mehr hinter ihr waren, drehte sich um und rief: „Wat — wollt ihr schon möd wäde — noch e bitzche, dann sen mer do!“

Aber die Kinder blieben stehen; es entstand eine Aufregung unter ihnen, die eine fremde, neue Ursache hatte. Marieche ging zurück, und es stellte sich heraus, daß der Junge, der den Ziegelstein mit sich getragen, fehlte. Angst und Verirrung zeigten sich auf allen Gesichtern: er war im Dunkel verloren gegangen, was war ihm geschehen?

Aber da fing ein Mädchen, eins der kleinsten, zu sprechen an, das bis jetzt den Mund noch zu keinem Wort geöffnet hatte: „Nä — er es zoröck jejange, er well ons verraode, er well et singem Vatter sage."

Ein Geschrei entstand, alle wandten sich, wollten nach Hause. Selbst Mariechens Gesicht zeigte einen Augenblick einen erschreckten Ausdruck: Jösses Maria, der erste, der hatte mitgehen wollen, war der erste, der umkehrte — die Männer werden kommen, sie schlagen, zurückholen —

Aber dann rief das Mädchen schnell, listig: „Do — seht — do sen de Birg!"

Die Kinder sahen um, hastig — aber da war nichts als Regen.

„Hei!" rief das Mädchen, und ihr Gesicht strahlte, als ob sie wirklich die Berge sehe, „de sibbe Birg, de sibbe Birg! Ech sin se, ech sin se! Esu huh, esu huh! Do sen Bööm drop on Wiese —"

Die Kinder drängten zusammen, streckten die Köpfe vor — aber nichts als der Regen war da.

„Och, ühr sed zo klein — ühr seht et nit." Marieche nahm einen drei Spannen hohen Burschen auf den Arm, hob ihn hoch und sagte: „Sühs du se, saag, sühs du de Birg? Sühs du, wie sie stonn do, alle sibbe, esu huh wie die Wolke? Saag jao — saag jao —"

„Jao," sagte der Junge, nachdem er eine Weile ungläubig geschaut hatte.

„Och sin — och sin!" riefen alle.

„Nä — vürwärts! Nur en Stond noch, en halve — dann seht ühr se all, dann sen mer dicht draan —"

Und weiter ging der Zug, trippelnder, unaufhaltsamer als je. Mariechens Bruder, den die Schwester zeitweilig auf dem Arm trug, wollte sogar von dem Arm hinunter, wollte mitlaufen, lief sogar allen andern voraus, mit seinen kurzen Beinen, die in Hosen steckten, die bis auf die nackten Zehen herabhingen. Dabei sah er mit seinen schwarzen Augen, die er von der Mutter hatte, während das gelbe Haar der Schwester vom Vater kam, immer nach vorne aus, nicht starrend und stumm wie die andern, sondern, da er zu klein war, um alles zu verstehen, jauchzend und geschäftig, als ob er auf irgend etwas Lustiges warte.

„Hat ühr Hunger?" fragte die Große lachend, schon sicher, eine solche Frage stellen zu dürfen.

„Nä — nä," kam es auch wirklich von allen Seiten zurück.

Sie kamen an ein Stück Straße, das braun und breit, mit tief ausgefahrenen Karrenspuren, durch grünes Weideland führte; denn hier hatten die Weiden alle noch ihre spitzen, grünen Blätter, und es schien den Kindern auch zuweilen, als ob eine mildere Luft wehe und als ob die Regentropfen langsamer fielen. Sie bildeten nun drei Reihen, die Kinder jeder Reihe nahmen sich bei den Händen; die Große ging in der Mitte der vordersten Reihe, schneller ausschreitend als bis jetzt, die kleinsten der Kinder zu beiden Seiten neben sich. Das hinkende Kind, das stechende Schmer-

zen am Fuß verspürte, kroch sogar mit, setzte Hände und Füße unentwegt in den Kot, hielt den Kopf immer vorgestreckt, um nicht später als die andern die Berge zu sehen, und bewegte sich auf diese Weise fast so schnell wie die andern vorwärts. Und niemand lachte darüber, wie es sonst wohl geschehen wäre — alle schienen es natürlich und selbstverständlich zu finden, warteten hin und wieder, um das Kriechende beikommen zu lassen.

Und mit einem Mal begannen sie zu singen:

‚Der Frühling ist gekommen,
Macht Tür und Fenster auf!'

Alle stimmten ein, als ob wirklich Frühling sei, sangen, wie sie's in der Schule gelernt hatten, mit hellen, klaren Stimmen — und immer die Augen dahin gerichtet, wo die Berge sich zeigen mußten.

Ein Mädchen trug ein sonderbares Kleid. Es war nichts andres als ein Unterrock der Mutter, in den oben Löcher geschnitten waren für zwei Ärmel aus anderer Farbe. Das Kleid war so lang, daß das Kind es wie eine Dame aufheben mußte und doch immer hineintrat. Kurz entschlossen schnitt ein Junge, der ein gefundenes Messer mit sich trug, das, was zuviel war an dem Kleid, herunter. Jetzt reichte es nicht mehr weiter als bis zu den Knieen, wie die Kleider der andern Mädchen — es zeigte sich aber auch, daß das Kind wohl Schuhe, aber keine Strümpfe trug.

Die Große vorne sang mit klarer, durchdringender Stimme über alle übrigen weg, war den übrigen Stimmen immer etwas voraus, um sie mit sich zu ziehen, gab durch kurzes, eckiges Wiegen des Kopfes den Takt an — alles, wie sie es von der Lehrerin, die sie überhaupt in allem, in

Stimme, Gebärde, Bewegungen, nachzuahmen schien, gelernt hatte.

Und da — was war das? Der Streifen links am Himmel war nicht, wie im Anfang, langsam weiter gewachsen, sondern der ganze Himmel hatte mit einem Mal, so weit er war, jene weiße Farbe angenommen. Der Regen hatte aufgehört, nur von den Weiden fielen nach Tropfen — und hinten, grade über der Öffnung der Straße, zeigte sich ein dunkler, hoher, spitzer Berg, der nach beiden Seiten, allmählich und gleichmäßig fallend, hinunterging. Eine weiße Wolke stieg an ihm von unten herauf in die Höhe, ging nach dem Gipfel hin, ging an ihm entlang, wie um sich einen geeigneten Platz zum Ausruhen zu suchen, stieß sich dann plötzlich ab und zog schnell davon, nahm alles was an kleinen Wolken da war, mit sich. Ein Blenden und Schimmern ging durch die Luft, so daß die Kinder die Augen klein machen mußten, und die Spitze des Berges strahlte mit einem Schlage in funkelndem Gold. Aber dann — unversehens — war wieder alles eine Wolke, ein Grau. Auch der Regen war wieder da, erst in dicken Tropfen, dann in endlosen Fäden. Weiter ging der Zug, schneller, trippelnder. Die fieberhafte Erregung der Kinder, die während des Singens einer ruhigen, nicht mehr überlegenden Sicherheit Platz gemacht hatte, war nun wieder da, stieg aufs höchste. Aller Backen glühten, die Augen brannten. Kein Wort war mehr zu hören — ein letztes, feierliches Schweigen lag auf allen, so nahe war ja das neue Land, waren ja all die Wunder, war das Strahlen.

Zwischen den Ruten der Weiden durch war der Strom bis an sein anderes Ufer zu sehen. Dort zeigte sich ein

Dorf — schöner als das, das die Kinder kannten. Kleine, weiße Häuser waren dicht an das Wasser gebaut, standen alle in einer ordentlichen, geraden Reihe da. Jetzt fingen sogar die Glocken zu läuten an — ganz deutlich war es durch den Regen hindurch zu hören.

Auch ein Schiff trieb langsam, ohne Segel, den Strom hinunter — allein es war niemand darauf zu sehen als der Mann am Steuer, der bewegungslos, schwarz, wie aus Holz, dastand. Aber Dorf und Schiff schienen den Kindern schon nicht mehr aus der gewöhnlichen Welt zu sein, schienen schon der neuen strahlenden Welt anzugehören. Immer schneller schlugen den Kindern die Herzen. Füße und Rücken, die sie seit einer Stunde dahinschleppten, als ob sie aus Blei gefertigt seien, schmerzten sie nicht mehr — sie spürten die Füße nicht einmal mehr, trugen die kleinen Rücken gerade wie Soldaten und trippelten immer schneller und unaufhaltsamer. Wie ausgeschüttete Steine klangen all die kurzen, geschwinden Schritte auf dem Boden. Nur ein bißchen noch, nur noch so weit, wie sie jeden Tag zur Schule brauchten: dann war der Berg da, den Berg hinauf — und das neue Land lag vor ihnen da. Wenn sie an das Land dachten, sahen sie nun keine bestimmten Bilder mehr — es war alles nur noch ein einziges Strahlen, hin und wieder tauchte ein weißes Kind auf, das lachte und etwas in den Händen hielt, dann über dem einen Kind viele, Kopf über Kopf, einen Hügel hinauf, alle weiß, alle lachend.

Ein Bauer in blauem Kittel, der einen Schirm aufgespannt hielt und an einem Strick ein braunes Kalb mit sich zog, kam ihnen entgegen.

Die Kinder atmeten nicht vor Schrecken, denn der

Mann sah durch den Regen durch wie ein Riese aus. Der Mann ging aber an den Kindern vorbei, ohne sie anzusehen, trat nicht einmal mit dem Fuß nach dem bellenden Hund aus.

Aber nun kam ein Hindernis, an das keins gedacht hatte. Ein Fluß zeigte sich, viel, viel schmäler als der Rhein, und doch so breit, daß selbst von den Stärksten geworfene Steine nicht einmal seine Mitte erreichten. Er kam seitlich aus dem Land und floß in den Rhein hinein, aber seine Strömung war nicht so stark wie die des Rheins und seine Färbung eine andere. Er war, bis in unabsehbare Ferne, von niederem Weidengebüsch umgeben, in das hier und da kahle Stellen geschnitten waren. Eine unermeßliche Menge niegesehener Vögel, weiß und groß wie Enten, strich mit unaufhörlichen, kurzen, schreienden Lauten, die manchmal von Menschen herzukommen schienen, über das Wasser oder über die weite, ebene Fläche des Gebüsches hin.

Jedoch die Kinder verloren keinen Augenblick die Besinnung, als sie das unbekannte Wasser sahen — für sie gab es jetzt kein Halten mehr. Marieche, die den andern zwei Jahre in der Schule voraus war und mehr wußte, rief sogar wie im Jubel: „Die Sieg! die Sieg!“

Schnell trippelten alle, wie Ameisen, die an ein plötzliches Hindernis stoßen, am Wasser vorbei, in ungeregeltem Haufen. Ein jedes spähte, lief den andern vor, so daß Marieche, um nicht zurückzubleiben, längere Schritte machen mußte. Aber sie behielt ihre Ruhe, prüfte mit scharfen Augen immer die nächste Strecke des Ufers, rief endlich: „Do lidd ene Naache aanjebunge!“

Alles krümmte die Arme, streckte die Fäuste vor und lief so, mit hochgehobenen Füßen — ohne zu sprechen, immer in dem feierlichen, aufs höchste erregten Schweigen.

Als die Große kam, war der Nachen schon bis zur Spitze, die ins Wasser hineinstand, mit dem stummen, laut atmenden Kinderhaufen angefüllt. Während sonst bei einer solchen Gelegenheit alles nur ein Streiten und Schlagen war, saßen sie nun, wohlgeordnet, in zwei Reihen auf den Längsbänken. Drei kleine hockten zwischen den Füßen der andern auf der Erde, die Köpfe aus dem Hals gehoben, um über die Schultern der andern wegsehn zu können. Ein Mädchen, das ein rotes Kleid trug, über welches der Regen mißfarbene Streifen gezogen hatte, kniete frierend im Winkel der Spitze. An den Pflöcken war eine Lücke gelassen für die Bewegung der Ruder, die Ruder waren schon eingehakt und ins Wasser gelegt — so schnell war alles geschehen, daß niemand wußte, wer es getan. Alle saßen da, kaum die Bank berührend, auf die Hände gestützt, bereit, gleich wieder aufzustehn, ans Land zu springen und die Füße wieder in Bewegung zu setzen, zitternd, hastig, atmend, wortlos, immer mit den weiten, brennenden Augen, die, obwohl sie gleich gegen die Wand der Weiden trafen, durch die Weiden hindurch in die kommende Ferne zu sehen schienen. Alle hielten den Mund weit offen wie schmachtend, ausgetrocknet; nun, nachdem der Körper seine gewohnte Bewegung verloren hatte, nicht mehr die Beine fortsetzen konnte, ohne Bewegung auf dem Holz da sitzen mußte, waren mit einem Mal die Schmerzen wieder da. Überall am Körper machten sie sich bemerkbar: die Füße brannten in den Schuhen wie zwei Feuer, auch im Magen

schien ein Feuer zu sitzen; die Schenkel waren lahm, hart, wie mit Stöcken zu Holz geschlagen, und im Kopf saß etwas, das größer und größer wurde, die Augen aus den Höhlen trieb, die Backenknochen auseinanderriß, den ganzen Kopf sprengen wollte. Aber über alle Schmerzen hob sich das Strahlen, das hinter den Weiden lag, das schon blendete, seine Wärme entgegenschickte.

Die Große setzte ihren Bruder und den Hund in den Nachen, löste die Kette, mit der das Fahrzeug am Boden befestigt war, und setzte schnell den Fuß aufs schwankende Holz, um einzusteigen und ihren Platz an den Rudern einzunehmen.

Aber mit einem Mal ging eine Bewegung durch das Boot, die nur durch das veränderte Anschlagen der Wellen an das Holz bemerkbar wurde, und plötzlich gab die Große einen merkwürdigen, keuchenden Ton von sich, der so tief aus der Brust herausklang, als ob er von einer Frau herrühre.

Und jetzt laute, schlagende, geschwinde Schritte über den Kies des Ufers — Rufe von wohlbekannten Stimmen, in denen erst etwas wie Schreck und Freude klang, die aber dann, ohne rauh wie sonst zu werden, zu Flüchen und wie hustend hervorgebrachten, spöttischen, aber ganz gutmütig klingenden Worten wurden: „Hä — hä, hä — seht aan — Schlaraffenland — ühr Aöste —"

Einer der Männer ging den andern weit voraus, mit mächtigen Schritten, die Hand sonderbar lange in die Luft erhoben, als wolle er die hinter ihm gehenden auf den Nachen da aufmerksam machen. Aber bald, als sie den Nachen ohne Bewegung daliegen und die Kinder ruhig

dasitzen sahen, machten die Männer langsamere Schritte, der vordere wartete auf die andern, und nun kamen sie alle zusammen in einer Art Fröhlichkeit daher, indem sie die Arme, mit denen sie die Kinder aus dem Boot heben würden, schon schwenkten, wie um sie auf ihre Arbeit vorzubereiten.

Da flog einem, der in der Mitte ging und gerade seine Pfeife anzündete, wobei er wegen des Regens die Hand darüber hielt, ein Stein gegen diese Hand. Die Männer sahen erst schnell nach dem Getroffenen hin, sahen dann noch, wie das älteste Mädchen sich aus gebückter Stellung aufrichtete — dann war das Mädchen auch schon im Boot, warf die Kette unter die Bank, schüttete einen Schoß voll Steine auf den Boden, sprang mit einem weiten Satz in die Mitte, saß da und holte schnell und kurz mit den Rudern aus.

Der Nachen, etwas festgefahren, bewegte sich, gingvom Ufer weg. Das Mädchen schlug ein über das andere Mal immer rasch und kurz mit den Rudern ins Wasser. Die Kinder, immer ohne zu sprechen, bückten sich, nahmen die Steine hastig vom Boden und warfen sie, durch häufige Übung geschickt, gegen die Männer, trafen den am Arm, den am Stiefel, warfen immer aufs neue, warfen schließlich, ohne zu zielen, mit beiden Händen schnell hintereinander, keuchend vor Aufregung, mit ganz weiß gewordenen, aber ungewohnt trotzigen und entschlossenen Gesichtern — immer aber ohne einen Laut von sich zu geben.

Die Männer hielten die Arme zum Schutz vors Gesicht, wurden aber nicht erzürnt, lachten nur und setzten die Füße etwas schneller vorwärts. Einer, der so groß war,

daß er seine Schultern erst da hatte, wo die anderen schon ihre Hüte hatten, und der Stiefel trug, die höher waren als die größten der Kinder, trat ohne Zögern ins Wasser hinein und hob die Beine, gegen die Strömung ankämpfend, immer schnell, setzte sie immer weiter voneinander nieder. Nach fünf, sechs langen Schritten, ohne daß ihm das Wasser höher als bis zur Mitte der Jacke ging, stand er neben dem Nachen, streckte beide Arme aus und zog den Nachen an sich. Die Kinder warfen ihm die letzten Steine mitten ins Gesicht. Aber er schloß nur die Augen und prustete die Steine wie Sandkörner von sich, schüttelte seinen blonden Bart, der ihm, vom Regen glatt wie ein Tuch, ums ganze Gesicht hing, öffnete die Augen wieder und lachte breit und laut zu seinen beiden Kindern, einem Mädchen und einem Jungen, hin. Er drehte das Boot so lange, bis er neben seinen Kindern stand, die beisammen saßen, sah ihnen einen Augenblick, prüfend und plötzlich ernst, ins Gesicht und zog dann das ganze Fahrzeug, indem er ihm den Rücken kehrte und mit den Händen hinter sich griff, wie eine Karre hinter sich her nach dem Ufer zu.

Marieche schlug vergeblich mit den Rudern immer kürzer und geschwinder ins Wasser; schließlich schlug sie, stehend und ein Ruder hochhebend, dem Mann auf die breiten, von der Nässe roten Hände.

Der Mann wuchs immer größer aus dem Wasser heraus — endlich saß der Nachen fest am Land. Arm auf Arm streckte sich aus, nahm eins der Kinder nach dem anderen von den Bänken — dann war das Boot leer, und nur noch Marieche, Bruder und Hund zu den Füßen, stand da, das Ruder gehoben, am ganzen Leibe so sehr zitternd, daß es

deutlich zu sehen war, das Gesicht so weiß wie mit der Schulkreide bestrichen und ganz mager geworden; nur die blauen Augen strahlten und gingen, während der Kopf nach der eigenen Gewohnheit des Mädchens schief auf der Schulter lag, über die Männer hin.

Einer der Männer, der seinen Jungen auf den Boden gestellt hatte, griff auch nach ihr, aber sie schlug, alle Kraft aufwendend, mit dem Ruder nach seiner Brust, hob dann in der Luft das Ruder, ehe es die Brust getroffen hatte und schlug nach seiner Stirn. Er wich schnell zurück. „Minget- wäje,“ rief er, „ech ben üere Vatter net — jod, üere Vatter soll selver komme on üch holle —“

Als das Mädchen das Wort Vater hörte, ließ es das Ruder sinken, sah schnell über die Männer hin, um den Vater zu suchen. Einen Augenblick leuchtete sogar etwas wie Freude aus dem schmalen Gesicht. Aber der Vater mit seiner breiten Brust, über der das Hemd immer offen stand, und seinem gelben, mit der Hand nach unten gestri- chenen Schnurrbart, der ihn von allen andern Männern unterschied, war nicht darunter.

Der kleine Bruder, der die Männer sich wenden sah, kletterte plötzlich aus dem Nachen, lief zu den Männern hin, hing sich einem an die Hand, schreiend, wollte mit, sah sich nicht einmal nach der Schwester um.

Marieche streckte keine Hand aus, zuckte nicht mit der Schulter, ließ ihn davoneilen.

Die Männer mit den Kindern gingen. Sie schimpften auch jetzt noch nicht, schlugen nicht, lachten nur, die Zähne zeigend, zufrieden, sogar froh und erregt, die Kinder gefunden zu haben. Wer nur eins hatte, trug es auf dem Arm. Wer

zwei hatte, ließ eins an der Hand neben sich herlaufen — nur der Große trug beide auf den Armen. Einige der Männer hatten ihre Jacken ausgezogen und sie den Kindern übergehangen, so daß sie selber in den wollenen, bunten Hemden durch den Regen gehen mußten. Einer nahm sogar sein Mädchen und küßte sie, sah sich dann nach den anderen um, wie über sich selber verwundert und verlegen.

Die Kinder waren ohne Bewußtsein. Die geheimnisvolle Kraft in ihnen, die ihre Füße hierher geschoben hatte, war tot. Wenn das große Mädchen im Nachen gerufen hätte, wenn sie ihnen nahe geblieben wäre, sie an Kleider und Arme gefaßt hätte — dann wäre die Kraft vielleicht lebendig geblieben. Aber nun war es nur noch die Kraft der Männer, die aus den breiten Händen, die die Hände der Kinder hielten, aus den harten, eckigen Armen, die die Kinder trugen, herauskam und in die Körper der Kinder überströmte — der sie sich hingaben, ohne eigene Kraft, ohne Willen. Sie waren so stumm und regungslos, als ob sie geschlagen wären. Sie schienen nicht glauben zu wollen, daß ihre Väter anders als sonst, sanft, gutmütig waren, schienen immer noch mit geduckten Köpfen und zusammengezogenen Schultern auf die scheltenden Worte und die niederfallenden Schläge zu warten. Der leuchtende Ausdruck war von ihren Gesichtern gegangen, auf den Gesichtern war nichts mehr zu lesen, als daß die Kinder eine Nacht nicht geschlafen hatten, eine Nacht, ohne zu essen, gewandert waren. Sie waren wieder die Kinder von sonst, die Ziegelkinder, blasse, magere, scheue, schmutzige Geschöpfe. Sie ließen die Schultern und Arme ohne Kraft hängen, sahen viel kleiner aus als vorher. Die Augen halb von den Lidern bedeckt, aßen sie

mit langsamer Bewegung der Zähne das Brot, das die Männer ihnen gaben, trippelten neben den Männern her, taumelnd, immer im Begriff zu fallen, oder hingen ihnen wie Bündel, die das Bestreben hatten, jeden Augenblick zur Erde zu gleiten, auf dem Arm.

Der letzte der Männer drehte sich, schon entfernt, noch einmal nach dem Mädchen um und rief: „Jang met, du Dommkopp! Wes du nit naß wie die andere, häs du keine Hunger wie die andere?“ Und als das Mädchen nicht antwortete, nicht einmal den Kopf schüttelte, nur dastand und nach ihm hinsah, rief er: „No jod — dinge Vatter waor och eigensinnig, hät nit met ons jonn welle on üch holle. No jo — bliev do! Du wiersch schon kumme!“ Damit wandte er sich um und ging den übrigen nach.

Das Mädchen stand, bis die Männer hinter den Weiden verschwunden waren, bis schließlich der letzte Klang der einander zurufenden Stimmen verhallte. Ihr Gesicht hatte einen traurigen, bekümmerten Ausdruck angenommen. Immer noch sah sie in die Weiden hinein, als müsse auch zu ihr der Vater kommen, sie anlachen, sie an die Hand nehmen und ihr Brot aus seiner Tasche geben. Und plötzlich, obwohl niemand mehr da war, der sie sah, erglühten ihre Backen dunkelrot, brannten, wie mit flachen Händen geschlagen, in einer merkwürdigen Scham.

Der Hund stand im äußersten, dem Land zugekehrten Teil des Bootes, hielt den Kopf vorgestreckt und horchte den Männern nach, bellte kurz, als wolle er sie zurückrufen, als wolle er seinem Wunsch Ausdruck geben, mit ihnen zu den Häusern auf dem Lehmfeld zurückzugehen. Dann aber lief er zu der Herrin und legte sich, wie immer,

auf ihre Füße — der einzige, der nicht ging, der blieb, der treu war.

Das Mädchen ließ die Arme am Leib herunterhängen, senkte den Kopf, zeigte nichts mehr von der alten Erregung und Kraft. Sie drehte sich langsam nach der Richtung um, in der die Berge lagen, als wolle sie Abschied von ihnen nehmen.

Aber als ob die Berge, durch den Regen hindurch, völlig unsichtbar, nur durch ihre Nähe wieder ihren Einfluß auf das Mädchen gewönnen, hob sie plötzlich den Kopf, streckte die Arme aus, griff nach den Rudern, saß wieder da und schlug den Kahn nach dem anderen Ufer hinüber, mit den festen, kurzen Schlägen, den sieben Bergen zu.

„Es et Marieche jekumme?“ fragten die Frauen am Abend, indem sie an die Fensterscheiben klopften. Drinnen brannte nicht einmal Licht, und eine der Frauen mußte die Lampe, die sie mit sich trug, dicht ans Glas halten, um ins Zimmer sehn zu können. Da saß Mariechens Vater, wie gewöhnlich, im Dunkel vor dem Tisch, rauchte seine kurze Pfeife und stierte mit seinem finsteren Gesicht, wie immer, vor sich hin. Er hob den Kopf langsam zu den Frauen hin. „Sie soll do bliebe,“ schrie er mit einem Mal so heftig, daß die langen gelben Bartenden neben seinem Kinn schwankten, „jod, dat dä Balg weg es.“

Am nächsten Abend standen die Frauen vor einer Tür versammelt und berieten den Fall. Auch ein und der andere der Männer trat hinzu.

Der Vater des verschwundenen Kindes ging vorbei, die Kappe auf, die Pfeife im Mund, die Hände in den Taschen.

„Wao jehs du hen?“ riefen die Frauen.

„En't Wirtshuus,“ schrie er noch heftiger als gestern, ging weiter.

„Mer moß zur Polizei jonn, mer moß dat Kind söche,“ riefen die Frauen durcheinander.

Aber der Mann ging weiter, ins Dunkel hinein, dem Dorf, dem Wirtshaus zu. Sonderbarerweise aber wandte er sich mitten auf dem zweiten Acker, wo ihn die Frauen nicht mehr sehen konnten, unversehens seitwärts, sah flüchtig nach dem Himmel auf, wo hinter weißen Wolken der Mond schimmerte, ging dann dem Rhein zu, ging den Rhein entlang weiter — denselben Weg, den die Kinder genommen hatten.

Er machte lange, schnelle Schritte, während er den Rauch der Pfeife in kurzen Stößen ausblies. Dabei spähte er unaufhörlich in das Land vor sich, zu beiden Seiten neben sich — immer mit einer Art Scheu, die Augen unter dem Schirm der tief in die Stirn gezogenen Kappe verborgen, als fürchte er, von den übrigen beobachtet zu werden.

Ein Fuhrwerk holperte daher. Er setzte sich auf die Karre und bot dem Fuhrmann eine Handvoll Tabak an, damit er schneller fahre.

Er fand den Nachen an derselben Stelle, an der ihn die Kinder gefunden; zwar war der Nachen diesmal mit einem Schloß versehen, aber er riß das Schloß durch und setzte über den Fluß.

Groß und im Mondlicht glänzend standen die sieben Berge vor ihm.

Als es Morgen wurde, setzte er die Füße schon über

die Äcker hin, die sich den untern Teil des Berges bis zum Wald hinauf erstreckten. Er fragte jeden, der des Weges daherkam — Bauern, die Kühe zum Markt führten, Frauen, die mit kleinen Karren Holz in den Wald fuhren. Er fragte mit rauher, unwirscher Stimme, so als ob er auf einem sehr unlieben, lästigen Weg begriffen sei — nach und nach, als er nie und nie eine günstige Antwort zu hören bekam, legte sich in seine Stimme, in die Art seines Fragens etwas von einer Hast, einer Angst, die er nicht mehr verbergen konnte.

Endlich fand er eine Frau, die das Mädchen gesehen hatte. Ja, da war so ein merkwürdiges Ding im Regen, spät am Abend, schon in der Dunkelheit — war es vor zwei oder drei Tagen? — den Berg hinauf. Sie hatte ihm zugerufen — denn was soll so ein Kind da oben, wo keine Menschenseele mehr wohnt? Es hat ja geschneit da oben! Aber die war schon weg, ohne Antwort zu geben.

Auch der Mann war schon weg, ehe die Frau noch ausgesprochen hatte. Nur ein Laut kam aus seinem Mund, fast jubelnd, sonderbar schreiend, als ob er sich mit Gewalt seinen Ausweg gesucht hätte. Und ein wenig später, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, machte der Mann mit den Armen schnelle, schüttelnde Bewegungen in der Luft, wie einer, der sich vor Freude nicht zu lassen weiß, der etwas anpacken und an sich ziehen möchte. Und mit einem Mal fing er an, mit sich selber zu sprechen — Herrgott, endlich war er auf ihrer Spur, jetzt wird er sie finden, bald wird er sie haben!

Er wandte sich noch einmal um nach dem Dorf, das schon so weit unter ihm lag, daß er auf die Dächer sah.

Er betrachtete es, wie es zwischen einem Wald von Obstbäumen lieblich versteckt war, betrachtete die eingezäunten Gärten, die noch in den wechselnden, überall abgegrenzten Farben des Gemüses heraufleuchteten, während bei ihnen unten schon der Winter die Fluren kahl gemacht hatte.

Dann kletterte er mit langsamen, weit hingesetzten Schritten den Berg hinauf, hielt sich an den Bäumen fest, zog das Gestrüpp auseinander — einmal, als etwas im Holze raschelte, stand er schnell still, die Füße in einen Haufen abgefallener, brauner Blätter gestemmt, hielt die Hände an den Mund und rief: „Marieche — Marieche —"

Dann stieg er weiter, und je höher er stieg, desto mehr fühlte er, wie etwas Sonderbares in ihm vorging. Da, in seiner Brust, löste sich etwas, das hart gewesen war, geriet in Bewegung, nahm Wärme an, schien seine Bewegung und seine Wärme dem ganzen Körper mitzuteilen, hob die Füße schneller, machte die Arme geschwind und stark, gab ihnen, die sonst nahe am Leibe waren, mit dem Leib eine feste, starre, finstere Masse bildeten, den Drang, sich vom Leibe weg zu bewegen, gab den Augen die Fähigkeit, die sie so lange nicht mehr gehabt hatten, sich frei und nach allen Seiten in ihren Höhlen hin und her zu drehen — frei, frei! ein plötzliches Freiwerden, Freisein, das war das, was der Mann in sich spürte, ein Freisein von irgend etwas, das er nicht mit Worten zu nennen wußte, das in ihm gesessen hatte und das gegangen war, nicht mehr da war.

Er widerstrebte nun seinen Gedanken nicht mehr, die immer zu dem Kind hingingen, zog sie nicht mehr weg, ließ sie da, ließ sie sich wie einen wärmenden, schmückenden Mantel darum legen. Er stellte sich sein Kind vor: in irgend einem

Haus auf der anderen Seite des Berges sitzt sie, denn sie ist nicht weiter gekommen. Sie sitzt in warme Tücher gepackt, ist vielleicht sogar in ein Bett gelegt — denn sie ist krank, ein wenig; es ist nicht anders möglich, das kann ein Kind nicht aushalten: den Weg, ohne zu essen, im Regen, vielleicht im Schnee oben, im Frost.

Das Kind! Herrgott, wie schlecht muß sie es bei ihm, bei dem Vater gehabt haben, daß sie davonging, sich eine neue Heimat suchen ging! Anfangs hatte er geflucht, dann hatte er lachen müssen über die Dummheit der Kinder, die ein solches Märchen ernst nahmen. Dann war ihm mehr und mehr das Bewußtsein gekommen, daß hier nichts zu lachen war, daß hier eine Schuld war und daß die Schuld bei ihm, dem Vater lag. Nun ja, es ist schwer, sich selber schlecht machen zu müssen, und jeder versteckt sich da wohl, wie er getan, anfangs hinter eine Hecke von Wut und Gleichgültigkeit.

Aber nun soll alles anders werden! Jetzt erst weiß er, wie lieb er sein Kind hat — seine Beine sagen es ihm, die ihm unter seinem Leib davonlaufen wollen, seine Augen, die schon durch den Berg hindurch in das jenseitige Tal sehen, wo sein Kind, sein Mädchen bei fremden Leuten ist, die es nicht kennen, nicht verstehen, es vielleicht für eine Ausreißerin, für eine Landstreicherin halten. Wahrhaftig, von nun an soll sie's besser haben, sie und der Kleine. Sie sollen es so gut haben, wie er es ihnen geben kann. Er will eine Zeitlang nicht mehr ins Wirtshaus gehen und für das ersparte Geld den Kindern etwas Warmes zum Anziehen kaufen. Ach was, nicht nur das ist nötig! Er weiß wohl, was den Kindern am meisten fehlt: freundliche Worte!

Ja, von nun an will er mit ihnen sprechen, will ihnen erzählen, will sie fragen, damit er erfährt, wie es in ihren Köpfen, in ihren Herzen aussieht — sie haben ja keine Mutter, die Kinder! Und haben ein Leben in sich, haben Wünsche, Gedanken, Kummer, genau wie er, der Vater! Und sie soll nicht mehr arbeiten, die Große — sie ist zu schwach. Sie ist überhaupt zu besserm geboren — man sollte mit dem Pfarrer sprechen, sie etwas lernen lassen, sie in die Stadt in den Dienst geben. Wahrhaftig, das Mädchen ist wie die Mutter, sie hat das reiche Haar der Mutter, wenn sie auch die Farbe vom Vater hat — und auch die Mutter ist davongegangen, hat sich eine neue Heimat gesucht, weil er, der Mann — bei Gott, es war immer nur sein alter Jähzorn, im Herzen war er immer gut gewesen — aber er konnte es nicht leugnen: er hatte sie oft geschlagen.

Auf einmal hatte er die Augen voll Tränen, so daß er sein rotes Schnupftuch zog, um sich die Augen zu trocknen — wieder vorsichtig sich umwendend, ob ihn niemand gesehen.

Er kletterte weiter, über zerstreute Felsblöcke, Schutttrümmer weg, aber immer durch Wald, endlosen, hochaufgebauten, im Sterben des Herbstes begriffenen Wald. Er glitt aus, stand auf, kletterte weiter.

Endlich war er oben, stand da auf wieder ebenem Boden. Er streckte den Rücken gerade und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn. Ein kalter Wind blies, packte die Äste der Bäume, die hier oben schon ganz kahl waren, jetzt von dieser, dann von der entgegengesetzten Seite. Dazu strömte ein starker Duft aus dem nassen, verwitterten Moder des Bodens. Der Schnee war weggeschmolzen, nur hie und

da lag noch eine Handbreit davon, vom Wind gegen die Kälte eines Steines getrieben.

Der Mann trat ganz an den Rand der Kuppe, um in das neue Tal hinunterzusehen. Aber da waren nichts als weitgebreitete Wolkentücher, die von irgend welchen Kräften in Bewegung gesetzt, sich eins über das andere schoben, hier eins frei in die Höhe steigen ließen, dort schnell ein anderes zudeckten und in die Tiefe drückten. Über die weite weiße Masse sahen nur drei einzelne, schwarze Bergkuppen heraus, die in der allgemeinen Bewegung auch nicht mehr fest zu stehen schienen.

‚Nor zwei Minute,‘ sagte der Mann zu sich selber, wie sich entschuldigend, setzte sich an einen breit dastehenden Baum hin, legte den Rücken an den Baum und steckte sich seine Pfeife an. Er reinigte seine Schuhe von dem Kot, der sich daran gesetzt hatte, sah dann in die Bewegung der Wolken hinunter.

‚Herrjott,‘ dachte er, ‚ob sie amend och he jesesse hät? No — baal — baal ben ech bei ihr, kann se op minge Schuuß setze.‘

Er sah in einer Art sicherer Behaglichkeit um sich. Plötzlich nahm er die Pfeife aus dem Mund, ließ die Hand mit der Pfeife in der Luft stehen, hielt den Mund geöffnet und die Augen starr und groß auf einen Punkt geheftet. Nach zwei, drei Sekunden nahmen die Augen ein Aussehen an wie verstaubtes Glas, traten wie Kugeln unter den starken Stirnknochen heraus. Ohne daß ein Laut aus dem Mund kam, zeigte sich eine kleine, runde Schaumblase zwischen den offenstehenden Lippen, der schnell ein paar andere folgten, von denen jede die vorangehende zum Platzen brachte.

Neben dem Mann, an demselben Baum, saß das Mädchen, wie plötzlich dahingekommen. Zwischen weißen, großen Felsstücken saß es, klein, in seinem grauen, starren Kleid, seiner Unbeweglichkeit selber einem zwischen die anderen gefallenen Trümmerstück ähnlich. Der Kopf war nicht viel größer mehr als eine Faust, hing schief auf die Brust herab, das Gesicht war nicht weiß, sondern gelb, von einer glatten Haut, die alle Knochen sehen ließ — einem gelben Wachstuch ähnlich, das auf Stöcke gespannt war. Die ganze Gestalt war von einer sonderbaren Kleinheit, es war nur mehr das Halbe von dem Mädchen da. Unter dem gefrorenen Kleid zeichnete sich jeder Knochen ab; die Schulterhöhlen waren so tief geworden, daß das Kleid hineingefallen war und selber Höhlen da bildete. Die Füße, so gelb und wachsähnlich wie das Gesicht, waren eng zusammengerückt. Die hoch unter den Rock gezogenen und in den Knieen gebogenen Beine standen dünn wie Stäbe unter dem Kleid. Die Hände sahen braun aus, wie aus Erde geformt, die Finger waren runzelig wie die Finger einer Greisin: eine schief über die andere, lagen die Hände auf den Knieen, und auf jeder Hand lag ein kleiner Rest von Schnee.

Zur Hälfte waren die Füße bedeckt von dem zusammengekrümmten Bündel des Hundes, der auf ihnen lag, nicht von ihnen gehen wollte und den Mann mit angstvollen, großen Augen unbeweglich von unten herauf ansah. Auch er war so mager geworden, daß es schien, er weiche schon aus Schwäche zu gehen nicht von seinem Platz.

Der Mann drehte sich, nicht schnell, ganz langsam auf den Knieen herum, rutschte auf den Knieen vor, streckte langsam eine Hand nach den Händen des Mädchens aus. Aber

er kniete noch nicht nah genug, die Hand reichte nicht hin, fing plötzlich zu zittern an.

Und da, statt näher zu rücken, zog der Mann die Hand wieder zurück, wandte sich um, saß wieder wie vorher da, sah nicht einmal mehr nach dem Mädchen hin, das Gesicht nahm den alten, finstern Ausdruck an. „No jao — no jao — it es dud — do nötz kee Jammere mieh — it es verfrore — ech kann nix doför —“

Auch der Mann sah kleiner geworden aus, hockte da, als warte er, daß einer komme, der sage, was nun zu tun sei.

‚It hät sich henjesatz he ovve,‘ sprach er dann zu sich selber, aber so laut, als ob er zu sonst jemand spreche, ‚it es en der Naach he eroop jekumme, hät wade welle, bes et Dag wood, bes it sing Schlaraffenland sin künnt. No jao — no jao: it es verfrore — do es nix zo maache —‘

Er klopfte mit einem irren Lächeln seine Pfeife an dem harten Knochen seines Knies aus. Dann stand er auf, stand da, suchte den Weg, den er herauf gekommen, steckte die leere Pfeife noch einmal in den Mund, um daran zu ziehen.

Plötzlich aber wandte er sich um, wie von einem Blitz herumgedreht, starrte auf das Kind. „It schlaöf — it schlaöf —“ schrie er so laut, als wolle er es irgend einem, der weggegangen und schon weit entfernt war, zurufen. Er warf sich vor dem Kind auf die Kniee, riß ihm die Hände fort, hob ihm den Kopf auf: „Marieche — Marieche — du — saag —“

Dann, als alles vergebens war, als das Mädchen starr wie aus Stein dasitzen blieb, als ihm der Kopf wieder in die vorige Lage auf die Brust herunter fiel — ward aus dem Mann mit einem Mal ein anderer. Sein Körper zuckte,

überall, vom Kopf an bis zu den Füßen; seine Füße hoben sich und schlugen wieder mit den Schuhspitzen an den Boden, als wollten sie etwas dort treffen. Er drückte die Hände des Mädchens immer wieder an sein Gesicht, und dazu schrie er unaufhörlich mit einer komischen, hohen Stimme, nicht anders, als ob er das Geschrei der Katzen, die in den Sommernächten über sein Dach gingen und durch ihr Schreien seinen Zorn erregten, nachahmen wolle. Dazwischen brachen Worte aus seinem Mund heraus, tief, rauh, wie von einer zweiten Stimme: „Ech han dich leev jehatt — bei Jott, bei Jott! Wäd waach — wäd waach — domet du mich hürsch! Nä — nä — ech weiß et wahl — et es zo spät — et es zo spät — ech ben scholdd doraan — ech — ech —"

Es war ein klarer schöner Tag, der unvermutet den Regentagen gefolgt war. Alle arbeiteten auf dem Ziegelfeld draußen, das wieder, wie im Sommer, seine gelbe, strahlende Farbe zeigte. Wie sonst war der Lehm von sich bewegenden, sich bückenden, hin und her gehenden Gestalten erfüllt. Die Arbeit geschah mit Hast, denn dem Sonnenschein war nicht mehr als ein paar Tage Dauer zuzutrauen. Aber doch waren alle voll Freude; einmal ertönte sogar ein lachender Aufschrei, der von einem schon erwachsenen Mädchen herkam, dem ein Bursch im Begegnen an den Arm griff.

Nur die Kinder, die die einräderigen Karren mit dem feuchten Lehm füllten, verhielten sich noch schweigsamer als sonst, unterließen noch mehr als sonst jede andere Bewegung als das unaufhörliche, nur durch den Zwang schnelle Heben und Senken der Arme. Nur wenn hin und wieder das Geräusch einer knarrenden Tür von den Häusern herüberdrang,

drehten sie alle die Köpfe hin, sahen nach einem der Häuschen, an dem die zwei kleinen Fenster mit Läden bedeckt waren, und ließen die Hände eine Weile mitten in ihrer Bewegung stehen.

Sie wußten es wohl, sie hatten es wohl aus den Gesprächen der Mütter entnommen, daß in dem Sackbündel, das gestern von einer kleinen Karre heruntergehoben und in das Haus getragen wurde, das Marieche gesteckt hatte. Der böse Vater hatte auch sie zurückgeholt, und weil sie nicht gutwillig hatte mitwollen, hatte er sie einfach in einen Sack gesteckt — das alles war leicht auszudenken.

Das Merkwürdige war nur bei der Sache, daß die Mütter eine zu der anderen leise gesprochen hatte: „Dat Kind es dud, der Herrjott han et sillig!"

Was es mit dem Totsein auf sich hatte, wußten die Kinder nicht, fragten auch nach ihrer Art nicht darnach. Sie fühlten nur und sahen aus allem, daß es etwas Trauriges, Geheimnisvolles sein müsse. Sie dachten dabei an irgend etwas Böses, das der Vater dem Marieche angetan habe: denn warum waren sonst die Läden vor die Fenster gelegt? warum arbeitete das Mädchen nicht hier bei ihnen auf dem Lehmfeld? warum sahen sie sie nicht wenigstens hin und wieder in den Flur treten?

Dazu kam, daß der Priester aus dem Dorf heute über die Äcker gekommen war und, wohl weil er ein äußerst großer Mann war, mit gebeugtem und entblößtem Kopf in das Häuschen hineingegangen war. —

Jetzt stellte sich eine dicke Frau, die die Kinder schon oft im Dorf gesehen hatten, in die Tür, hielt wegen der Sonne die Hand vor die Augen und sah nach den Kindern hin. Schließlich kam sie mit breitem, hin und her schaukelndem

Gange, als ob der Boden unter ihr schwankend sei, heran, blieb in einiger Entfernung stehen und rief mit ein wenig gedämpfter Stimme: „Na, kot hä — kot jetz —"

Dabei winkte sie ihnen mit der Hand.

Die Kinder sahen erschrocken, ängstlich fragend nach den Erwachsenen hin. Da trafen sie nur auf plötzlich ernst gezogene Gesichter. Dann rief einer der Männer, der weit weg stand, laut und in der alten, rauhen Art: „Zoo — jaoht doch — maht nor schnell!"

Da legten die Kinder, ohne zu wissen, worum es sich eigentlich handele, alles, was sie in den Händen hatten, hin, warteten eins auf das andere, bis endlich die Größeren vorgingen.

Die Frau schritt neben den ersten her, drehte sich nach den hintern um. „Er well et esu han," sagte sie mit einem gutmütigen, freundlichen Ausdruck, der den Kindern Mut machte, „ühr sollt dat Marieche noch ens sin, ih er dä Sarg zomäht. Trett nor leis op!"

Die Frau trat zuerst in die Tür, dann folgten die Kinder, eins nach dem anderen, jedes auf der Schwelle aus Ziegelsteinen ein wenig zögernd, in Furcht vor dem bösen Vater, und sich die lehmigen Hände an den Kleidern abwischend — aber doch von der Neugier und der Erwartung ins Haus hineingezogen.

In dem vorderen Zimmer brannten zwei Kerzen, die auf dem Tische standen. Zwischen den Kerzen war etwas wie eine gelbe, längliche Kiste hingestellt, die wie ein Bett weiß ausgefüllt war. Rund um den Rand ging ein weißes, zackiges Papierband, wie um eine Kuchenschüssel im Bäckerladen.

Neben dem Tisch saß der Mann, die Ellenbogen auf die

Schenkel gestützt, seine Pfeife rauchend. Unten an seinen Füßen saßen Mariechens Bruder und der Hund, beide nach den Kindern hinsehend. Der Mann saß ganz ruhig da, tat nichts Böses, sah die Kinder unter seinen dicken gelben Brauen her mit freundlichen blauen Augen an. Es lag sogar etwas Heiteres in seinem Blick, der die Kinder einzuladen schien: ‚Ja, kommt nur — seht euch einmal an, was ich da habe!'

Die Kinder dachten nun nicht mehr, daß es etwas Schlimmes sei, was auf sie warte; sondern sie hatten den Eindruck von etwas Freundlichem und Gutem. Sie traten näher an den Tisch, stellten sich auf die Zehen, einige faßten sogar die Kiste an, und so sahen alle, rund um den Tisch stehend, in die Kiste hinein.

Da lag Marieche, als schliefe es in seinem Bett — nur daß das Bett viel schöner und weißer war als sonst, und nur, daß sein Gesicht ganz gelb, ganz klein war, so daß es einen Augenblick schien, es sei gar nicht das alte Marieche. Es hatte die Hände gefaltet und hielt darin einen kleinen Strauß von zwei Rosen und einem Bündel Veilchen. Auch lag es in einem weißen Kleid da, so schön, wie die Kinder nie eins gesehen hatten. Selbst die zwei Füße, die unten an dem Kleid heraussahen, steckten in kleinen, weißen Schuhen. Das Mädchen lag und schlief, ohne auch nur einmal einen Finger oder einen Fuß oder den Kopf zu bewegen — merkte gar nicht, daß die Kinder um den Tisch herumstanden. Und das alles hatte etwas so Merkwürdiges und Feierliches an sich, daß die Kinder nicht laut zu sprechen, nicht einmal von einem Fuß auf den anderen zu treten wagten.

Nur der Junge, der damals zuerst umgekehrt war und

die Kinder verraten hatte, machte plötzlich den Mund auf und sagte, über die Kiste hinüber, zu dem Mann hin: „Du — saag — nä: es it wahrhaftig do jewäs, do ovve — ?“

Der Mann regte sich eine Weile nicht, dann aber hob er den Kopf, sah freundlich über den Tisch zu dem Jungen hin und sagte: „Jeweß es it do jewäs. Ech han et nur deshalb jehollt, weil it kein weiß Kleidche aanhatt. Do ovve ävver moß jedes Kind e weiß Kleid aanhan, sonst wird et nit erenjelosse. Seht ühr — jetz han ech im no e weiß Kleid aanjetrokke on jetz dragen ech et wedder hen — jetz dragen ech et wedder zoröck. Sed nor stell — domet it nit waach weed — it darf nix dovon merke.“ Damit drehte der Mann, noch einmal freundlich über die Kinder hin lachend, seinen Kopf um und rauchte weiter, fuhr auch seinem Jungen mit der Hand durch das schwarze Haar.

Die Kinder atmeten nicht mehr, sahen voll Verwunderung in das stille, kleine Gesicht Mariechens. Der Junge aber hob ganz leise, daß der Mann es nicht wahrnehmen sollte, einen Arm, führte ihn zu der Kiste hin und schob ihn dem Mädchen unter den Rücken. „Flüjjel — hät it Flüjjel?“ kam es aus seinem Mund, so leise, daß nur die neben ihm stehenden Kinder es hörten. Aber da zugleich die dicke Frau, die bisher in einer Ecke des Zimmers zu schaffen gehabt hatte, sich umwandte und auf die Kinder zukam, um sie wieder wegzuführen, zog der Junge seinen Arm schnell zurück. — Eine Stunde später, als die Kinder längst wieder im Lehm standen und Erde in die Karren luden, trat der Mann aus dem Haus. Er hatte seinen Sonntagsanzug an, die Schuhe schwarz gewichst und den Hut auf. Und an einem Strick, dessen Enden vorne in

einen dicken Knoten zusammengebunden waren, trug er die Kiste, die vorher auf dem Tisch in seinem Zimmer gestanden hatte, auf dem Rücken mit sich. Sie war nun zugenagelt, und man sah, daß sie aus gehobelten Brettern von dem Mann selber zusammengesetzt und mit gelber Farbe bestrichen war. Trotzdem der Mann stark und breitschulterig war wie wenige unter den Männern, ging er unter der Last der Kiste krumm, wie ein Alter nach vorne gebeugt.

An der Hand führte er den Jungen, der auch sauber und festtäglich gekleidet war und drei Schritte machen mußte, wo der Vater einen machte. Er ließ aber seine Hand zutraulich in der Hand des Vaters und lief wacker mit, als ob er sich freue auf alles, was es heute noch zu sehen gebe, sah ganz stolz zu den anderen Kindern hinüber, die in Lumpen gekleidet waren wie immer und arbeiten mußten wie immer.

Auch der Hund lief mit, erst zögernd; als aber der Vater sich nach ihm umdrehte und ihm pfiff, bekam auch er Vertrauen und lief immer dicht hinter der Kiste her, den Kopf zu ihr aufgehoben.

Alle hörten auf zu arbeiten. Endlich blieb der Mann, der oben am Rand der Lehmgrube entlang ging und schon an den Arbeitenden vorüber war, stehen und kehrte sich nach ihnen um.

„Wao jehs du hen?“ rief einer.

„No jo — do hen — — sie soll dat Kind noch ens sin, ih et unger die Erd küt,“ antwortete der Mann und wies mit dem Arm den Rhein hinauf, in die Richtung der Stadt, wo seine Frau wohnte. Dabei leuchtete hinter dem ruhigen, traurigen Blick seiner Augen wieder etwas wie eine Heiterkeit und eine Hoffnung.

„Wat? Küs de widder?“

„Nä — nä — ech kummen nit widder — ech — ech wäden wahl do bliebe.“ Der Mann war schon weiter gegangen.

„Adschüß! adschüß och!“ riefen alle hinter ihm her, Männer und Frauen, richteten sich auf und sahen ihm nach, bis er hinter der Welle einer Wiese, dem Strom zu, verschwunden war.

Die Kinder, die abseits standen und die Worte des Mannes nicht hörten, waren voller Schreck, spürten, wie ihnen das Herz zu schlagen aufhörte, mußten den Mund öffnen, um weiter atmen zu können. Aber sie hoben auch die Arme weiter und senkten sie, als wenn nichts wäre, um die Augen der Erwachsenen nicht auf sich zu ziehen.

Erst am Abend, als die Geräte zusammengeräumt und alle Erwachsenen in die Häuser gegangen waren, liefen sie, eins schneller als das andere, lautlos zum Ufer hin.

Da standen sie auf ihrem Erdrand, streckten die Köpfe vor, als müßten sie den Mann mit der Kiste noch sehen — drehten die Köpfe bei jedem Geräusch geschwind hin und her, sahen fieberhaft verlangend nach einem Schiff aus, das von oben käme, als müsse es ihnen Nachricht bringen, sahen wieder den Strom hinunter nach einem Schiff, das von unten käme und den Strom herauffahre, als hätten sie ihm einen Auftrag zu geben.

Herrgott, Marieche war jetzt oben, war in dem neuen herrlichen Land, war alle Tage da, morgen und immer, kam nicht wieder!

Erst als es anfing Nacht zu werden, wurden die Kinder ruhiger, setzten sich und saßen wie sonst da, hielten die Beine

senkrecht nebeneinander gestellt und sahen nach den Bergen hin, die dunkelblau, leuchtend, ganz in der Ferne, dastanden.

„Saot nur jetwäde — nur afwaade — et duert nit mieh lang, dann jonn ech och hen, dann jonn ech doch, dann jonn ech däm Marieche naoh,“ sagte ein Mädchen, eins der kleinsten, nicht leise, sondern mit lauter, mutiger Stimme.

„Ech och — ech och —“ rief es erst hier, dann da, dann überall.

„Nur keinem jet sage — mer möſſen et janz för ons behaale,“ sagte das erste Mädchen, nun wieder flüsternd. „Mir maachen ons selver wiesse Kleedche on trecken se aan. Ech föhren üch, ech brengen üch hen.“

Zugleich mit den letzten Worten kam plötzlich der Wind wieder, mit den ersten Stößen, von Westen, vom fernen Meer her — morgen wird er wieder zum Sturm geworden sein und übermorgen zum Regen.

Die Kinder gingen nach Haus, schnell, heimlich, leise auftretend, stumm, aber die Herzen bis zum Springen angefüllt mit einem machtvollen Jauchzen und Singen: denn die alten Tage sind nun bald vorbei, die neuen Tage kommen, gewiß und unzweifelhaft — sie sehen die Häßlichkeit der Tage, die da sind, nicht mehr vor der alles überstrahlenden Schönheit der Tage, die kommen werden, später, bald, bald, nur noch ein Weilchen, bis die weißen Kleider fertig sind, die sie heimlich, hinter der Treppe, aus alten Hemden schneiden werden. In zwei, in einer Woche! In drei, zwei Tagen!

Der Knecht

Das Boot mit dem jungen Hochzeitspaar stieß vom Ufer ab und fuhr den Strom hinauf. Es wies mit seiner Spitze in die letzten grünen Berge, mit seinem Hinterteil in die endlose Ebene, in die der breite Rhein wie in ein Meer hineinströmte.

Die jungen Leute hatten erst weiter unten, bei den weißen Häusern des Dorfes, auf das Schiff warten wollen, das von nun an ihr Haus, ihre Heimat war. Aber sie waren ungeduldig geworden, hatten sich aus der singenden und lärmenden Schar der Gäste geschlichen und fuhren nun dem Schiff entgegen.

Vorne, im spitzen Winkel des Bootes, saß die Mutter des Hochzeiters, nach der das Schiff seinen Namen ‚Anna' trug, ohne Hut, so daß ihr weißhaariger Kopf sich gegen das Grün der Uferwiesen wie eine dickeBlume abhob, die neben den andern und größer als die andern im Grase stand. Sie winkte mit der Hand nach dem Schiff hin, das langsam größer werdend herankam, indem sie die Hand hoch über dem Kopf und weit in der Luft hin und her führte.

Auf der ersten Querbank, von denen zwei die Längsseiten des Bootes verbanden, saß die junge Frau, im bunten

Hut, Schleifen an Hals und Ärmeln, mit dem Rücken dem Schiff zugekehrt, aber doch das Gesicht mit einer anmutigen Drehung zu ihm hingewandt. Neben ihr, mit seiner Schulter wegen der Enge des Platzes dicht an die ihre gerückt, saß — nicht der Mann, sondern der Oheim des Mannes. Er füllte aber den Platz des Mannes auch noch in anderer Bedeutung aus, denn er hielt, um die Frau zu stützen, den Arm um ihren Rücken gelegt, lachte mit ihr und sah ihr ins Gesicht.

Auf der zweiten Querbank aber saß der Mann, hatte die Jacke wegen der Wärme ausgezogen und führte mit den kurzen Schlägen der Schiffersleute die Ruder. Dabei hielt er den Rücken sonderbar steif, als wenn er einen Rücken aus Holz hätte.

Das Schiff trieb nun schnell mit dem Strom näher. Es war nur klein und trug nur einen Mast, der jetzt, wegen der Windstille, ohne Segel war, aber, der Bedeutung des Tages entsprechend, einen langen, bunten Wimpel von seiner Spitze flattern ließ. Es war grün gestrichen, schob vorne einen Schwall weißer, rauschender Wellen vor sich her und trug an seinem hinteren Ende ein sauberes Häuschen auf sich mit weiß eingerahmten Fenstern, die so klein waren, daß zwei nebeneinander gelegte Schifferhände sie völlig bedeckt hätten, aber doch wie wirkliche Fenster mit weißen Gardinen und Blumentöpfen geschmückt waren. Ganz am Ende, am Steuer des Schiffes, stand der Knecht, der seit dreißig Jahren, seit dem Tode des Schiffmanns, zusammen mit der Witfrau das Schiff besorgte. Er stand da, mit langen Beinen, knochigem, ein wenig gebeugtem Rücken und einem kleinen, eckigen und scharf abgeschnittenen, von weißen Strähnen bedeckten Kopf. Die weißen Strähne setzten sich an den Ohren ent=

lang fort, gingen hinter den Backen her und hingen, wie Zotten einer Ziege, unter dem Kinn herunter, das nackt und rot daraus hervorsah.

Der Alte band das Steuer fest, ging auf dem handbreiten Weg neben den Basaltblöcken her, mit denen das Schiff beladen war, zur Spitze vor und warf einen Strick nach dem Boot hinunter. Dabei ließ er kein anderes Zeichen der Freude oder der Begrüßung sehen als ein kurzes Aufleuchten der Augen, die klein und weiß, sengend wie glühendes Eisen, unter den buschigen Brauen herausstachen. „Ruder weg — nemmt dat Seil!" rief er kurz, in einer Weise, wie man einem Kind oder einem Menschen zuruft, der zum ersten Mal in einem Nachen sitzt.

Aber der Junge hatte, ehe der Alte noch ausgesprochen, die Ruder krachend ins Boot geworfen, das hingeschleuderte Seil in der Luft ergriffen, um die Ruderbank gebunden und das Boot mit starkem Zug, so daß die Wellen zischend aufschäumten, dicht an die Holzwand des Schiffes gebracht.

Der Rand des Schiffes, das von seiner grauen Steinlast tief in die Flut gedrückt wurde, war nur wenig höher als der Rand des Bootes. Und so machte der Junge nur einen Schritt und stand mit beiden Füßen auf dem Schiff. Ohne ein Wort zu sagen wollte er dem Alten mit einer schnellen Bewegung das Seil aus der Hand nehmen.

Der aber schob, als ob sich das von selbst verstehe, die fremde Hand zur Seite und trat ohne Umstände mit der ganzen Breite seines Rückens zwischen den Jungen und das Boot.

Der Junge, der nun der Herr des Schiffes war, auf

das er seine Füße gestellt hatte, stand einen Augenblick, sah den Alten überrascht an, ließ ihm aber dann das Seil und hob mit beiden Händen die Mutter und die Frau aus dem Boot.

Der Oheim, klein und mit demselben runden, vor Güte und Fröhlichkeit strahlenden Gesicht wie die Schwester, stand mit breitgesetzten Beinen unten, bemüht, das Gleichgewicht zu wahren, reckte den Kopf hoch aus dem Schifferhalstuch, und die junge Frau, weiß und rot wie Schnee und Rosen und mit einer Pracht schwarzen Haares darüber, mußte sich knieen, über den Schiffsrand beugen und ihm ihren Mund hinhalten. Dann trieb das Boot, von dessen Bank sich das Seil unerwartet gelöst hatte, plötzlich vom Schiff weg; der Oheim rief noch, aber da der weißhaarige Knecht oben schon das Seil zusammengerollt und schon ein weites Stück Wasser sich zwischen Schiff und Nachen gebreitet hatte, nahm er die Ruder und fuhr langsam, mit hingedrehtem Kopf und lachenden Zurufen, zum Ufer zurück.

Unterdes hatte der Knecht, immer in seiner merkwürdigen Ruhe, bei der die verborgene Erregung sich nur hier und da in einem plötzlichen Hierhin- oder Dorthinlenken des Blickes erkennbar machte, die Tür zu dem Häuschen geöffnet. Durch die Tür sah man in ein winziges Zimmer, in dem nichts Platz hatte als ein Bett, ein Tisch, ein Herd. Gleichwohl führte in der hintern Wand eine kleine Tür zu einem zweiten Zimmerchen, von dem aus wieder eine Tür auf die andere Seite des Schiffes hinausging. Mit einem Stolz, der sein Gesicht mit einem Mal zu einem Leuchten brachte, ließ der Alte die junge Frau, die den Kopf beugen mußte, eintreten. Er hatte die Bretter des vordern Zimmers abwechselnd mit

weißer und blauer Farbe frisch gestrichen, hatte über den Tisch ein weißes Tuch gebreitet und ein Glas mit Blumen darauf gestellt.

Die Frau stand auch wirklich überrascht und lachte dann erfreut und beglückt auf. Hinter ihr her kam das Mütterchen, überrascht wie die Schwiegertochter, drehte sich nach dem Knecht um und sagte: „Dat hat Ihr jod jemaht — do sollen die zwei wahl jlöcklich wäde.“ Und plötzlich hatte sie helle Tränen in den Augen, während ihr Mund dazu lachte.

Der Alte trat von dem Häuschen zurück, in das er den Kopf mit hineingesteckt hatte, stellte sich wieder gerade, so daß die Ringe in seinen Ohren klangen, und suchte mit den kleinen, scharfen Augen nach dem neuen Herrn. Als er dann, ohne etwas von ihm wahrgenommen zu haben, zum Steuer zurückging, traf er ihn gerade, wie er die Holztreppe, die zu dem dunklen, mit Steinen gefüllten Bauch des Schiffes hinabführte, heraufgestiegen kam.

„Da ist noch mancher Raum auszunützen,“ sagte der Junge, in einem steifen, fremdartigen Hochdeutsch, ohne den andern anzusehen und gleich weitergehend.

Der Alte, durch den Klang der Worte nun auch zu einer Art Verwunderung gebracht, blieb einen Augenblick stehen und wollte jenem, der einen Kopf kleiner als er war, ins Gesicht sehen. Dann ging auch er, ohne ein Wort zu erwidern, weiter, in entgegengesetzter Richtung wie der Schiffer, nahm den weißgestrichenen Balken des Steuers in die Hand, lehnte sich mit der Hüfte dagegen und sah, über die Länge des Schiffs und die aufragende Steinlast weg, auf den Strom hinaus, der, ewig bewegt, vor dem spitzen Winkel des Buges mit dem Horizont verschwamm. Dabei

gingen seine Augen hin und wieder und immer häufiger zu dem Jungen hinüber, und seine Verwunderung, die die Züge seines Gesichts langsam in die Länge zog, nahm immer zu.

Der andere ging mit kurzen, festen Schritten, die ganz anders auf den Brettern klangen als die langsamen, sich an das Holz heftenden des Alten, über das Schiff hin, richtete hier einen Stein, der von seinem Platz gewichen, trat dort mit dem Fuß gegen einen Nagel im Holz des Bodens, der hervorstand, maß die Länge und Breite des Schiffes, erst mit den Augen, dann mit langgesetzten, gleichmäßigen Schritten. Als er einmal auf seinem Gange, wie von ungefähr, in die Nähe des Mannes am Steuer kam, machte er unversehens Halt, sah nun dem Alten zum ersten Mal ins Gesicht und sagte: „Groß ist der Kasten nicht, neu auch nicht — aber Ihr habt ihn ganz sauber in Ordnung gehalten."

Nun sah der Knecht den Jüngeren, dessen dichtes schwarzes Haar in der Höhe seines weißen Kinnbartes stand, gleichfalls an, mit immer größerer Verwunderung; er öffnete sogar den Mund, als ob er etwas sagen wolle — es kam aber kein Laut heraus.

Der Junge stand noch einen Augenblick, reckte seine Brust, streckte die Arme aus, so als ob er sich so recht behaglich fühle und von der Luft des Schiffes, das nun ihm gehörte, mit einem tiefen Atemzug Besitz nehmen wolle. Dann ging er zurück, bückte sich und verschwand in dem Häuschen, indem er die Tür behutsam öffnete, um seine Frau im Scherz zu überraschen.

Der Alte blieb allein am Steuer stehen, stand bewegungslos da, den Blick seiner Gewohnheit gemäß unausgesetzt nach vorne gerichtet, während hinter ihm die Gipfel der Berge

immer niederer wurden und endlich hinter dem grünen Strich des Landes verschwanden. Er hielt den Mund geöffnet, wie um zu sprechen, immer noch in seinem Staunen über den neuen, fremden Schritt, der über das Schiff ging, über die neue fremde Sprache, die zwischen Steuer und Mast erklang, die Schritt und Stimme des Alten verschluckten, die allein noch da waren, in einer trotzigen Betonung ihrer Stärke, so als wollten sie sagen: wir herrschen hier, was will der langsame Schritt und die leise Stimme des alten Mannes bei uns?

Der Alte zog Schuhe und Strümpfe aus, die er zur Feier der Stunde angelegt hatte, und stand mit verbrannten, nackten Füßen da wie sonst. Immer den Blick starr nach vorne gerichtet, fing er an die Lippen zu bewegen, ohne daß ein Laut entstand, mit sich selber sprechend. Er dämpfte die Unruhe, das Zittern, das ganz unten in ihm entstanden war, deckte den Abgrund, der ihm, in einer plötzlichen Erscheinung, unmittelbar vor dem Schiff aufgetaucht schien, mit sanften, breiten Gedanken zu: war alles, was geschah, nicht natürlich? Konnte er erwarten, daß der neue Herr in sein Häuschen krieche, sich da verborgen halte und nur hin und wieder, um nach dem Wetter zu sehen, den Kopf herausstreckte? Der Junge war der Herr — er durfte auf seinem Schiff herumgehen, wie und wohin er wollte; er wird alles einrichten, wie er es für gut hält, und er, der Alte, der Knecht, darf nichts tun, als an seinem Steuer stehen und den Dingen zusehen: das alles ist natürlich und in der Ordnung; es ist nichts dabei, was ihn unruhig machen könnte.

Es war seine Gewohnheit, auf diese Art mit sich

selber zu sprechen, lautlos im Anfang, dann leise Worte zwischen den Zähnen herauslassend. Er war zwar nicht allein auf dem Schiff, hatte ja immer die helle, singende und lachende Stimme der weißhaarigen Herrin um sich, die schnellfüßig wie ein Kind den Raum des Schiffes durchschritt. Aber es vergingen oft Tage, ohne daß zwischen den beiden Alten ein Wort erklang. Ohne Absicht von seiner und ohne Übelnehmen von der Seite der Frau hatte sich diese Art des Zusammenlebens, von selber, ohne sichtbare Gründe, zwischen ihnen herausgebildet: ein Kind der endlosen Ebene unten, durch deren Wiesen und Weiden der breite Strom zieht, die von der lieblichen Mannigfaltigkeit und den traubenreifenden Lüften des Berglandes oben nichts mehr hat als ein paar, hier und da über Weidenstümpfen, fern wie ein Märchen, auftauchende Gipfel und dann und wann einen vorüberhuschenden, das Herz für einen Augenblick selig machenden, warmen, duftenden Hauch des Südens, war der Alte schweigsam; nur aus Zeichen, die bei irgend einer Gelegenheit zutage traten, konnte man auf das, was in ihm lebte und vorging, schließen.

Aber die Frau, die aus den Bergen stammte und die geschwinden Augen und das geschwinde Verstehen der Leute aus dem Weinland hatte, kannte ihn längst, ließ heimlich die Augen auf ihm ruhen, wenn er am Steuer stand und, sonnig und ruhig wie der Strom selber, auf den Strom hinaussah, fühlte sich warm und sicher bei ihm. Sie hatte alle seine Gewohnheiten, die sie in sein Inneres sehen ließen, das er so fest zugeknöpft unter seiner blauen Schifferjacke versteckte, liebgewonnen, als ob sie wie das Flattern des Segels und das Schlagen der Wellen zu dem Schiff

gehörten. Treuer als die Herrin selber hütete der Knecht das Schiff, ohne Ergebenheit, ohne Demut, mit der Selbstverständlichkeit, mit der Freude an der Arbeit, wie sie nur noch den alten, blauäugigen Kerlen, die aus einer früheren Zeit zu stammen scheinen, eigen ist. Nie ging er ans Land wie die Knechte der andern Schiffe, die zu fünfen und zehnen von Schenke zu Schenke zogen. Erst wenn das Schiff sein Ziel, unten im Holländischen, erreicht hatte, wo die Steinblöcke, von den luftigen Felsenhöhen oben gebrochen, von breitschulterigen Männern auf kleinen, gepolsterten Brettern ans Ufer getragen wurden und wieder andere Männer gewaltige Dämme gegen das anbrausende Meer daraus aufrichteten — erst wenn dann die Lichter im fernen Dorf angezündet wurden, wenn das Ufer leer von Menschen geworden war, kein Laut mehr als das entfernte Bellen eines Hundes herüberdrang und das eintönige Rauschen des Rheines, das sonst von all den Stimmen des Tages übertönt wurde, sich plötzlich bemerkbar machte — fuhr der Alte im Boot, mit kurzen, leisen Ruderschlägen zu dem Strand hinüber. Nicht nur, daß er die Fahrt nun zu einem glücklichen Ende gebracht hatte und einmal ohne Sorgen sein konnte — es war auch, als ob er bis dahin das Fremde gefürchtet habe, was das weite Land, mit seinem endlos hingrünenden Gras, seinem sanft auf- und absteigenden, harten, ewig festliegenden Boden, seinen vielen Menschen, die von fernher kamen, wuchsen und wieder kleiner wurden, für jemand hatte, der fünfzig Jahre auf schwankem Holz, auf einen engen Raum beschränkt, stromauf und stromab fuhr; und als ob erst die Nacht, die mit ihrem Schwarz alles Verschiedene gleichartig, alles Laute still machte, ihm Mut gebe, von dem

Schiff wegzugehen. Dann sah die Frau ihn im weichen Gras hin- und hertreten, als ob er sich an dieser ungewohnten Bewegung freue, sah ihn die Rinde der Bäume wie etwas Fremdartiges betasten, den Kopf heben oder Büsche auseinanderschlagen, um nach den zwitschernden Vögeln zu sehen, bis er dann im Dunkel verschwand. Endlich kam er mit einem Strauß einfacher Blumen auf das Schiff zurück, wo er sie der Frau heimlich auf den Tisch des Zimmerchens stellte.

Und überall konnte die Frau die Hand, die sie hob, wieder sinken lassen, denn die Arbeit, an die sie gehen wollte, war schon getan — der Boden gewaschen, die Metallbeschläge geputzt, das Holz gehackt, die Kartoffeln geschält. Sonderbar war bei dem allen eins: wenn irgend einmal ein Wort zwischen ihnen fiel, wenn ihm die Frau, lachend und ihn ansehend, den Nachmittagstrank brachte oder ihn am Ende der Woche in das Häuschen rief und ihm den Lohn auszahlte, dann wurde der Alte rot wie ein Kind, wobei seine lederfarbene Haut, die zerrissen war wie das Holz des Schiffes, ein zartes und reines Aussehen wie die Haut eines Mädchens gewann.

Dreißig Jahre fuhr er nun auf diesem Schiff. Die Frau hatte ihn in Dienst genommen, als ihr Mann krank wurde, und als der Mann starb, blieb der Knecht. Er blieb, während der Sohn der Frau heranwuchs, blieb, während der Sohn, getrieben vom Wanderdrang, der vom Vater her in ihm steckte, auf dem weiten Meer draußen umherfuhr, er blieb und stand an seinem Steuer, einsam und schweigsam, während sein Haar sich weiß färbte, und während von allen Schiffen, die vorüberfuhren, die Stim-

men immer neuer junger Frauen und immer neuer Kinderscharen herüberklangen. Und so wird er bleiben, nun, während ein neuer Herr um ihn waltet — er wird sich an den neuen Herrn gewöhnen, ja, er freut sich und ist stolz, daß endlich einmal der kommt, für den er das Schiff dreißig Jahre bewahrt hat und dem er nun zeigen kann, wie alles sauber und an seinem Platz ist. —

Jetzt hörte der Knecht den jungen Schiffer im Häuschen drinnen laut lachen, und gleich darauf trat der Herr, nun in einem blauen Schifferrock wie der Knecht, aus der Tür. Und im selben Augenblick stieg aus dem kleinen, eisernen Schornstein über dem Herd, an dem die Mutter das Abendbrot richtete, der weiße Rauch hoch.

Auf den Wiesen an beiden Ufern, die endlos in das Land hineingingen, hier und da von einem Kirchturm, von dem nur die Spitze sich zeigte, von einem dunklen Waldstrich unterbrochen, war die Sonne verschwunden. Nur der Wipfel einer Pappel, die verlassen am Wasser stand, glänzte noch matt im Nachschein.

Der Schiffer sah eine Weile in das Land hinaus, steckte dann die Hände in die Taschen, ging, zwischen den Steinhaufen hindurch, auf die andere Seite des Schiffes, kam aber gleich zurück, ging wieder wie ohne Absicht an dem Knecht vorüber, blieb wieder stehen, drehte aber dem Knecht halb den Rücken zu und sah nach einer kleinen weißen Wolke hinauf, die, gerade über dem Schiff, mitten aus dem Blau hinaus, mit einem Mal entstanden war.

„Der Strohsack unten, zwischen den Brettern, ist das Euer Bett?“ fing er an.

„Jao,“ sagte der Knecht, erst nach einer Weile. Das

Wort kam leise, zögernd heraus; es klang wieder diese Verwunderung daraus, die auch aus dem Blick seiner Augen sah, mit dem er dem kurzen, festen Gang des Jungen folgte.

„Wahrhaftig — es ist zu wenig Platz auf dem Schiff," fuhr jener fort.

Der Alte lachte, mit einer hellen, klaren Stimme, die etwas von der ungetrübten Art einer Knabenstimme an sich hatte und nach dem bisherigen Schweigen überraschend klang. „Wat mäht dat? Wenn nur Ihr jod zo ligge hat."

„Ihr müßt nicht ‚Ihr' für mich sagen, sondern ‚Sie' — denn Ihr seid der Knecht, ich bin der Herr."

Der Alte hielt plötzlich den Kopf steif, sah aber doch mit einem flüchtigen Blick nach dem Jungen hin.

Der Junge drehte ihm ganz den Rücken zu. „Nein — es ist kein Platz für zwei Schiffer, das Schiff ist zu klein." Damit ging er wieder, hob die Hand in die Luft, um den Wind zu spüren, und faltete dann das Segel auf.

Die Mutter rief etwas, und der Schiffer ging um das Häuschen herum zu ihr hin.

Der Alte stand am Steuer, bewegungslos wie vorher, in vollkommener Ruhe, so, als ob der Schiffer nichts anderes gesagt hätte als: ‚Es gibt Regen morgen.' Mit einem Druck der Hüfte schob er das Steuer zur Seite, um einem Schlepper mit rauchenden Schloten, der dem Schiff entgegenkam, auszuweichen. Dadurch kam das Ufer näher: die einzelnen Steine, die da umherlagen, waren mit einem Mal zu erkennen und die Vögel zu hören.

„Hä es jung, stark, ne töchtige Käl," kam es dann von dem Alten her, leise und in einer Art, als ob er zu

jemand, der unsichtbar bei ihm wäre, spräche. „No jo — er meint et jod. Wat? Bei uns wied doch wohl Platz für zwei Schiffsleut sen?“ Er lachte, unbesorgt, fröhlich, glücklich, daß das Schiff einen so wackeren neuen Herrn bekommen habe, und sah dann auch zu der Wolke auf, die unterdessen groß geworden war, sich auseinander gezogen und in viele kleine Stücke geteilt hatte, die alle nun an zu glühen fingen und ihre rote Glut dem ganzen Himmel, dem Wasser, den Wiesen, dem Holz des Schiffes, der braunen Haut und dem Weiß in den Augen des Alten mitteilten. Er hob die Hand und winkte, fröhlicher als sonst, nach einem Schiff hinüber, das, von dem Dampfer gezogen, an dem seinen vorüberglitt. Man rief ihm von drüben zu: die Reise ging zum Neckar, Holz holten sie dort.

Der Alte rechnete aus, daß es wohl vier Wochen dauern würde, bis er demselben Schiff wieder begegnete, und begann leise zu singen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tag lagen die Kölner Domtürme, die sonnenumstrahlt aus weißem Nebel heraussahen, schon hinter dem Schiff, als der Schiffer aus dem Häuschen trat, gleich nach dem Knecht, der am Steuer stand, hinsah und rief: „Seid Ihr als am fahren?“

Der Knecht nickte nur mit dem Kopf, während er den Herrn mit einem heitern und sorglosen Ausdruck in dem langen, knochigen Gesicht ansah.

Jener ging, wie gestern, wieder um das ganze Schiff herum, prüfend, schien sich zu wundern, daß der Boden schon gewaschen, alles Metallene schon blank geputzt war. „Zum

Teufel, wann habt Ihr denn eigentlich den Anker hoch?" rief er.

„Wie immer," rief der andere, ohne eine Bewegung zu machen.

Der Schiffer kehrte zu dem Häuschen zurück, klopfte der Mutter an die Tür und rief: „Steh auf, Mutter — koch Kaffee! Oder soll das auch der Knecht tun?" Dann stellte er sich in einiger Entfernung von dem Knecht auf, mit breiten Beinen, kehrte ihm ganz den Rücken zu, steckte die Hände in die Taschen und sah, wie der andere, auf das Wasser hinaus, das mit seinen unablässig, wie aus einem geheimen Grunde nach einem geheimen Ziel hinströmenden Wellen, gemeinsam mit dem Schiff, durch die grünen Bänder der Ufer dahinzog.

Die junge Frau kam heraus, bückte sich, ließ einen Eimer zum Wasser hinunter und ging wieder in ihre Tür zurück. In dem andern Zimmerchen, das zugleich die Küche war, hörte man die Mutter in ihren Holzschuhen umhergehen, und bald darauf stieg schon der Rauch aus dem kleinen Schornstein.

Der Schiffer stand immer da, so bewegungslos wie der Alte am Steuer; es sah von hinten nicht anders aus, als ob er so recht zufrieden und voll Glück über die junge Frau, das Schiff und den schönen Morgen dastehe und träumend hinausschaue. Aber plötzlich drehte er sich um, nach dem Alten hin, und schrie, ohne die Hände aus den Taschen zu nehmen: „No — und ich? Was soll ich denn tun? Soll ich den ganzen Tag hier stehen und das Wasser ansehen?" Sein Gesicht war rot wie Feuer vor Zorn.

Der Knecht öffnete den Mund, sprach aber nicht, sah

nur mit dem Ausdruck des höchsten Staunens, Nichtbegreifens zu dem Jungen hinüber.

Der nahm nun die Hände aus den Taschen, trat mit zwei kurzen, lauten Schritten zu dem andern hin, streckte den Kopf hoch, stellte sich auf die Zehen, um mit seinem Gesicht möglichst nahe bei dem des andern zu sein, und schrie, so laut, als ob er am vordern Ende des Schiffes stehe, plötzlich in seiner alten, heimatlichen Sprache: „Zom Teufel — et es keine Plaatz för zwei op däm Schiff! Ihr mööt jonn, ich kündigen Üch — en vierzehn Däg mööt Ihr jonn!"

Der Alte behielt noch eine Weile den Ausdruck eines fragenden, ein wenig verlegenen Lachens auf dem Gesicht. Dann aber schloß sich sein Mund, so, als ob beide Teile plötzlich zusammengefallen wären, sein Gesicht sah starr aus, eckig, wie aus Holz geschnitten, schien ohne Leben — nur die Augen leuchteten in einem tieferen, glänzenden Blau daraus hervor, sahen an dem Gesicht des Jungen vorüber groß und feststehend auf das Wasser hinaus.

„Es ist nicht anders auf der Welt, es ist immer so," fuhr der Junge fort, ein wenig weicher, „Ihr seid nun auch alt, habt Ruh verdient, habt Euch auch ein wenig gespart." Er griff mit der Hand nach dem Steuer. Ein Lachen, eine Freude lief unvermittelt über sein Gesicht: „Donnerkeil, jetzt will ich einmal das Schiff fahren! Ich will doch sehen, wie das Ding sich macht."

Der Knecht ließ seine Hand noch eine Weile auf dem Steuer liegen, nahm sie dann langsam fort, nahm auch seine angelehnte Hüfte fort, sah noch auf das Wasser hinaus, sah aber dann mit einem schnellen, ungewissen Blick dem andern ins Gesicht, sah das Lachen da — und ahmte dieses Lachen

nach, während sein Gesicht ohne einen Blutstropfen, gelb und bleich wie das Segel war. Mit einem Mal aber färbte sich dieses Gesicht mit einem tiefen, glühenden Rot, das langsam aus dem Hemdkragen hervorkam, den Hals heraufstieg und sich zugleich, oben von der Stirne herunter, nach unten ausbreitete. Er senkte den Kopf, legte ihn ein wenig auf die Schulter, setzte dann die Beine in Bewegung, sah noch einmal nach dem Steuer hin, ging dann von dem Steuer weg, an dem er dreißig Jahre gestanden, ging neben den Steinen her, das Schiff entlang, kam an die Treppe, die in den Bauch führte, wollte erst daran vorbei gehen, drehte aber dann den riesenhaften Leib nach der Seite um und verschwand Stück für Stück hinter dem Haufen der Steine, während zu hören war, wie die nackten Füße schwer und langsam sich über die hölzernen Stufen hinabbewegten.

Unten im Dämmerlicht einer Ecke, hinter dem Wall der Steine, der von hier aus emporgerichtet war und von dem es kalt ausströmte, stand die schwarze Holzkiste — sie barg die wenigen Dinge, die dem Knecht auf dieser Welt gehörten, von einem ungeheuren Schloß verwahrt. Daneben lag der lange, mit Stroh dick gemachte Sack, über den zwei wollene Decken gebreitet waren und der das Bett des Knechtes war.

Der Alte setzte sich auf die Kiste nieder, stützte die Hände neben sich aufs Holz und sah so, starr, in das halbe Dunkel hinein. Wie von selber hatte es ihn hierhin gezogen, hier war sein Platz, hier kam kein anderer hin, hier war er allein. Nur noch etwas war bei ihm: das Holz selber, das alte, das man zum Schiff zusammengebogen hatte, gegen das von allen Seiten das Wasser wie kleine Hämmer

anschlug. Hier saß er im innersten Innern, in der Seele des Holzes; hier fühlte er sich eins mit dem Holz, das ihn dreißig Jahre unveränderlich treu, durch Sonne und Gewitter, durch entgegenkommenden Wind und durch stürmende Schneeflocken trug.

Bald öffnete er den Mund: das bedeutete, daß nun das Vorgefallene in der Tat bis zu seinem Bewußtsein vorgedrungen war, daß seine Gedanken Leben bekamen und sich, wie die Fühlhörner einer Schnecke um einen Fund, um das Eingedrungene zu klammern begannen. Er fing an zu sprechen, erst mit lautlos bewegten Lippen, dann mit leiser, unterdrückter Stimme, endlich laut, sanft, erklärend — und da wurde es klar, daß er nicht mit sich selber sprach, sondern mit einem zweiten, der anwesend war, und daß dieser zweite das Holz war um ihn her, das Schiff.

Das war das Geheimnis des Alten, von dem auch selbst die Schiffsfrau nichts wußte: er hatte entdeckt, daß das Schiff ihm zuhören konnte, ihn verstand. Nicht Frau und nicht Kind hatte er auf der Welt gefunden, keinen Freund — außer diesem einen, der keine Augen und Ohren hatte, und der doch sah und hörte. Das war etwas so Zartes, daß er nie zu einem anderen Menschen hätte davon sprechen können; er hätte ja auch nichts als Spott gefunden. Aber er fühlte es und erzählte dem Schiff alles, was ihn bewegte — wenn er fröhlich war, oben in der Sonne, und wenn er traurig war, hier unten im Dunkel und der Stille. Und wenn das Schiff auch nicht antwortete, so spürte er doch, daß etwas in ihnen beiden zusammenklang, daß das Schiff sich mit ihm freute und mit ihm traurig war. Und darum hatte er alles, was er an Lie-

benwollen und Sorgenwollen in sich trug, an das Schiff gehangen. Es war ihm ein Wesen, das froh über die Sonne war wie er und sich gegen den Sturm bäumte wie er; ein Wesen, das ihn wieder lieb hatte, ihn, den alten Knecht, um den sich niemand in der Welt sonst kümmerte. Das war auch der Grund, warum er das Schiff wusch und putzte, keinen Staub und keinen Flecken an ihm duldete, warum er den Besen sorgsam in die Ecke stellte, das Seil in hübschen Kreisen aufrollte, über das Segel mit breiten Händen strich — alles an dem Schiff war ihm Wesen und lieb geworden.

Er sprach ganz laut, damit ihn das Schiff auch wirklich verstehe: Nun ja, das ist also so. Oft wird er jetzt hier unten nicht mehr zwischen die zwei Decken kriechen, sein Abendgebet sprechen und, bei dem Plätschern des Wassers draußen, mit lang an den Leib hinuntergestreckten Armen einschlafen. Das alles mußte ja einmal kommen. Unklug wie ein Kind ist er gewesen, weil er das nicht vorausgesehen hat, weil ihm nie der Gedanke gekommen ist: daß er eines Tages, wenn der neue Herr da ist, das Schiff verlassen muß. In der Tat, es ist nicht anders in der Welt: sie rufen einen, wenn man ihnen nötig ist, und sie jagen einen wieder davon, wenn man seine Zeit um hat. Nein, daran ist nichts zu ändern: dem andern gehört das Schiff, es ist ihm von seinem Vater hinterlassen, er ist jung, hat starke Arme, braucht keine Hilfe — das alles geht ganz natürlich zu, nichts ist daran übel zu nehmen. Er muß den Leuten sogar dankbar sein, daß sie ihn so lange an seinem Platz gelassen, ihm Bett und Brot gegeben haben.

Ja, in vierzehn Tagen wird er gehen, wird seine Kiste auf die Schulter heben und über das ausgelegte Brett ans Land schreiten. Und dann? In einen neuen Dienst wird er wohl nicht gehen — wer will so einen alten, weißhaarigen Kerl als Knecht nehmen? Und auch er selber — er will keinen neuen Dienst, will auf keinem andern Schiff umhergehen, das kommt ihm wie Verrat vor an seinem treuen, alten. Nein, er wird in seinem Heimatsdorf ans Land steigen, wird sich ein Zimmerchen mieten — er hat ja noch einen Bruder da wohnen, der auch nicht Frau und nicht Kinder hat. Und da wird er jeden Morgen an den Rhein hingehen, auf das Wasser und die endlosen Wiesen und Weiden hinaussehen, auf die Schiffe warten, die langsam wachsend herankommen, und mit jedem den Kopf drehen, bis sie oben hinter dem spitzen Dach der Windmühle oder unten hinter den zwei Pappeln, zwischen denen blau und kaum noch erkennbar die Kölner Domtürme stehen, verschwunden sind — so, wie sie es alle als Kinder gemacht haben, an dem Grashang sitzend, mit in langer Reihe nebeneinander gestellten Beinen. Da hat er Sonne und Wind über sich wie bis jetzt, weiß, wie am nächsten Tage das Wetter sein wird, sieht, womit sie, die ‚Anna‘, geladen ist, prüft, wie sie geputzt und instand gehalten ist, wie das Segel gespannt ist, ruft hinüber, wohin sie fährt, rechnet sich aus, wann sie wieder vorbeikommt, geht auch ein Stück am Ufer nebenher und freut sich an ihrem ruhigen Gang. Und des Nachts — da stellt er im Hause den Eimer unter den Brunnen, um doch wenigstens das Wasser zu hören.

So, nun muß er wieder hinauf, an den Tag — wenn

nun auch am Steuer ein andrer als er steht, es findet sich schon eine Arbeit.

Er wollte aufstehen, aber sein Körper blieb sitzen, rührte sich nicht, blieb mit seinem ganzen schweren Gewicht an der Holzkiste haften, spottete seines Herrn.

Der Knecht streckte seinen Kopf vor, wie in einem plötzlichen Schmerz, der ihm von innen in die Kehle hinaufgriff, hielt den Kopf so, starr, atmete nicht mehr.

Und in dieser Stille trat nun mit einem Mal das eintönige Schleifen des Holzes am Wasser vorbei stärker hervor, füllte den ganzen, dunklen Raum. Ein langgedehnter, sonderbarer Laut kam von den Brettern her. Kurze, krachende Töne folgten, dann sang irgendwo etwas, leise, wie wenn der Wind mit einem Draht spielt; es schnurrte etwas wie ein Rad — alles Laute, wie sie im Innern eines alten, holzgefügten Baues natürlich waren und die von den Männern, die hier ihre Lasten auf- und abluden, nicht einmal beachtet wurden.

Aber der Alte hörte aus ihnen etwas anderes heraus; er empfand auch nichts von der Art Furcht davor wie die Frau, die nicht gern in das Dunkel hier unten hineinging: er wußte, daß das ein Streben des Schiffes war zu sprechen, daß es die Stimme des Schiffes war, die nur den Menschen unverständlich blieb.

Mit immer vorgestrecktem Kopf horchte er darauf. Plötzlich sah er einen Sommermittag vor sich; breit in der Sonne strömte der Rhein dahin, so blendend war sein Wasser, daß man von Zeit zu Zeit die Augen schließen mußte. Die endlose Häuserreihe der Stadt und die Domtürme darüber zitterten in dem Dunst.

Und jetzt sprach das Schiff, verstand er das Schiff.

„Weißt du noch," sprach es, „wie du zu mir kamst, ein Kerl, gerade und groß wie ein Baum, blonde Locken unter der Kappe, schwere Nagelschuhe an den Füßen, und die schwarze Holzkiste auf der Schulter? Sie stritten sich um dich, meine Frau und der Schiffsmann des großen, gelben Dreimasters, der neben mir lag; jeder wollte dich haben. Du aber sahst den Dreimaster an und sahst mich an und, ohne ein Wort zu sagen, kamst du über das Gangbrett zu mir herauf. Kerl, wie ich stolz war auf einen so breiten, langen Burschen! Ich sagte es dir damals, aber du verstandest mich noch nicht. Und wie du nun allen Schmutz aus meinen Ecken fegtest, wie du mit heller Stimme über das Wasser sangst, so daß die Leute am Ufer stehen blieben und nach dir hinsahen! Immer lieber wurdest du mir, eine ganz neue Lust an Sonne und Wellen kam über mich. Ich krachte aus allen Fugen, um dir meine Freude mitzuteilen — aber du verstandest mich immer noch nicht. Dann wurdest du still, sangst nicht mehr, sprachst auch mit der Frau nicht mehr, standst am Steuer ohne eine Bewegung, als wenn auch du aus Holz gewesen wärst. Niemand wußte, warum — nur ich verstand dich: du hattest die Frau lieb, die frisch und lachend am Gesicht und jung und voll am Leibe war. Aber sie war die Herrin, du warst der Knecht — du mußtest still sein. Und nun kam die Zeit, wo du anfingst, den Kopf vorzustrecken, aufzuhorchen, zu merken, daß noch etwas um dich war, wovon du nichts wußtest. Und dann gabst du deine ganze Liebe an mich hin, wuschest mich mehr als je, fingst an, mit mir zu sprechen. Deine Schmerzen, die oft alles, was in dir war, zerreißen wollten;

dein Verlangen, das dir des Nachts den Schweiß aus dem Leibe trieb; dein Kampf dagegen mit Zähnen und Fäusten; der Frieden endlich, der über dich kam, das stolze Gefühl deiner Pflicht, die dir gebot, mich stark und rein zu halten, um mich eines Tags dem Sohn der Frau zu übergeben — von dem allen sprachst du zu mir, alles litt und kämpfte ich mit dir, immer bemühte ich mich, dich zu trösten. Und dann fingst du endlich an zu begreifen, daß ich dich verstand. Und nun kam die Zeit, die so schön war, wie sonst bei euch Menschen wohl nur die Brautzeit sein mag. Unsere Liebe war eine stille — niemand durfte darum wissen, denn ich gehörte ja nicht dir, ich gehörte ja der Frau und ihrem Sohn. Aber ich liebte nicht sie, ich liebte nur dich. Und so ist es noch."

In dem Knecht stöhnte etwas auf, wie plötzlich wundgerissener Schmerz. Aber zugleich kamen kurze, stoßende, unwillige Laute aus seinem Mund, die das, was da nur hinter seiner Stirn zitterte und lockte, wegweisen wollte. Herrgott, wie dumm: wie kann ein Schiff sprechen? Ist ein Schiff etwas anderes als ein Schiff? Ist ein Plätschern und Rauschen etwas anderes als ein Plätschern und Rauschen? Er hat es so weit getrieben mit seinem Glauben an die Seele im Schiff, daß er dabei ist, ein Narr zu werden.

Wieder wollte er aufstehen, und wieder blieb sein Leib sitzen. Zugleich — was war das? — blies ein leiser Luftzug über seinen Kopf, so daß seine weißen Haarbüschel sich aufrichteten und wieder zurückfielen. Das war, wie wenn etwas atme, etwas Riesenhaftes, Unbekanntes, das um ihn war.

Der Knecht saß ganz still; seine Hände, die immer noch auf der Holzkiste lagen, klopften zitternd an das Holz. Mit

weit offenstehenden Augen sah er in etwas Geheimnisvolles, den Menschen Fremdes, Verborgenes, Verwehrtes.

Und wieder hörte er das Schiff, während die Pulse in ihm schlugen: „Was? Kerl, alter — und nun willst du gehen? Willst mich allein lassen, willst mich den andern, den Fremden lassen? Zum Teufel, was besitzt du denn viel auf der Welt, daß du ein Ding, das dir gehören will, so schnell fahren läßt? Gehört dir denn mehr als die Kiste da und die Lumpen, die du auf dem Leib trägst? Drum gib mich nicht weg, Junge! Du hast mich treulich dreißig Jahre bewahrt — wie will nun so einer, der gestern fremd daherkommt, das Recht haben, mich dir zu nehmen? Dir gehöre ich, nicht ihm — wenn es auch in den Schriften, den Gesetzen der Menschen am Lande, in den Städten anders steht. Wir auf dem Wasser haben unsere eigenen Gesetze: du liebst mich mehr als er — darum gehöre ich dir, das ist klar und rein wie der Himmel draußen. Teufel, denk nur nach, du wirst schon ein Mittel finden, es muß ein Ausweg da sein, der es möglich macht, daß du bleibst. Und wenn nicht — so sei trotzig, sei hart, stell dich ans Steuer, schließe die Faust darum, gib es nicht her aus deiner Faust — laß sie alle kommen, gib es nicht her. Es wird ein Wunder geschehen, wenn alles andere nicht hilft — die heilige Muttergottes, zu der du jeden Abend und Morgen betest, wird bei dir sein. Es ist sicher: es wird ein Wunder geschehen — es kann nicht anders kommen, als daß dein Platz am Steuer dein Platz bleibt."

Der Alte saß noch eine Weile da, gab keinen Laut von sich, ließ den Kopf tief auf die Brust herabhängen. Dann führte er langsam die Hände hoch, legte sie breit

auf die Brust, um den Schmerz da zur Ruhe zu bringen. Endlich aber löste er die Hände, schnell, schüttelte den Kopf, stand kurz und entschlossen auf, stieg ebenso die Treppe hinauf. Oben hielt er sich die Hand zum Schutz vor dem blendenden Tag über die Augen, nahm dann Farbe und Pinsel, die in einer Ecke standen, und fing an, den Bord rund um das Schiff zu streichen, als wolle er das Schiff noch besonders schön herrichten, ehe er gehe.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die ‚Anna' fuhr leer rheinaufwärts. Sie war, als das letzte von vier Schiffen, durch ein Seil mit diesen und einem riesenhaften Schlepper vorne verbunden, der mit mächtigen Rädern in das Wasser schlagend, seine Last langsam hinter sich her zog. Die Wellenberge, die von den Rädern ausgingen, waren so hoch, daß sie der ‚Anna' hinten noch bis an Bord reichten. Ein langer Strich von schwarzem Rauch ließ Wassertropfen und Kohlenteilchen auf die Schiffe darunter fallen.

Am Steuer der ‚Anna' stand der junge Schiffsmann, mit einem unzufriedenen Gesicht. Es verdroß ihn, mit seinem kleinen, alten Fahrzeug, gleichsam nur geduldet, an letzter Stelle hinter den großen, neuen Schiffen herzufahren. Je mehr der Knecht putzte und malte, desto mehr schimpfte der Herr, trat verächtlich mit dem Fuß hierhin und dorthin, spie auf den Boden.

Vorne, im Winkel der Spitze, saßen die Frauen, nähten und lachten mit dem Steuermann des Schiffes, das vor ihnen fuhr. Der Knecht stand mit dem Firnis beim Mast, rieb ihn mit der Hand in das Holz.

„Da, endlich!“ rief der Schiffer plötzlich vom Steuer her, „da kommt Euer Dorf!“

Der Alte, der den Rücken ein wenig gekrümmter und den Kopf ein wenig tiefer trug als sonst, wandte sich langsam und sah in die angedeutete Richtung.

In einer Lücke der grünen Wiesen zeigte sich eine Reihe weißer, in der Abendsonne strahlender Häuschen, die eins neben das andere, wie Soldaten, an das Ufer hingestellt waren und von hier aus nicht höher und breiter aussahen, ein jedes als eine vorgehaltene Hand.

Der Alte sah so lange hin, ohne eine Bewegung zu machen, bis der Rauch aus dem Schornstein vorne sich vor das Bild legte und es verdeckte.

„Also — macht Euch fertig, es ist Zeit!“ rief der Schiffer.

Der Alte nickte nur mit dem Kopf, ging dann die Treppe hinunter, um Schuhe und Mütze anzuziehen, die Kiste auf die Schulter zu nehmen und dann in dem Nachen, der hinten ans Schiff gebunden war, ans Land zu gehen.

Bald lagen die Häuschen der Heimat dem Schiff gegenüber, so nahe, daß die Blumentöpfe in den Fenstern zu erkennen waren. Neben einer Pappel stand ein langer, hagerer Mann, sah nach dem Schiff hin und rief — das war der Bruder, dem der Knecht einen Brief geschrieben hatte.

Der Schiffer gab das Steuer seiner Frau und holte Geld, um dem Knecht seinen Lohn auszuzahlen. Dann stellte er sich an die Treppe und rief hinunter, voll Ungeduld: „Also — kommt herauf! Das Dorf ist da!“ Als keine Antwort kam, stieg er nach unten.

Da saß der Alte, im grauen Licht, auf seiner Kiste, hatte die Hände wieder neben sich auf das Holz gelegt und hielt den Kopf wieder starr vorgestreckt.

„Was ist? Schnell — vorwärts!“

Der Knecht sprach nicht, regte sich nicht.

„Auf — zum Teufel!“ Der Schiffer packte ihn.

Da hob er den Kopf zu dem Schiffer auf und sagte ruhig und ein wenig leise: „Laot mich bis morjen do — morjen will ich jonn.“

„Macht, was Ihr wollt — da ist Euer Lohn.“

Am nächsten Morgen, als die Domtürme, die wie Berge das ganze flache Land beherrschten, schon hinter dem grünen Strich der Wiesen versunken waren und als die junge Frau mit dem Eimer Wasser schöpfen ging — siehe da! da stand der Knecht in Hemdsärmeln, mit nackten Füßen am Steuer, so, als ob nichts in der Gewohnheit seiner Tage sich geändert habe.

Es war ein Morgen mit klarem Himmel und reiner Luft. Die Sonne war noch nicht über den Rand der fernen Weiden heraufgestiegen, aber die Vögel kamen schon vom Ufer zu den Schiffen hin, ließen sich nieder und erfüllten alles mit ihrem Gesang. Der Rauch vom Dampfer vorne lag eine kurze Strecke, infolge der Vorwärtsbewegung, flach und stieg dann gerade wie ein Baum in die Höhe. Langsam und in einer Art königlicher Ruhe zogen die Ufer zu beiden Seiten an den Schiffen vorüber.

Kaum, nachdem die Frau, die erstaunt nach dem Knecht hingesehen hatte, in das Häuschen zurückgegangen war, kam der Schiffer heraus, schnell, noch verschlafen und erst halb angezogen, ging ohne Umstände auf den Alten los, faßte

ihn heftig am Arm: „Macht, daß Ihr zum Teufel kommt — Hund, eigensinniger!"

Der Alte saß ohne Bewegung. Nicht einmal in seinem Gesicht veränderte sich etwas, nur die Augen leuchteten daraus und zeigten, daß Leben unter dem Gesicht steckte.

Mit beiden Händen packte der Schiffer den Arm des Alten. Aber der Alte war stärker als der Junge — er rührte sich nicht. Nur den Mund machte er mit einem Male auf und sagte so ruhig wie gestern abend: „Nä — ich blieben he — ich jehüren op dat Schiff. Jang du!"

Der Schiffer ließ den Arm überrascht los, sah dem Sprecher ins Gesicht. Aber dann griff er mit beiden Fäusten nach der mageren, braunen Hand des Alten, die den Balken des Steuers umschloß.

Die Hand rührte sich nicht.

Er hob die schwere Ankerkette vom Boden auf und schlug damit auf die Hand.

Die Hand rührte sich nicht. Das Gesicht des Alten blieb ruhig, änderte nicht einmal seine Farbe.

Der Schiffer suchte mit hastigen Augen nach einem neuen Gegenstand, griff in die Tasche, brachte ein Messer hervor, als wenn er die Hand abschneiden wolle, warf das Messer fort, wurde plötzlich weiß wie ein Tuch, stand mit erregter Brust da, gab einen Schrei von sich wie ein Tier und stürzte sich auf den andern.

Der ließ die linke Faust nicht vom Steuer, packte mit der rechten den Schiffer an die Brust und hielt ihn so von sich, immer, ohne daß sein Gesicht die geringste Unruhe zeigte.

Der Schiffer fuhr mit den Händen blitzschnell unter

den entgegengestemmten Arm des Alten her, fuhr ihm von unten an den Leib.

Der Alte wurde mit dem Rücken gegen das Steuer gedrückt, öffnete aber seine Faust nicht, ließ die Brust des andern nicht los, ließ den Arm immer ausgestreckt, um den andern immer so von sich abzuhalten.

Vom vordern Schiff riefen Männer herüber.

Die junge Frau kam zurück, hing sich, vor Schrecken unfähig aufzuschreien, an den Arm des Alten, um ihn zu beugen und von der Brust des Mannes wegzuschieben.

Der Alte öffnete die Faust nicht, beugte den Arm nicht, stand unerschütterlich wie aus Eisen da. Die Büschel des weißen Haares waren ihm ins Gesicht gefallen, und die Ringe in den Ohren klirrten.

Plötzlich legte sich ihm leise, von hinten, eine Hand auf die Schulter. Ein neues Gesicht zeigte sich neben ihm.

Zusammenfahrend, wie kleiner werdend unter der sanften Last dieser Hand, drehte der Alte den Kopf langsam, zögernd, nach dem Gesicht hin. Es war die Mutter, die sich auf die Zehen stellen mußte, um so hoch zu reichen, und die ihn mit ihrem noch frischen, jungen, guten Gesicht ansah.

Eine Weile hing der Alte mit seinen Augen an den beiden fremden Augen da, die in die seinen hineinsahen. Dann löste er, wie unter einem Zauber, erst den Arm, dann die Faust, stand da mit am Körper herunterhängenden Armen, immer die Frau ansehend, ging endlich ruhig, mit seinen gewöhnlichen langen Schritten, von dem Steuer, von dem Platz, der ihm gehörte, weg, ging zur Treppe, ging hinunter, kam zurück, mit der Kiste auf der Schulter, und ging zum Nachen hinten.

Die junge Frau hielt ihren Mann mit ausgebreiteten Armen zurück. Die Mutter aber ging dem andern nach, half ihm die Kiste in den Nachen heben, kletterte dann selber hinter ihm hinunter, nahm die Ruder und fuhr ihn zum Land.

Der Knecht saß und hatte die Augen am Boden. Aber mit einem Mal hob er den Kopf, sah die Frau ruhig und voll an und sagte: „Ich ben jejangen, nit, weil ich em Onrääch waör, sondern weil Ihr et waort — on weil ich Üch jet zeigen will. Die Saach es su: nit ihm, mir jehürt dat Schiff — Ihr sollt et sin.“ Die Frau sah ihn verwundert an, glaubte aber, daß sie die Worte seiner Erregung zugute halten müsse, und sagte beruhigend: „No jo — no jo —“

„Dat Schiff blieb stonn — Ihr sollt et siehn. Mitten im Wasser blieb et stonn, jeht nit weiter — et passiert e Wunder, ich weiß dat, ich weiß dat.“

Die Frau wurde ängstlich, konnte den Blick nicht von dem seltsam ruhigen, entschlossenen, fast heitern Gesicht des Mannes wegnehmen, ruderte schneller: Jesus Maria, es war ihm in den Kopf gestiegen, er redete irr.

Der Knecht stieg ruhig ans Land, holte seine Kiste nach, weigerte sich dann aber, der Frau die Hand zu geben, sagte, immer in einer Art Heiterkeit, einer Art geheimnisvoller Zuversicht: „Nä — nit adschüß! Mir sin ons widder! Dat Schiff blieb stonn, dat Schiff jeht nit aohne mich — et passiert e Wunder.“

Die Frau ruderte zurück, erst am Land entlang, wo der Strom schwächer war, dann quer über das Wasser zu dem Schiff hin. Der Dampfer, der den Schlag seiner

Räder angehalten hatte, schlug wieder rauschend in die Flut.

Der Alte stand am Ufer da, neben seiner Kiste, hochaufgerichtet, den Mund offen, bereit einen freudigen Ruf auszustoßen, mit den Augen an dem Schiff hängend.

Die Sonne kam, vom rechten Ufer her, ging über das Wasser hin, traf die Schiffe, traf den Mann am Ufer.

Wie von doppelter Zuversicht durchströmt, nahm der Mann die Mütze vom Kopf, bereit, damit zu winken: jetzt muß das Wunder kommen, jetzt muß sich das Schiff von seinem Seil lösen, die andern Schiffe ziehen allein weg, aber das eine Schiff steht da, wartet, bis er, der Knecht, dem es gehört, zurückkehrt, bis er die Schuhe wieder auf das Holz setzt.

Er hielt die Füße in Bereitschaft, um sie gleich in Bewegung zu setzen und nach dem Schiff hingehen zu lassen, sobald es stehen blieb.

Aber das Schiff blieb nicht stehen. Gleichmäßig und stetig glitt es hinter den andern drein, entfernte sich immer mehr, wurde kleiner, die alte Frau, die hinten stand und mit der Hand nach dem Knecht hinüberwinkte, war schon nicht mehr zu erkennen — jetzt war es hinter der langen Linie der Weiden verschwunden.

Der Alte hatte beide Arme erhoben, mit einer sonderbaren Bewegung, als wolle er dem Schiff ein Zeichen geben, nach ihm hingreifen, es halten. Immer noch stand er da, hielt die Augen an die ersten Weiden geheftet, als könne er es nicht glauben, als müsse das Wunder sich doch noch ereignen, als müsse das Schiff plötzlich wieder, sonnenbestrahlt, zum Vorschein kommen, dastehen und auf ihn warten.

Mit einem Mal aber hob er die Füße und lief hinter dem Schiff her, lief bis an die Weiden, lief neben den Weiden her, bis er das Schiff weit in der Ferne sah, lief immer zu, obwohl bald alle Schiffe zusammen nur noch wie eines aussahen — bis endlich alles in dem blendenden Weiß des Wassers aufgelöst und nichts mehr zu sehen war, als nur noch diese unablässige, silberne, flirrende Bewegung der Wellen unter der Sonne.

Da endlich blieb der Knecht stehen, erschöpft, ohne Atem, stand da, mit vorgestrecktem Kopf, wie um dem Schiff doch um dieses Wenige näher zu sein, sah klein und gebückt aus. Und wieder fing er das Laufen an, immer den Kopf vorstreckend und spähend, und wieder stand er, ohne Atem, kraftlos.

Und endlich wandte er sich, stand lange, ging dann, schwer, mit hinter sich her gezogenen Beinen, zurück, zu seiner Kiste, die am Ufer stand. Über seinen Kopf hin strichen zwei Vögel, flogen weg, kamen wieder, hielten sich immer an ihn und zwitscherten, pfiffen, als sprächen sie.

Er wollte nicht darauf hören, aber wider seinen Willen hörte er ein Trösten, eine Freude, ein Glück und eine Ruhe aus ihren Stimmen zu ihm heruntersingen — es wehte ihn an, es berührte ihn.

Und als er seine Kiste dastehen sah, seine alte, schwarze Holzkiste, verlassen und allein am Ufer wie er, da hörte er auch ihre Sprache, obwohl sie stumm war, keinen Laut von sich geben konnte. Die Menschen verstanden ihn nicht, er verstand die Menschen nicht, aber die Tiere, die Dinge sprachen mit ihm. Und er verstand, was die Kiste sagte, in ihrer Ärmlichkeit, in ihrer Verlassenheit, die doch von der Sonne

bestrahlt war wie nur irgend etwas Reiches in der Welt draußen: „Laß fahren, alter Kerl, laß fahren! Laß dies zu all dem andern gehen, wonach du in deinem Leben mit vorgestrecktem Kopf und weiten Augen ausgeschaut hast, und was dir davongefahren ist. Du hast keine Frau und kein Schiff, aber du hast mich. Komm, lade mich auf deine Schulter — arm bin ich, außen, und arm ist, was in mir ist, aber dafür gehöre ich dir wirklich und wahrhaftig. Keiner darf mich auf seine Schulter heben und davontragen als du. Ich war das, womit du von Haus weg und ins Leben hinausgegangen bist, mit mir gehst du aus dem Leben und wieder nach Haus zurück: nichts gewonnen, aber auch nichts verloren! Komm, und wenn du wieder einmal den Kopf hängen lassen und traurig sein willst, dann setz dich auf mich — viel Platz ist nicht da, aber es ist keiner, der dich davon vertreiben kann. Und einen kleinen Platz auf der Welt, der einem gehört — ist das nicht Glück genug?"

Der Knecht strich sich mit der Hand die Haarbüschel aus der Stirn, machte den Mund zu, atmete ruhig, sah sich noch einmal nach dem Gras rings und dem Weidengestrüpp um, mit einem heitern, lachenden Blick, als wolle er ihnen, die ihn vorher laufen gesehen, zeigen, wie es nun mit ihm bestellt sei — dann nahm er die Kiste auf die Schulter und ging mit seinen langen, gleichmäßig hingesetzten Schritten davon. Jedesmal, wenn ein Schiff mit gespannten Segeln ihn einholte und an ihm vorüberzog, winkte er und antwortete auf die Rufe, wohin: „Op et letzte Schiff — naoh Huus!"

Das letzte Schiff? Nein, es wird noch eins kommen, und das allerletzte sein, und das wird aus vier Brettern

bestehen. Aber auch das wird in einen Hafen voll Glück und Ruhe einlaufen.

Er stimmte plötzlich ein Lied an, wie in den Tagen seiner Jugend, und einmal bückte er sich und steckte sich eine Blume an den Rock.

Raben

Auf einem Balken, der mit dem einen Ende ans Ufer getrieben war und mit dem anderen in den Rhein hinausreichte, saß ein einzelner Rabe, ein alter und vom Alter klein gewordener. Er hatte die schwarzen Flügel dicht an den Körper gelegt und den Kopf mit dem spitzen Schnabel nach unten gesenkt — unbeweglich, mager, ganz in sich eingesunken, frierend saß er da.

Der Strom war ungewöhnlich klein, so daß lange Streifen sanft abfallenden Landes sich zeigten, die sonst das Wasser bedeckte. Seit Wochen lag der weiße Schnee auf den langgezogenen Ackerfurchen, und ohne daß er von einer großen Kälte begleitet war, breitete er mit seiner Eintönigkeit, seiner Endlosigkeit, seinem jedes Geräusch verschluckenden Schweigen ein Gefühl der Leere und des Todes über das ganze Land. Nirgendwo der gekrümmte Rücken einer Bäuerin, die auf dem Felde arbeitete, nirgendwo eine zweiräderige Karre mit fröhlich ausgreifenden Pferden auf den ausgefahrenen, lehmigen Wegen, die neben dem Strom her und von ihm weg durch das angeschwemmte Flachland bis zu den häuserbesetzten Abhängen führten.

Zwischen den beiden Reihen regelmäßig gesetzter Pappeln,

die sich lang und schwarz in den herunterhängenden, weißen Himmel streckten, ging eine Schar von sieben Männern, dem Strom entgegen, immer neben dem Wasser her, so langsam, daß nur an ihrer immer sich verändernden Stellung zu den Bäumen eine Vorwärtsbewegung zu bemerken war. Alle sieben hatten die Jacken zugeknöpft, die Kragen hochgeschlagen, die Hände in die Hosentaschen gesteckt. Kein Sprechen, kein Lachen, kein aufsehendes blaues Auge, wie eine dumpfe, traurige, schwarze Masse schob sich das Ganze zwischen den Pappelreihen daher, den lautlos, wie aus irgend einem geheimnisvollen Grunde dahinschießenden Strom auf der einen und das endlose Weiß auf der anderen Seite. Einer der Männer, langbeinig und braunbärtig, stieß mit dem schweren Schuh an den Balken, auf dem der Rabe immer noch regungslos saß. Der Rabe fiel ohne ein Flügelschlagen, ohne ein Heben des Kopfes, steif und starr, durch den Hunger entkräftet, ins Wasser und trieb, im Kreise sich drehend, schnell davon. Keiner der Männer drehte auch nur den Kopf darnach.

Überall den Strom hinunter, an den Gärten der Villen, an den Landebrücken der Schiffe vorbei bis weit unter die Stadt hinunter, wo die Berge zu beiden Seiten des Stromes schon hinter den Wellen des Ackerbodens verschwunden waren, zeigten sich solche schwarze, sich langsam fortbewegende Gruppen von Männern — Männer, seit Wochen ohne die gewohnte Bewegung und den Verdienst der Arbeit, durch Bekanntschaft oder Zufall hier zusammengeweht, alle von einer merkwürdigen Anziehungskraft beeinflußt, die sie die reine Luft und die weite Ausschau des Stromes aufsuchen ließ. Es war wie ein Flüchten aus den engen Straßen der Stadt,

die mit allen Errungenschaften des Fortschritts und der Kultur beladen, doch mit ihren nur hier und da durch das kahle Geäst der Bäume unterbrochenen Steinmassen kalt und herzlos schien, zu der schweigenden, rastlos schaffenden und ewigen Natur hin. Seit Jahrtausenden läuft das Wasser da, Welle auf Welle, ohne Aufhören zwischen den Wiesen weg, und man fühlt, daß das einen Zweck haben muß, wenn man auch den Zweck nicht erkennt — also muß auch ihr Leben, an gleichmäßiger, ermüdender Arbeit, an unerfüllten Wünschen und trotzigen Gefühlen reicher als an behaglichem Ausruhen und fröhlich verbrachten Stunden, einen Zweck haben.

Von den sieben Männern gingen immer zwei zusammen, und hinter diesen sechsen schritt allein und mit hastig, ungleich hingesetzten Füßen, ohne darum schneller vorwärts zu kommen, ein Alter, kurz und stämmig, mit straffem, aufrecht getragenem Rücken und breitem Nacken, auf dem gleich der Kopf mit harten, weißen Stoppeln hinten saß. Seine Schuhe waren zerrissen und zu groß, so daß die Absätze der Sohlen, wenn er die Füße hob, jedesmal im Schnee haften blieben. Wie die anderen hielt er die Hände in den Taschen und den Kopf zur Erde gesenkt, aber es war aufgeregtes Leben in ihm: mit der rechten Hand zählte er ruhelos ein paar Geldstücke und mit den großen, matten, blauen Augen sah er unaufhörlich unter den weißen, kurzen Brauen her nach den übrigen hin. Er sah zwischen den Armen der beiden, die vor ihm gingen, durch und betrachtete jeden einzelnen der andern genau und prüfend, beobachtete seinen Gang, schätzte seine Schuhe und seine Kleider ab — alles mit angstvollen, ehrlichen, schnell hin und her gehenden Au-

gen. Sein Gesicht war von der scharfen Luft und dem beißenden Schweiß eines gewiß sechzigjährigen, viel fordernden Lebens braun geworden — es war auch breit und fleischig gewesen, aber das Fleisch war unter der Haut vergangen, und die Haut hing in dicken Falten um das feste Kinn und die starken Backenknochen herum. Und während der Alte das Geld in seiner Tasche zählte, bewegte er die Lippen im Selbstgespräch, unaufhörlich, sah mit den blauen Augen hin und her und stieß hin und wieder, ohne die Hände aus den Taschen zu nehmen, mit den Ellenbogen nach vorne, als wolle er einem vor ihm einen Ruck geben, damit er stehen bleibe und sich nach ihm umdrehe.

Aber keiner kümmerte sich um ihn. Jeder hatte genug mit sich selber zu tun, hatte selber sein Stück Unzufriedenheit in sich zu verarbeiten; jedem lag eine Schwere auf dem Kopf und den Schultern, daß er wie unter einer Last, betäubt, verwirrt, taumelnd sich fortbewegte — wie sollten sie da noch auf einen anderen achtgeben? Sie dachten nicht einmal nach, wer der andere überhaupt war. Niemand hatte ihn je gesehen, er hatte sich ohne weiteres an sie angeschlossen. Die zwei, die zuletzt gingen, hörten die Schritte hinter sich, spürten den aufgeregten, zitternden Atem in ihrem Nacken. Aber sie fragten nicht, mochte mit ihnen gehen, wer wollte — es war ja doch nur ein Gang ohne Zweck, voll mürrischer und trotziger Gedanken, und es war ja auch nichts da, was sie mit dem Fremden hätten teilen müssen als diese allgemeine, quälende, erdrückende Untätigkeit, endlos und eintönig wie der weiße Schnee ringsum.

Und doch war der stämmige Alte heute morgen manchem aufgefallen, wie er mit schnellen, fest auf das Pflaster

gesetzten Schritten durch die Straßen eilte, draußen, wo hinter selbst im Winter noch zierlichen Gärten kleine anheimelnde und prächtige Häuser liegen, so recht warme Nester, mit hellen, freundlichen Fenstern, hinter denen wieder fröhlich hinausschauende Frauenköpfe auftauchen oder klares, ungetrübtes Kinderlachen heraustönt. Jedes dieser Häuser hatte der Mann mit denselben angstvollen, prüfenden, heißen Augen betrachtet, wie er jetzt die Männer vor sich musterte. Vor dem einen oder dem anderen war er stehen geblieben, hatte nach Tür und Fenstern hingesehen und war dann, langsam, schließlich wieder mit der früheren Hast, weitergegangen. Immer hatte er dabei mit der rechten Hand das Geld in der Hosentasche gezählt und immer heftig, fast streitend mit sich selber gesprochen.

Ein Mütterchen war gekommen, klein und gebückt, die mit einem Korb von Haus zu Haus ging, mit der unbesorgten Bestimmtheit, wie sie die tägliche Gewohnheit erzeugt. An jeder Tür nahm sie eine Gabe in Empfang und legte sie in den durchlöcherten großen Korb. Und zu jeder Gabe hatte sie ein lustiges Wort bereit, das auch bei dem Gebenden jedesmal ein Lachen hervorrief. „Jaoht nur erein,“ sagte sie zu dem Mann, als er wie zagend vor dem Hause stand, „he wonnen joode Lük, die jevven Üch jet.“

„Nä, Motter, ich kann nit,“ hatte der Mann gesagt, mit einer beklommenen, trotzigen Stimme, die zu einem viel größeren Mann zu gehören schien. „Su vür da Türe stonn —“

Und die Frau: „Jao, stolz darf mer net sen — jaoht nur erein.“

Und der Mann: „Nä. Et es nur — ich han noch eine Mark zwanzig Penning. Ävver ich moß zwei Mark on

vierzig han. Dann kann ich zo minger Schwester fahren — die es verhieraod, obben am Rhing."

Die Frau sah ihn an, indem sie die Augen klein machte, näher zu ihm trat und schon lachte, ehe sie noch sprach: „Sed Ihr nit der Schlosser Lorenz us der Kesselsgaß?"

„Jao. Der ben ich. Han en der Fabrik jearbeed die letzte Zeit — no jao — on jetz stonn ich do, han kein Arbeed, seit sibben Wochen —"

„On hat fröher met zwei Jesellen jearbeed!" Die Frau trat noch näher, um sich das Wunder genauer zu besehen. „Jao — jao — die Zeiten sen schlääch — wat seht Ihr esu verhungert us! Nä — do darf mer nit stolz sen, nit trotzig sen — ich, ich han dat längs verliirt. Die Menschen sen och nit esu schlääch — et jitt och unger de Riche joode — jaoht nur erein en dat Huus he."

Der Mann stand einen Augenblick, sah wieder Tür und Fenster an. Dann färbte sich sein braunes Gesicht plötzlich mit einem tiefen Rot, das vom Halse, unter dem Kragen der Jacke hervor, heraufstieg. Er hob seine Brust zu einem mächtigen Atemzug, den er nicht herauslassen wollte, der ihm aber die Lippen auseinanderzwang und auf seinem letzten, verflatternden Hauch die schnellen, flüsternden Worte noch mit herausbrachte: „Nä — nä — ich kann nit!" Zugleich zog er die Hände aus den Taschen, zwei breite, eiserne Schlosserhände, nur vom Alter und der Not hohl gefressen, streckte die Arme aus, lang an seinem Körper hinunter und machte unten zwei runde, zitternde Fäuste. Dann war er mit seinen kurzen, straffen Schritten die Straße hinuntergeeilt, dem Rhein zu, dem geheimnisvollen Drang folgend, weg von den Menschen, hinaus aus der

Enge, hin zu dem unendlich herunterströmenden, breiten Wasser.

Und jetzt trug der Alte seinen mächtigen Rücken hinter den sechs fremden Männern her, alles starke Leute mit breiten Schultern wie er selber, nur jünger als er, alle mit denselben sonderbar herausspringenden Backenknochen und denselben unnatürlich geweiteten Augen. Und immer noch zweifelte er, stritt er aufgeregt mit sich selber. Teufel, was soll dieses Hinterherschleichen? Warum sich schämen? Warum trotzig sein? Bin ich schuld daran, daß es so mit mir steht? Bin ich nicht bereit, zu arbeiten, vom Morgen bis in die Nacht, wenn man mir nur irgend etwas in die Hand gibt, womit ich irgend etwas schaffen kann? Los, den Mund aufgemacht! Das da sind Leute wie ich. Die verstehen mich, die sehen mich nicht von oben bis unten an — was? Wenn sie zusammenlegen, werden sie wohl soviel übrig haben, daß ich zu meiner Schwester kann?

Alle blieben stehen, oben an dem Abhang, auf den der Weg hinaufgeklettert war. Alle sahen hinunter auf die vier- und fünffach nebeneinander liegenden Schienenpaare in der Schlucht unten, durch die von der Stadt her, knatternd und fauchend, der Zug heranwuchs. Fest an sein Drahtseil gespannt, lag das riesige eiserne Schiff am Ufer unten, hielt seinen Leib offen, gab sich dem Anstürmenden, Singenden und Jauchzenden hin, nahm ihn ganz in sich auf und trug ihn in seinem schwarzen, eisernen Schoß sicher und langsam auf das Wasser hinaus, um ihn erst am andern Ufer wieder von sich zu lassen.

Die Männer standen und sahen hinunter — da war Lärm, da war Arbeit, da war Eisen, da waren Achsen,

Räder und Kessel, da waren geheimnisvolle Kräfte, von den Fäusten einfacher Männer gebändigt! Die Muskeln und Sehnen unter den zugeknöpften Jacken spannten sich in aufsteigender Sehnsucht und zitterten, die Augen wurden noch weiter und erstrahlten — Herrgott, da mit angreifen können, die Arme heben und senken, die Kraft, die in ihren Gliedern steckt, ausgeben können an dem Eisen — dem trotzigen, harten, herrlichen Eisen da unten! Warum hier stehen müssen und die Hände in den Taschen halten?

Und plötzlich — wie schnell kam es nur? — erschien drüben, wo die sieben Berge grau und undeutlich aus dem weißen Himmel heraussahen, ein sonnenbeleuchteter Fleck. Eine Wiese, sanft geneigt und an einer Seite von Bäumen eingefaßt, hoch oben, war genau zu erkennen. Jeder einzelne Baum war zu unterscheiden. Jetzt leuchteten die Felswände der Steinbrüche unmittelbar gegenüber auf und standen da, wie eine gelbe, brennende Mauer; das Eisenschiff auf dem Strom mit dem Zug darauf erglänzte, der ganze weite Strom gleiste in einem stechenden, silbernen Licht, so daß sie alle die Augen klein machen mußten. Und mit einem Mal fiel das warme Gold von oben auf ihre Jacken herunter, brannte durch den dünnen Stoff auf den bloßen Körper, erfüllte alle mit einem unwiderstehlich sich hochringenden Wohlgefühl.

Einer der Männer, ein junger, blonder Kerl, noch ohne Bart, mit so schmal gewordenen Backen, daß sein Gesicht nicht breiter mehr als seine Hand erschien, zog die Kappe von seinen Locken, hielt sie hoch in die Luft und schwenkte damit nach dem Schiff hin, indem er dabei komische, schreiende Laute der Freude ausstieß.

Alle folgten seinem Beispiel, nahmen die Hüte ab, schwenkten sie und schrieen. Es war, als ob der Druck, der auf ihnen lastete, unerträglich geworden wäre und sich in diesem Aufschreien Luft mache: jetzt geht der Schnee weg, endlich kommt der Frühling, endlich wieder Arbeit!

Der Fremde aber, der Alte, hatte kaum den Jungen schreien gehört, als er vor ihn hintrat, mit zwei seiner schnellen, straffen Schritte, mit einem breiten, entschlossenen Lachen auf seinem braunen Gesicht, mit einem zutraulichen, fröhlichen Aufleuchten seiner gutmütigen blauen Augen, von unten zu dem großen anderen hinauf: das war der Rechte! Das war der, den er nötig hatte! Der hat noch Glück in sich — der kann noch helfen!

Der Junge sah den Alten einen Augenblick an, verwundert wegen dieses Lachens, dessen Grund er nicht kannte. Dann aber setzte er schnell, durch das Lachen ermuntert und warm gemacht, seine Kappe auf, faßte ihn am Arm, beugte sein blasses, von dem Schreien ein wenig gerötetes Gesicht zu ihm hinunter, sah ihm einen Augenblick ins Gesicht und sagte dann, ehe der Alte den Mund aufmachen konnte, hastig, überstürzt, als habe auch er nur auf diese Gelegenheit gewartet: „Ihr — jao — jett mir jet — ich han wirklich seit zwei Däg nix jejesse." Dabei brachen ihm, in dem unvermittelten Stimmungswechsel junger Leute, die sich, noch nicht lange der elterlichen Fürsorge entwöhnt, vor einer verzweifelten Lage sehen, die Tränen aus den Augen.

Der Alte stand da, stämmig, den wuchtigen Kopf vorgebeugt, die Beine breit gesetzt und starrte ihn an, verständnislos, mit aufgerissenen Augen, wie von einem Schlag getroffen, hob wie abwehrend die Hände, trat einen Schritt

zurück, sah sich dann mit einem irren, lachenden Ton nach den übrigen um — das war doch wohl nur ein Scherz?

Von denen entfernte sich erst einer, dann ein zweiter — das waren solche, die noch ein bißchen Geld zu Hause in der Schublade hatten und fürchteten, um einen Teil davon angesprochen zu werden. Die andern kehrten gleichgültig um und gingen den Weg wieder zurück — wieder langsam, mit gesenkten Köpfen, an den Lippen nagend — sie hatten nichts mehr zu geben, lebten selber nur noch von Schulden.

Der Alte hielt immer noch die Hände in die Luft, starrte den Jungen immer noch an — Herrgott, so sag' doch nein, du Blondkopf, du machst ja Spaß! Aber dann, als er das unveränderte, bekümmerte und flehende Gesicht sah, als ihm eine Träne des Jungen auf die Hand fiel, begriff er, kam er zu sich. Er legte den Kopf in den Nacken, überlegen, öffnete den Mund zu einem abweisenden Lachen — das war doch zu närrisch, von ihm etwas zu verlangen, der selber . . . Aber darauf drehte er sich plötzlich um, auf seinem Fleck stehen bleibend, so, als ob der andere den Kampf auf seinem Gesicht nicht sehen solle. Teufel! Ist es dem blonden Burschen nicht so schwer geworden wie mir selber? Weint er nicht? Soll er weggehen müssen, ungehört, weggestoßen? Soll ich einem anderen zufügen, wovor ich, ich selber, solch eine Furcht gehabt? Pfui Teufel! wie kann ich nur dastehen und hin und her überlegen? Was bin ich für ein erbärmlicher Kerl!

Heißes Mitleid quoll in ihm auf. Er wurde plötzlich klein, der Kopf sank nach vorne, die Schultern hingen herab, der Rücken zog sich zusammen wie bei einem mit

Wasser überschütteten Hund. Und dann griff er schnell mit der Rechten in die Tasche, holte das ganze Geld heraus, und gab es dem anderen hin: „Dä! Du bis jung, du bis nüdiger op der Welt als ich!"

Der nahm das Geld, und als er „Danken Üch!" sagte, war er schon drei Schritte weg. Mit seinen langen Beinen lief er quer über den Schnee der Stadt zu, indem er hin und wieder mit der Hand die Hose hochzog, die ihm schon ein wenig zu weit geworden sein mochte. Der Alte aber wischte sich mit dem Rücken der Hand über den Schnurrbart, an dem sich die feuchte Luft zu dicken Tropfen verdichtet hatte, sah zum Himmel hinauf, an dem keine Sonne mehr, nur noch dieses schwere, hängende, den Atem nehmende Weiß war, und ging den Abhang hinunter, zum Strom hin. Dort, mit dem Rücken gegen einen Weidenstumpf, setzte er sich hin, zog sein Gesicht zu einem entschlossenen, wie mit dem Hammer gehärteten Ausdruck zusammen, schob die Kniee in die Höhe, legte die Arme darum und den Kopf darauf, sitzt da und wartet — wie der Rabe — bis jemand kommt und ihn umstößt.

Vom Himmel fallen die ersten, zögernden Schneeflocken auf ihn herab.

Der Garten

Die beiden Alten saßen auf der Bank vor dem Häuschen und sahen in das flache Land hinaus. Sie hatten Arm in Arm gelegt, wie zwei Liebesleute von zwanzig, und sahen zu, wie die Sonne, die hinter dem fernen Strich der Weiden niederging, das endlose braune Ackerland und die einzelnen, noch kahlen Bäume darauf mit einem feierlichen Rot färbte.

Um das Häuschen schossen schon die Schwalben hin und her, brachten noch einmal alle Töne hervor, die sie in ihrer Kehle trugen, ehe die Nacht kam. Und aus einem Weidenbaum, der gebückt und einsam zwischen dem Strom und dem Häuschen stand, strebte schon, wie dem bekümmerten Alten selber zur Verwunderung, das erste Frühlingsgrün heraus.

Er, das Väterchen, den Rock schon offen, das weiße Haar schon unbedeckt, da die Luft ihre kalte Schärfe verloren hatte und mild geworden war, füllte noch einmal seine Pfeife, sah dabei nach dem Schiff, das langsam und lautlos den Rhein hinuntertrieb, ohne daß mehr als das Ende des Mastes und des Segels über die gerade, lange, braune Linie des Ufers herausragte.

Wie war es schön, während die da, die auf dem Schiff, die Wiesen und Äcker hier hinter sich lassen mußten, in einer Stunde schon fremdes Land mit fremden Dörfern um sich sahen, hier still zu zwei auf der Bank sitzen bleiben zu können, das Häuschen hinter sich, vor sich das friedliche Land, in dem jeder Baum, jeder Markstein zwischen den Äckern, jedes Holzkreuz an den Wegen bekannt und traulich war. Das waren die Freunde, die vom selben Nachtfrost, vom selben Nebel, Schnee und Regen, vom selben Sonnenstrahl und vom selben köstlich lauen Frühlingshauch berührt wurden, die dieselben Wolken über sich sahen, zur selben Zeit Tag und Nacht empfingen. Sie alle, Bäume, Steine und ferne Kreuze, waren dem Pärchen auf der Bank längst zu Wesen geworden, zu Wesen wie sie selber, die traurig im Nebel des Winters gewesen waren und nun fröhlich waren im Kommen des Frühlings, der Sonne, der Wärme. Das einsame Häuschen vor der Stadt, die Äcker und alle diese Dinge darauf — das alles hatte sich längst zu einer großen Gemeinschaft zusammengefunden, zu einer Familie, die, getrennt von der übrigen Welt, gemeinsam Freud und Leid ertrug.

Ja, schön war es, eine Heimstätte zu haben, einen Platz auf der großen Welt, wo man hingehörte, wo man seine Wurzeln in die Erde hinein breiten konnte wie die Bäume, wo man von der Bank, auf der man saß, aufstehen und ohne Umstände in sein eigenes Häuschen hineintreten konnte. Und dazu, wenn es die eigenen Hände waren, die das Häuschen da mitten in das grüne Gras hineingestellt, die selber die roten Ziegel angefahren, den Mörtel bereitet, die Ziegel einen auf den andern gesetzt, endlich die Wände weiß und die Fensterläden grün gestrichen hatten.

Ja, man darf zufrieden sein mit seinem Lebenswerk, wenn man fünfzig Jahre lang vielstöckige Häuser, Türme und Schlösser hat mitbauen helfen, immer Leitern kletternd, Steine tragend, immer Stein auf Stein setzend, und endlich die Arbeit aus der Hand legen und sich ein eigenes Häuschen bauen kann — wenn das Häuschen auch fernab von den Straßen des Reichtums liegt, wenn es auch nur aus zwei Zimmerchen, einer Küche und einem Dach darüber besteht, wenn man auch steifbeinig und krummen Rückens dabei geworden ist und seine Kinder bis auf eins hat sterben sehen. Ja, man ist zu etwas gekommen auf der Welt, man hat es zu etwas gebracht, wenn man ein Leben lang unter all den großen und reichen Menschen nichts als ein einfacher Maurersmann gewesen ist im blauen Wollhemd und weißer Schürze, und doch am Ende dieses Lebens so viel erreicht hat wie die glücklichsten unter diesen — eine Heimstätte.

„Su sollten et nur alle Minschen han," sagte das Väterchen, den ersten Rauch aus der Pfeife ausstoßend. Aus seinem Gesicht, das bartlos war nach der Sitte seiner Jugend und rot wie die Steine, mit denen er all seine Tage zu tun gehabt, leuchteten die zwei Augen blau und klar heraus, gingen noch, wie bei dem Knaben früher, schnellbeweglich in ihren knochigen, tiefen Höhlen hin und her.

„Wat jonn dich die Minschen aan?" sagte das Mütterchen, klein und dürr wie der Mann und mit demselben weißen Haar über demselben roten Gesicht und denselben blauen Augen. Die Augen waren auch so schnell wie die andern. Aber während die Augen des Mannes immer in die Ferne gerichtet waren, hingen sich die ihren nur an das,

was nah war. Und so wischte sie mit der Hand einen Erdfleck weg, den sie am Rock des Mannes ersah.

„Nä — die Saach es su, dat mer sich schamme sollt, esu em Flöck on em Fett zo sitze wie mir, wao doch die Welt esu voll es von Nut on Älend."

„Wat jeht dich die Welt aan?" wiederholte das Mütterchen, lachte, nahm eine Hand von ihm und legte ihre beiden darüber, sah dabei nach seinen gestrickten Pantoffeln, wo sie ein Loch in der Wolle bemerkte.

Das war das allabendliche Gespräch der beiden, ehe sie schlafen gingen, und das zeigte, daß das Väterchen doch noch nicht ganz zur Ruhe gekommen war, noch nicht ganz seinen Frieden im Leben gefunden hatte. Es war immer seine Art gewesen, still unter den Kameraden seine Steine hinzusetzen und den Anschein der Ruhe zu erwecken, still auch durch die Menschen der Straße hindurch nach seinem Zimmerchen zu gehen — früher, als er noch arbeitete und in einem Hause mit vielen andern Menschen zusammenwohnte. Aber wenn er dann zwischen den weißgetünchten Wänden saß, nach dem Abendbrot, die Pantoffeln an den Füßen, die Frau neben sich auf dem Ledersofa, ein Gläschen Bier vor sich — dann stellte es sich heraus, daß unter dieser ruhigen Oberfläche ein Grundmeer von sonderbaren, aufgeregten, zornigen, anklagenden, drohenden Gedanken verborgen lag, das dann heraufstieg, die Ruhe durchbrach und alles oben überflutete. Denn er sah von seinem Gerüst, zwei oder drei Stock hoch, besser als die Frau, wie die Welt war, die unter ihm vorüberlief. Und während er die Steine immer einen neben und auf den andern setzte, hatte er, fest und voll Ruhe über all dem Treiben dastehend, Zeit genug sich seine Art Gedanken über das zu machen, was

er unten sah. Da kamen Arme und Reiche, Leute in faltenlosen, gebürsteten Kleidern und Handschuhen und solche in grün oder gelb gewordenen Röcken und mit zerrissenen Schuhen, Leute, die in glänzenden Wagen, mit schnaubenden Rossen davor, fuhren, und andere, die von Tür zu Tür gingen und bettelten. Er sah in Säle voll Marmor und Palmen, an deren Tischen fröhlich schmausende Scharen saßen, und er sah wieder, manchmal zwischen denselben Fensterscheiben, alte Männer und Frauen sich vor Hunger an die Hauswand anlehnen oder sich auf die Treppenstufen niederlassen — oder gar zusammenbrechen und auf den Stein des Bodens hinschlagen. Er sah Leichenzüge vorbeigehen mit Musik, Fahnen, vielen Priestern und zahllosen Kränzen, und er sah andere, die aus nicht mehr bestanden als aus den Pferden und dem Wagen, einem eilig gehenden Priester davor und drei, vier Trauernden dahinter.

Und auch seine Arbeit brachte ihn zu gleichen Gedanken. Da baute er an Wänden, die nachher große und reiche Zimmer umschlossen, zu denen Treppen voll Spiegeln und Säulen hinführten. Dann wieder mörtelte er Kämmerchen zusammen, zu denen schmale und dunkle Holztreppen hinaufgingen, deren Fenster in enge Höfe, gegen hohe Mauern hinaussahen und in die, kaum daß die Maurersleute ihr Handwerkszeug auf Karren wegfuhren, alte, zerbrochene Möbel gestellt wurden, Betten, die aus Säcken und verschlissenen Stücken Zeug bestanden, Schränke, die mit Dingen gefüllt waren, die aus Schutthaufen gesucht schienen, Stühle und Tische, die nicht mehr als das Verbrennen wert waren.

So war das Väterchen längst zu dem Beschluß gekommen, daß etwas in der Ordnung der Welt nicht gut

war, daß es Leute gab, die zuviel von allem hatten, was das Leben rings an Freuden und Genüssen bot, und ungleich mehr solcher, die kaum die Notdurft des Lebens befriedigen konnten. Er sah, daß diese hier Mitleid und Hilfe nötig hatten, daß aber niemand von jenen dort sich ihrer erbarmte, ihnen half. Und was niemand da unten sah, er da oben spürte es, wußte es: das alles muß einmal zusammenbrechen wie ein schlechtes Gerüst; es kann nicht standhalten, denn die Stützen sind zu schwach und die Seile nicht gut verbunden; und wenn dieses große Gerüst der Menschheit stürzt, so wird es viele unter sich begraben.

Aber da er diese Gedanken keinem mitteilte als dem Mütterchen, und da das Mütterchen lachte, die Hände des Väterchens in die seinen nahm und sagte: „Wat jeht dich die Welt aan?" — so war aus diesen Gedanken nichts Schlimmeres entstanden, als daß das Väterchen nun selber zu einer Art Besitzendem geworden war, auf einer Bank vor seinem Häuschen saß und, zufrieden mit dem wenigen Gesparten und dem noch Wenigern, das der Sohn auf dem Meer jedes Vierteljahr den Eltern schickte, nichts mehr zu entbehren hatte, voller Freude war an seinem gewohnten Suppenfleisch mittags, seiner Pfeife und einem Glas Bier am Abend, einem Spaziergang am Sonntagnachmittag, die Frau am Arm, den Rhein entlang.

Wenn nur nicht immer wieder der Gedanke gekommen wäre: so sollten es alle haben auf der Welt!

„Ach wat," sagte das Mütterchen, „freu du dich nur, du häs fönfzig Jaohr jearbeed doför on bes wiiß jewaode dobei — du häs dir ding Hüüsche verdeent."

Das Väterchen ließ sich immer wieder trösten. Ja,

er wußte sich so wenig zu helfen in diesem Streit in ihm zwischen der Freude an seinem Besitz und dem Mitleid mit denen, die weniger besaßen, daß er sogar noch einen Wunsch über sein Häuschen hinaus in sich trug. Das war der Wunsch, auch noch den kleinen Garten zu besitzen, der, unweit des Häuschens, eingezäunt und mit verschlossener Tür dalag. Wie eine Art Wundergarten erhob er sich, oben auf einer Erdwelle, die früher ein Ufer gewesen, sah über den Strom und das endlose Land weg, ließ aber selber von sich nichts sehen als die Johannisbeerhecken und Haselnußbüsche, die ihn rundherum einrahmten, hier und da ein Stück weißen Weges, das sich hinter Stämmen und Gezweig verlor, und die breiten Wipfel des Obstes im Hintergrund. Ein Springbrunnen, dessen Surren und Plätschern zu hören, dessen Strahl aber nicht zu sehen war, gab diesem verschlossenen Stück Erde noch mehr den Schein des Geheimnisvollen.

Hierher gingen jeden Abend, nachdem die letzte Pfeife an der Lehne der Bank ausgeschüttet, das Väterchen und das Mütterchen, Arm in Arm, um vor der hölzernen Tür zu stehen und mit großen Augen in das Geheimnis hineinzublicken. Sie hatten den Garten noch im letzten Gelb und Rot des Herbstes, hatten ihn in der Kahlheit und dem Schnee des Winters gesehen, sahen ihn nun in dem ersten, jungen Grün des Frühlings, der schon den Boden mit Gras überzog, die Hecken und Büsche umspann, hier und da die dicken Knospen des Obstes heraustrieb.

Auch heute standen sie da. Väterchen sah in den Wipfel eines ungeheuren Apfelbaums hinauf, in dem ein Volk von Vögeln pfiff, als wollten sie mit dem Väterchen spre-

chen, und die Frau hatte einen Stecken in der Hand und griff mit der Hand durch den Zaun, um einen abgebrochenen Ast, der mitten auf dem Weg lag, vom Weg zu entfernen. Denn der Garten hatte kein Haus, der Besitzer wohnte in der Stadt, kam selten heraus, und so war das Mütterchen, die ihr ganzes Leben Besen und Seife zur Hand gehabt, besorgt, den Streifen ringsum, den sie mit Arm und Stock erreichen konnte, von allem Unrat zu reinigen.

Erst stritten sie, wie jeden Abend, über das Obst: der eine sah einen Birnbaum, wo der andere einen Kirschbaum sah. Dann über die Vögel: der eine hörte einen Buchfink und der andere ein Rotkehlchen aus einem Zwitschern heraus.

Dann sagte das Väterchen, wie immer, leise, lächelnd, aber doch mit einem ein wenig traurigen Ausdruck im Gesicht: „Wat es e Hüüsche aohne Jaden?"

Und das Mütterchen, die die erste Zeit immer „Och, wat jeht dich der Jaden aan?" gesagt hatte, erwiderte, wie nun immer: „Jo, dä Jaden sollt noch zo däm Hüüsche jehüre."

So fehlte in der Tat doch etwas an dem Frieden des Lebensabends.

Nun war der Garten gewiß nicht groß — sie war einmal von der einen Seite, er von der andern Seite herum, gegangen, hatten sich beide, bei dem durch fünfzigjähriges Nebeneinandergehen gleichmäßig gewordenen Schrittmaß gerade in der Mitte getroffen und jedes an zweihundert Schritte gezählt. Am Eingang meldete dazu ein Schild, weiß mit schwarzen Buchstaben, daß der Garten zu verkaufen war.

Und Väterchen, der den Besitzer einmal im Scherz gefragt hatte, wußte sogar, daß der Garten, da das Land hier im Norden der Stadt, der Ebene zu, keinen großen Wert hatte, nicht nur nicht teuer, sondern ganz billig, ganz billig war.

So standen alle Dinge gut, und der Wunsch der beiden wäre nicht schwer zu erfüllen gewesen. Aber es fehlte an einem, und das war leider das, was den Ausschlag in dieser Art Wünsche gibt, wie es auf der Welt nun einmal zu sein pflegt: Väterchen und Mütterchen hatten kein Geld.

Aber auch das hatte wieder sein Gutes: so konnte Väterchen sich ohne Vorwürfe seinem Wunsch hingeben, hob sich dadurch nicht treulos über die unzähligen Armen hinaus, fühlte sich vielmehr gerade dadurch wieder mit ihnen, die sich gewiß auch alle einen Garten wünschten und doch niemals einen besitzen konnten, vereint. Und — konnten sie nicht jeden Abend und, wenn sie wollten, jeden Morgen, jeden Tag, solange sie nur Lust hatten, an der Holztür stehen und in den Garten hineinsehen, beobachten, wie das Obst sich färbte, hören, wie die Vögel sangen? Konnten sie sich nicht, im Schatten und Wohlgeruch der Bäume ins Gras vor den Zaun hinsetzen und so, ganz im Genuß des Gartens, die Schiffe auf dem Wasser vorbeiziehen sehen? Ja, sie wollen zufrieden sein, nur noch im Scherz an ihren Wunsch denken.

So kehrten sie sich, auch heute wieder, immer Arm in Arm, von dem Garten ab und wollten ihrem Häuschen zugehen, dessen Umrisse in dem Abend schon undeutlich wurden.

Da klangen Schritte hinter ihnen.

Als sie sich umdrehten, kam der Bruder, der Frau hinter ihnen her, ein Mann, lang wie einer der Bäume des Gartens, so daß ihm der Zaun nicht höher als bis zum untern Ende der Jacke reichte.

Ein Besuch der Art war zwar kein Ereignis, dem anderswo eine weitere Bedeutung zukam. Aber hier, im Reich der friedlichen Ruhe, in dem nur Sonne und Wetter eine Änderung brachten, bedeutete auch das Kleine etwas Großes, zumal, wenn es unvorhergesehen kam.

Die beiden Alten standen deshalb ganz erschreckt und sahen zu dem Langen hinauf.

Der aber lachte nur und zog, mit weiten Schritten einhergehend, die kleinen Schritte der beiden hinter sich her zur Bank hin.

„No, wat es met däm Los? Wat mäht die Lotterie?“ begann er da, mit einer Stimme, die wie Donner in dieser Stille wirkte und die Vögel unter dem Dach, denen das Väterchen kleine Käftchen hingezimmert hatte, noch einmal aus dem Schlaf schreckte.

Das Väterchen, der es nie über das Herz bringen konnte, einen Bittenden von sich abzuweisen, hatte einmal einem armen, abgemagerten Kerl wirklich ein Los abgekauft, hatte es aber, da die Frau, wie immer in solchen Fällen, schimpfte, zum Schwager hingetragen, und der nahm denn auch die Hälfte des Loses für ein Viertel des Wertes an sich, ließ sich noch ein Glas Bier dazu zahlen und ließ erkennen, wie großen Dank ihm der andere für seine Gefälligkeit schuldig war.

Deshalb bekam das Väterchen, der dem riesenhaften Mann gegenüber immer ein wenig verlegen und schüchtern

war, nun einen doppelten Schrecken: da die Ziehung immer noch nicht stattfand, das Los, das der Schwager in Verwahr nahm, vielleicht sogar falsch war, wollte der Schwager nun wohl sein Geld zurückhaben?

„No, wat mäht dat Los?“ fragte der andere noch einmal und ließ, wie zufällig, eine neue Uhr dabei sehen, auch einen neuen Ring am Finger.

Jener dachte den vielleicht Erzürnten zu beruhigen: „Nur noch e winig Jeduld — et wied jo nit lang mieh dure.“

Der Schwager brachte ein gedrucktes Blatt hervor: „Nä — et es sujar schon vürbei.“

Das Väterchen erschrak aufs neue, dann aber regte sich sein altes Gerechtigkeitsgefühl, sagte ihm, daß sein Schwager nunmehr, nachdem er die Ziehung abgewartet, wegen eines schlechten Ausfalls sein Geld nicht mehr zurückverlangen könne. Und mit einer hohen, viel zu heftigen Stimme brachte er das vor.

Aber da hielt der erste nicht länger an sich, lachte wiehernd, hielt ihm ein Papier, auf dem die Nummer des Loses mit Bleistift geschrieben stand, dicht an die Augen, zeigte zugleich auf eine Nummer die unter einer Masse anderer in dem Blatt gedruckt war.

Das Väterchen merkte wohl, daß der Schwager ein wenig angetrunken war, sah aber doch auch, daß die Zahl auf dem Papier und die Zahl auf dem Blatt die gleiche war, wußte auch, daß das einen Gewinn bedeutete. Ein geringes Lachen erschien auf seinem Gesicht, denn er dachte zuerst daran, daß er vor dem Mütterchen nun doch gerechtfertigt sei. Aber dann fing er in seiner Vorsicht an die Sache zu untersuchen, nahm das Blatt in die Hand, setzte eine Brille

auf, las Aufschrift und Datum, holte sein Notizbuch aus der Rocktasche hervor und verglich die Zahl, die da geschrieben stand, Ziffer für Ziffer mit der andern, laut dabei sprechend.

Da griff der Lange plötzlich — und jetzt zeigte sich, daß er völlig betrunken war — in seine Taschen, brachte aus allen die Hände voll Geld zurück und warf Taler, Goldstücke, Papierscheine dem Väterchen in den Schoß, dem Mütterchen ins Gesicht, warf Hände voll davon ins Gras, in die Luft, nach dem Dach hinauf, in die Wipfel der Bäume hinein.

Die beiden Alten, vor Schreck kaum fähig einen Arm oder ein Bein zu bewegen, bückten sich, griffen um sich, krochen hierhin, dorthin, schichteten einen ganzen Haufen auf der Bank zusammen, suchten immer noch, schüttelten die Bäume, fuhren mit dem Besen über das Dach, zogen den Rechen durch das Gras.

Unterdes saß der Schwager auf der Bank, ganz zusammengedrückt, sah nicht mehr viel größer aus als das Väterchen, fing plötzlich erst leise zu schluchzen, dann laut wie ein Kind zu schreien an: da war das Geld, die tausend Mark, die Hälfte, die dem Väterchen zukam, nur ein paar Taler fehlten, die der Kaufmann abgezogen, und ein paar andere, die er, der Schwager, verloren hatte — wo aber waren die andern tausend, seine tausend Mark? „Versuffe, verspillt, in Dommheiten ömjesatz — Fründe kaomen do, die sich söns et janze Jaohr nit sin losse, en zwei Däg on zwei Nääächte waor alles beim Teufel — keine Penning es mieh in dä Täsche."

Die beiden Alten standen vor dem blinkenden Haufen auf der Bank, in dem schon der Mond widerschien, hielten die

Hände darüber, sahen eins das andere mit merkwürdig in die Länge und Breite gegangenen Gesichtern an, sahen den Schwager an, fielen sich plötzlich um den Hals und fingen gleichfalls zu weinen an, das Mütterchen leise, wie begütigend, tröstend, das Väterchen laut, mit blökenden Tönen, als drehe ein Schmerz die Eingeweide in ihm um.

Jetzt hielt der Lange den rechten Zeitpunkt für gekommen, er fiel in seiner Trunkenheit vor dem Väterchen auf die Kniee, umschlang dessen Kniee mit den Armen, heulte und bat, ohne Besinnung, taumelnd, lallend, in herzzerreißenden Tönen: sie sollten ihn nicht vergessen, sollten ihm mitgeben — er ist auch nicht hartherzig gewesen, als das Väterchen zu ihm kam, sie sollten sich dankbar zeigen, es war ja bei ihm alles versoffen, verspielt.

Das Väterchen war eine Weile verwundert, hörte auf zu weinen, fing zu lachen an, hell, meckernd wie eine Ziege, griff auch gleich in den Haufen, um dem Bittenden ein paar Hände voll zu geben.

Aber das Mütterchen breitete schnell die Schürze über das Geld, sammelte es, immer unter der Schürze, im Rock ihres Kleides, öffnete die Tür, zog das Väterchen mit in die Tür hinein, schloß die Tür. —

Als sie im Bett lagen, in dem einen, breiten Bett, das die Frau noch in die Ehe mitgebracht, wagten sie nicht, das Licht auszublasen, schliefen, erregt und erzählend, erst spät ein, eins die Hand in der Hand des anderen.

Mitten in der Nacht stand das Väterchen auf, zählte das Geld noch einmal, nahm es vom Tisch weg und schloß es in den Schrank. Später sah dann das Mütter-

chen nach, ob der Schrank auch gut geschlossen war, brachte den Schlüssel mit ins Bett.

Einmal weckte er sie wieder aus dem Schlaf auf und fragte: „Du, wat maachen mer no met däm Jeld?"

Darüber hatte sie längst nachgedacht. Die Eitelkeit des jungen Mädchens wurde noch einmal in ihr wach, das unerfüllbare Träume in sich getragen hatte. „Ich koofen mir e seiden Kleid, e schwarzseiden Kleid, on spitze Schohn dozo. Die ander Wiever sollen jäl wäde vür Neid."

„On ich koofen mer en neu Pief us echtem Bernstein. Och enen neuen Sonndagsrock bes zo dä Knie erunger. On och en jolden Uhr wie der Schwager." Und nach einer halben Stunde weckte er die Frau noch einmal, indem er sie an der Schulter rüttelte, und fügte hinzu: „Ävver och en jolden Kett dozo."

Am andern Morgen, als das Mütterchen die Augen aufmachte, saß das Väterchen aufrecht im Bett, hatte die Augen aufgerissen, atmete hastig, hielt sich mit gespreizten Fingern an dem nachgiebigen, glatten Kissen fest, als suche er nach einem Halt. Als das Mütterchen ihm schnell und ängstlich den Arm um die Schulter legte und ihm ins Gesicht sah, liefen ihm dicke, klare Tränen über die roten, hagern Backen hinunter.

„Wat häs de?" fragte sie,

„Dä Jade," sagte er ganz leise, zitternd.

Sie löste vor Schreck den Arm von seiner Schulter, bog den Kopf von ihm zurück, saß da, erstarrt.

Er fing wieder an, wie gestern, laut zu weinen, wie in einem gewaltigen, das Herz aus dem Leib reißenden Schmerz.

Sie aber fiel, kraftlos vor Freude, ins Bett zurück, zog sich das Kissen über den Kopf, lachte da unten hell und klar wie eine Junge, trat mit den Füßen und schlug mit den Händen um sich. „Dä Jade, dä Jade!“ rief sie.

Dann aber stand das Väterchen auf, sprach kein Wort mehr, zeigte eine nie an ihm gesehene kalte, steife Würde, zog sich an, immer ohne zu sprechen, ohne eine Miene zu verziehen, ohne die Frau auch nur einmal anzusehen.

Er stellte den Spiegel ans Fenster und rasierte sich sorgfältiger als sonst, zog auch, während das Mütterchen ihm verwundert zusah, seinen Sonntagsrock an, setzte den neuen Hut auf, ließ Pfeife und Tabak zu Hause, wischte noch einmal über die Schuhe und sah noch einmal in den Spiegel.

Dann, nachdem er nur einen warmen Schluck zu sich genommen, aber nichts dazu gegessen, während er sonst eine Stunde am Tisch saß und so recht behaglich Brot auf Brot mit Kraut strich, nachdem er auch das Geld aus dem Schrank genommen, es ohne zu zählen in sein Taschentuch gewickelt, noch ein zweites Tuch darum gebunden — ging er.

Die Frau stand in der Tür, lief ihm aber doch noch einmal nach, hielt ihn am Rock. „Wao jehs du hen?“

„De Jade koofe,“ sagte er, sah mit starren, gerad gehaltenen Augen an ihr vorbei in die Luft, blieb nicht stehen, während sein Mund zuckte, nur mit Mühe abzuhalten war, sich zu einem breiten Freudenlachen auseinander zu ziehen.

Sie wollte ihm noch zurufen, wie immer, wenn er allein in die Stadt ging: ‚Maach kein Dommheiten, jedd op ding Jeld aach!‘ Aber er hatte eine solche Würde und

Überlegenheit auf dem Gesicht, daß sie den Mund nicht aufbrachte.

So ließ sie ihn gehen, sah ihm nach, wie er an dem Garten vorüberging, mit steifem Kopf, ohne nur einen Blick hin zu tun, wie an etwas Gleichgültigem, ganz Selbstverständlichem, das weiter keiner Aufregung wert war, wie er endlich hinter der grünen Wiesenwelle niederer wurde, nur noch den Kopf und den Hut sehen ließ, ganz verschwand. Sie führte die Schürze an die Augen, weinte bitterlich, jetzt erst in das Schluchzen des Mannes einstimmend, sah dann unter ihren Tränen her nach dem Garten hin, der da lag, hinter seinem Zaun, über Nacht noch grüner geworden, schon ganz voll Sonne und Vogelsang — sah immer hin, ganz voll Glück und mit dem Mund schon wieder lachend: der Garten, der Garten wird ihnen gehören! —

Das Väterchen ging durch die Straßen, den Stock aufsetzend, das Bündel sorgsam in der Hand. Ganz anders wie sonst ging er daher, nicht mehr schüchtern, jedem ausweichend, vor jedem Wagen wartend — gerade aufgerichtet, jeden ansehend, stolz und, ohne die Füße schneller zu setzen, vor den Wagen herschreitend. Hin und wieder sah er einen, der nicht im guten Rock daher kam wie er, sogar an, als erwarte er, höflich und demütig gegrüßt zu werden. Dabei nahm er von Zeit zu Zeit seinen Hut ab, blies darüber, wischte mit dem Ärmel über Rock und Hose, glaubte die Augen aller auf sich gerichtet, wunderte sich, daß das Leben der Straße lärmend und hastend, achtlos an ihm vorüberzog, gerade wie sonst, gerade, als ob er nicht im Begriff stehe, sich den Garten zu kaufen.

Er ging ohne Umweg, mit kurzen, festen Schritten dem Hause des Mannes zu, dem der Garten für eine kurze Weile noch gehörte, sah sich in Gedanken schon wieder aus dem Haus herauskommen, ohne Bündel, den Stock schwenkend, den Schlüssel zur Gartentür in der Hand. Dann sah er seine Frau vor dem Zaun stehen, wie bisher sehnsüchtig in den Garten hineinsehen, sah sich daherkommen, mit dem Schlüssel winken, ohne Umstände die Tür öffnen und der Frau voran in den Garten hineingehen. Er wird gleich hinter den Haselnußbüschen her auf den Brunnen zuschreiten und sehen, ob Goldfische darin sind — sind keine da, dann muß er welche hineinsetzen, denn Goldfische will er da schwimmen haben. Und dann sah er sich, morgens in aller Frühe, in weißen Hemdsärmeln dastehen und den Grund um die Obstbäume mit der Hacke auflockern; er sah sich auf die Leiter hinaufklimmen, froh der altgewohnten Beschäftigung, und Kirschen, Birnen und rote Äpfel der Frau in die hingehaltene Schürze werfen. Er sah sich endlich, des Sonntagnachmittags, auf einer Bank in der Nähe der Tür sitzen, die er noch zurechtzimmern wird, Arm in Arm mit der Frau, die Pfeife im Mund, und sah die geputzten Leute draußen am Zaun stehen und voll Sehnsucht in den Garten blicken, während er mit dem gleichgültigsten Gesicht von der Welt an den Leuten vorüber auf das Wasser hinaus schaut.

Plötzlich merkte er, daß ihm die Leute auf der Straße alle ins Gesicht sahen und daß das seinen Grund darin hatte, daß er mit weitoffenem Munde sang. Schnell schwieg er, machte den Mund zu, aber das Glück, das nun nicht mehr aus ihm herauskonnte, breitete sich nun in seiner Brust

aus, schwellte sie, und mit einem Mal hatte er wieder die Tränen in den Augen, warme, selige Tränen, weil er an die Abende dachte, die er damit zubringen wird, daß er, immer Arm in Arm mit der Frau, auf dem weißen Weg rund um den Garten geht, während Himmel und Strom rot sind von der untergehenden Sonne, und wie dann die Frau seine Hand in die ihren nehmen und wie er die Frau ansehen wird, küssen wird.

Er kam in die Straßen, wo der Menschen und Fuhrwerke weniger wurden, wo die Häuser hinter kleinen Vorgärten lagen. Er verglich Gras, Sträucher und Bäume mit denen in seinem Garten und zog geringschätzig und sogar ein wenig spöttisch die Mundwinkel hoch.

Ein kleines Mädchen in dünner Schürze und mit nackten, schmutzigen Füßen, das an einem Gitter stand, faltete die Händchen und bat, ohne ein Wort dazu zu sagen, nur mit den Augen, um ein Geringes.

Das Väterchen war keinen Augenblick verlegen, faßte sein Bündel fester, lachte zu dem Mädchen hinunter und sagte: „Nä, du klein Ding — ich moß dä Jade koofe." Und, während er weiterging, fühlte er sogar eine Art Stolz in sich, daß er zu den Wohlhabenden gerechnet wurde, die so viel hatten, daß sie andern mitgeben konnten. In diesem Gefühl blies er aufs neue über seinen Hut, strich sich mit der flachen Hand säubernd über das Gesicht.

Schon sah er mit aus dem Rock hervorgestreckten Kopf nach dem Haus aus, in das ihn sein Vorhaben führte. Aber da kam er unvermutet noch an einem Bau vorbei, auf dessen Gerüsten seine alten Kameraden standen, sich

bückten und wieder aufrichteten, Steine setzten, Leiter kletterten, Eimer hinauf- und hinabzogen.

Einer erkannte ihn, rief ihm zu, mit einem Ausdruck des Erstaunens. Andere hörten den Ruf, riefen auch. Endlich standen alle, sahen zu dem Alten hinunter, riefen ihm zu, wußten von seinem glückreichen Los.

Das Väterchen warf erst unwillkürlich, nach altem Brauch, einen prüfenden, fachmännischen Blick auf den Bau, indem er etwas zurücktrat und den Kopf in den Nacken legte. Dann, das Erstaunen, die Anerkennung in den Stimmen heraushörend, nahm sein Gesicht wieder den sonderbaren, steifen, würdevollen Ausdruck an. Er ging schon weiter, wie einer, der sich bei geringen Leuten nicht lange aufhält.

„Wat dees du met dingem Jeld?" rief ihm einer nach.

Und das Väterchen, in der alten Gutmütigkeit, die sich unter der Würde her heraufdrängte, blieb wieder stehen und rief hinauf, freudig: „Dä Jade koofe."

„Wat? Du Aos! Es dat waohr? Ne Jade?"

Das Väterchen machte eine Handbewegung — eigentlich zwar machte nicht er sie, sondern die Hand bewegte sich von selber so, zu seiner eigenen Verwunderung — in der Art eines reichen Mannes, bei dem solche Dinge nicht viel zu bedeuten haben. „Hä lidd nevven mingem Huus — wenn ens einer von üch am Rhein vürbei jeht, kann er zo mir komme on sich dä Jaden aansin."

Das sagte, nicht er, sondern seine Stimme, wieder zu seiner eigenen Verwunderung, in einer ganz merkwürdigen Art von Leutseligkeit und Herablassung.

Dann ging er weiter. Neue Rufe der Überraschung,

der Anerkennung folgten ihm. Ein freudiger Stolz stieg in ihm auf, machte seinen Kopf summen.

Einer der Kameraden, der Bier geholt hatte, kam über die Straße daher. Obwohl nun das Väterchen den Mund öffnete, um ihm, wie früher, zuzulachen, kam kein Wort daraus hervor. Der andere aber, mit einem Blick auf den guten Rock und das steife, stolze Gesicht, faßte in der ersten Verwunderung sogar an die Mütze, ohne zu sprechen, so wie man einen Höhergestellten grüßt. Und das Väterchen führte, wirklich, wieder in dieser nickenden Herablassung, die von selber, gegen seinen Willen, kam, die Hand an den Hut und dankte, gleichfalls ohne zu sprechen, ohne stehen zu bleiben.

Sofort darauf aber kam etwas in seinem Hals hoch, das er hinunterschlucken mußte.

Es stieg aber von neuem in die Höhe, und soviel er schluckte — es setzte sich in seiner Kehle fest, saß da wie ein Knäuel, nahm ihm den Atem, ließ ihm das Blut vor die Augen treten, so daß das wohlige Summen in seinem Kopf aufhörte, in eine Art Brandens und Strudelns überging.

Er wollte trotzig sein, setzte Schuhe und Stock fester und schneller an die Erde hin, ging durch den Vorgarten auf die Haustür zu, die ihn noch von seinem Glück trennte. Als er aber vor der Tür stand, die Hand nach der Schelle heben wollte, wurden seine Beine plötzlich schwach unter ihm, trugen ihn nicht mehr. Er mußte sich setzen, setzte sich auf die Steinstufen der Treppe nieder. Das Herz klopfte ihm unter dem Sonntagsrock so stark, daß er die Hand darauf legen und den Mund öffnen mußte.

Das war nicht Furcht vor seinem Glück, das war das, was in seiner Kehle hochgestiegen war und was er

nicht mehr hinunterschlucken konnte. Es war ihm bis in den Kopf gestiegen, ins Gehirn, hatte sich da breit gemacht, beschwerte den Kopf wie eine Last Steine, und dann zeigte sich, was es war: es war eine neue Art von Gedanken.

Diese Gedanken wurden dadurch zum Leben gerufen, daß noch die Worte: „Kann kumme on sich dä Jade besin' in dem Kopf nachklangen, mit einem lauten Schall, so, als ob sie von außen kämen, und dadurch, daß das Väterchen, so als ob er sich in einem Spiegel sähe, die Handbewegung noch vor sich sah, mit der er an den Hut gefaßt und gedankt hatte. Und nun erst, nachdem das Summen des Stolzes seinen Kopf verlassen hatte, kam das Väterchen dazu, über diese beiden Dinge nachzudenken, mit der schwerfälligen Bedächtigkeit und zähen, harten Ehrlichkeit gegen sich selber, die er sein ganzes Leben in sich getragen hatte.

Was? — fing eine helle Stimme in ihm zu sprechen an — du hast fünfzig Jahre auf deinem Gerüst gestanden, auf die Menschen hinuntergesehen, hast dir deine Gedanken zurecht gezimmert, bist zornig geworden über die Reichen, die Besitzenden, die Gutgekleideten, die sich für bessere Menschen hielten als die anderen, du hast sie geschmäht, sie, die sich mit tief herabgezogenen Hüten grüßen ließen und selber kaum nach dem Hut hingriffen, der Stein hat in der Hand gezittert, und wenn du die Hände gesenkt hast, um einen neuen Stein zu heben, so hast du auf dem Weg dahin zwei Fäuste gemacht gegen sie, die in Wagen an der Armut und der Verzweiflung vorüberfuhren? Was? Und jetzt legst du einen herablassenden Ton in deine Stimme, wenn Leute mit dir sprechen, die nicht wie du am Wochentag im Sonntagsrock umhergehen können, so als ob du mehr wert wärest

als sie? Und was? Du trägst tausend Mark da in deinem Taschentuch und gehst an einem Kind vorüber, das nur ein paar Pfennige will? Was zum Teufel? Wenn auch tausend Mark gewiß keine kleine Summe sind — bist du deshalb mehr als die, die früher neben dir auf dem Gerüst standen, mehr als alle, die keine tausend Mark haben? Willst auch du so sein wie die Reichen, die du dein Leben lang verflucht hast? Hast du geflucht und bist nun selber ihrer einer? Kaufst dir einen Garten zu deinem Häuschen, während andere nicht einmal ein Häuschen haben, hungern, frieren?

Das Väterchen zeigte einen ehrlichen, strengen, gegen sich selber zürnenden Ausdruck in dem knochigen, bartlosen Gesicht. Er kaute mit den dünnen, scharfen Lippen aufeinander, um jeden einzelnen seiner schlechten Gedanken zu zerbeißen, zu vernichten.

Aber schon rang sich, mühsam und stark, ein neuer Gedanke durch die anderen hindurch hoch, der mit einer heißen, jähen Blutwelle aus dem Herzen heraufschoß, und hinter dem immer neue, gleichartige Gedanken, die ihre Kraft mit der Kraft des ersten vereinten, nachdrängten — bis sie die Last der anderen, die sich wehrten und bäumten, beiseite geschoben hatten und aufrecht, fordernd und schreiend, vor dem Väterchen dastanden: Was? Du Dummkopf! Tausend Mark sind viel, aber tausend Mark sind auch wenig! Ist das ein so großes Unrecht, wenn man ein ganzes Leben lang in seinem Schweiß gebückt gestanden und die Arme geregt, jede kleinste Freude sich versagt, nur Pfennig zu Pfennig gelegt — wenn man nun endlich in einem Gärtchen sitzen will, das nicht viel größer als ein paar Zimmer,

aneinander gesetzt, ist, wie es Tausende besitzen, wie es Tausende dreimal und zehnmal so groß besitzen? Warum sollst denn gerade du da bedenklich sein? Wenn Tausende an niemand als an sich denken, warum sollst gerade du an andere denken? Nein, es ist sogar vom alten Herrgott im Himmel so bestimmt, daß gerade dir das Geld zufallen mußte — du hast es dir ehrlich verdient, es ist der Lohn sozusagen, der dir für alle deine Arbeit und Arbeit, für alle deine Entbehrungen und beiseite geschobenen Wünsche nun hinterher noch zuteil wird. Nein, wenn schon einem der Gewinn zufallen mußte, so war es das richtigste, wenn du der eine warst.

Aber so stark auch die Schar dieser Gedanken war, so sehr sie auch eine Zeitlang Sieger zu bleiben schienen — die Schar der ersten ließ sich nicht ganz erdrücken, regte sich wieder, stand wieder auf, sammelte sich und warf sich plötzlich und wuchtig gegen die Feinde.

Und das Väterchen, ohne Kraft zu entscheiden, verzweifelt, voll Furcht gegen beide, erhob sich endlich leise, schlich durch den Vorgarten zurück, trat wieder auf die Straße, ging um das einzeln in seinem Garten stehende Haus herum, sah in den Garten, sah nach den fernen Gerüsten seiner Kameraden, ging immer aufs neue um das Haus herum, mit immer schnelleren, kürzeren Schritten — stand mit einem Mal still: wahrhaftig, nicht eher darf er den Garten kaufen, als bis er dem kleinen Mädchen, das die Hände zu ihm gehoben, ein Weniges gegeben — eher wird sein Herzschlag nicht ruhig, eher kann er keine Freude an seinem Garten haben, es ist nun einmal so, das ist sein Wesen, und wenn es auch töricht ist, er kann es nicht ändern — er muß so-

gar mit in des Mädchens Haus gehen, muß nachsehen, ob da Vater oder Mutter krank ist, muß auch da mit einem Wenigen von seinem Vielen helfen.

Er hob die Hand in die Luft, wie um die feindlichen Gedanken, die anderes von ihm begehrten, ihm in die Ohren schrieen, abzuwehren und eilte schnell zurück, durch Seitenstraßen, wo ihn die Kameraden nicht sahen. Als er das Mädchen nicht mehr fand, fing er zu laufen an, wischte sich den Schweiß ab, lief immer weiter, Straße hinaus, Straße hinein. Aber das Mädchen war nirgendwo zu ersehen.

Nun war er mitten in den Straßen der Armut: niedere Häuschen, aus braunen Ziegeln, nicht einmal getüncht, an den Türen sitzende Kinder mit bleichen, ausgezehrten Gesichtern, zerrissene Kleider, nackte, schmutzige Füße überall.

Eine Frau, klein, mager, mit dem Gesicht einer Greisin, aber noch schwarzem Haar, ging an Krücken vorbei. Das Väterchen knotete sein Tuch auf — wenn es das Mädchen nicht war, sollte es diese Frau sein — ging zu ihr hin, lachte und gab ihr, selber mit einem bittenden Gesicht, ein silbernes Geldstück. Und wie vorher seine herablassenden Worte von selber, wider seinen Willen gekommen waren, so zog sich nun auch sein Mund von selber, zu seiner eigenen Verwunderung, zu diesem gütigen, bittenden, ein wenig verlegenen Lachen breit — verlegen, weil es doch immer noch den Anschein haben könnte, daß er, das Väterchen, sich für mehr hielte, weil er der Gebende und sie, die Frau, die Beschenkte sei; bittend, um die Sache so zu drehen, als ob die Frau ihm, dem Väterchen, eine Freude mache, wenn sie so herablassend war und das Geld annahm.

Dieses gütige, bittende, verlegene Lachen ging von seinem Mund nicht mehr weg. Und — was war das? — immer ganz von selber, griff die Hand in das Tuch, brachte Geldstück auf Geldstück heraus, streckte sich nach den Kindern an den Türen, nach den Frauen an den Fenstern aus, die Beine hoben sich von selber auf und setzten sich von selber nieder — und so schritt das Väterchen von Tür zu Tür, von Fenster zu Fenster, quer über die Straße hinüber, wieder zurück, wieder von Tür zu Tür und von Fenster zu Fenster, in andere Straßen hinein, lachte, streckte seine Hand aus und immer aufs neue aus, gab und gab.

Erst waren die Kinder still, blieben hinter ihm sitzen, ohne Bewegung, erschreckt, sahen ihre Geldstücke an — dann aber begann ein Rufen, ein Trappeln unzähliger nackter Füße hinter dem Väterchen her. Seine Hand konnte nicht schnell genug in das Tuch hinein und aus dem Tuch hinaus, zitterte so, daß es zu sehen war, wobei ungewiß blieb, ob vor Freude oder von der Anstrengung.

Und mit einem Mal, obwohl das Väterchen nicht recht damit einverstanden war — denn er sah plötzlich, wie ein fernes Bild, das Mütterchen vor sich, wie sie in der Sonne am Gartenzaune stand und auf ihn wartete — gingen seine Füße, als ob sie Zauberschuhe anhätten und von diesen Schuhen mitgezogen würden, in ein Haus hinein, gingen von Zimmer zu Zimmer, gingen treppauf, treppab. Überall, wo nur ein Bekümmertes in einer Ecke saß, ein Krankes im Bett lag, überall legte die Hand ein Silberstück auf den Tisch, auf den Stuhl, auf die Fensterbank.

Frauen kamen, in verschlissenen, ärmlichen Jacken, wein-

ten, faßten das Väterchen an den Rock — und die Hand gab und gab.

Schon war das Säcklein leicht geworden. Er steckte das erste Tuch in die Tasche und trug nur noch das zweite Tuch daher. Bei jeder Freude, bei jedem Glück, bei jedem überraschten Glänzen der Augen, das er durch seine Silberstücke hervorrief, zog sich sein Mund breiter, obwohl er sich Mühe gab, ihn zu seiner früheren Würde zusammenzuziehen. Sein Gesicht begann rot zu strahlen wie von dem Widerschein all der erregten Gesichter, in die es hineinsah.

Das Väterchen dachte: ‚Nun, wenn es nicht der ganze Garten ist, so ist es der halbe' — und gab weiter, fing an, die kleinen goldenen Stücke auszuteilen; dachte: ‚Nun, und wenn es der halbe Garten auch nicht ist, so ist es doch irgend ein Stück Ackerland — das kaufe ich, ebne es, säe Gras, setze Hecken und Obst, und so Gott will, werden wir noch Beeren und Kirschen darauf pflücken' — gab weiter und weiter.

Und dann brach es vollends über ihn herein: ein drittes Heer von Gedanken sprang in seinem Kopf auf, stand plötzlich da, in der Sonne blitzend, wie ein Heer Gewappneter, Fahnen flatterten, Trompeten klangen, Rosse stoben, die beiden Heere der früheren Gedanken stürzten an den Boden, waren wie weggefegt: Ja, er, das Väterchen, will sein Geld den Armen und Bedrückten geben! Er braucht keinen Garten — sie alle, die Bleichen, Gebückten, Kranken, Bekümmerten da, sie alle haben keinen Garten. Nein, ich will dem treu bleiben, was ich mein ganzes Leben in mir gedacht, herumgewälzt, gezürnt und geeifert habe; ich will nicht sein wie die übrigen, die mehr

Geld haben, als zum Leben nötig ist. Und wenn keiner vorangeht, ihnen, den Besitzenden, zu zeigen, was Liebe ist, Liebe, wie sie der Herr Christus gelehrt hat, Liebe zu allem, was mit uns Mensch ist auf dieser Welt, auf die wir durch irgend eine unbekannte, rätselhafte Macht hinverschlagen sind — ich habe oft darüber nachgedacht: so will ich alter und einfacher Mann vorangehen. Und alle werden mir folgen — denn sie sind nicht schlecht, die Reichen; sie müssen nur dazu gebracht werden nachzudenken, sie müssen auf den richtigen Weg gewiesen werden. Ja, alle, alle werden mir folgen, in der Stadt, am ganzen Strom, im ganzen Land, auf der ganzen Erde, über den Bergen und über den Meeren. Es wird keine Armut mehr geben, keine Verzweiflung, die von der Not, den Sorgen und dem Hunger kommt, es wird keine dumpfe Unwissenheit mehr geben, alle werden, wonach sie in der Jugend verlangt haben, in den rätselvollen Büchern lesen, die geheimnisvoll schönen Werke der Kunst genießen können — alle, alle werden glücklich sein, die Zeit des allgemeinen Friedens, der Seligkeit wird kommen, wo es endlich für alle, alle schön ist, Mensch auf der Erde zu sein. Es wird das kommen, wovon ich mein ganzes Leben geträumt habe!

Das Väterchen schritt einher, wie der König der Welt selber, mit sonderbar weiten Schritten seiner kurzen Beine, hielt den Kopf im Nacken, strahlte und teilte aus, Gold und Papiere, wonach seine Hand nur gerade griff, fragte nie: bist du wert, daß ich dir gebe? — gab nur immer, gab, und vor seinen Ohren bliesen die Trompeten, die Augen der ganzen Welt waren auf ihn gerichtet, die Häuser, die Steine, auf die er trat, die ganzen Straßen fingen an zu

klingen, und die Menschen rundum, zu Tausenden und Millionen versammelt, sangen, sangen; hell und betäubend klang ihr Chor, erschütterte die Dächer, trieb die Vögel und die Wolken auf.

Das Väterchen stand, taumelnd, wie von dem Schall des Chores, den er in sich hörte, umgerissen, steckte sein letztes, leeres Tuch in die Tasche, ging dann durch die Scharen der Menschen hindurch, immer weiter, bis es einsamer um ihn wurde, bis das Jauchzen der Beschenkten, das Lärmen der unbeschenkt Gebliebenen hinter ihm verklungen war.

Vor einer Tür lag ein weißes Markstück: hier hatte ein Beschenkter von seinem Geschenk verloren, war so reich beschenkt worden, daß er den Verlust nicht einmal bemerkt hatte.

Das Väterchen bückte sich und hob das Geld auf, ging, nun er wieder ein wenig besaß, zu einer Frau hin, die Blumen feilhielt, und kaufte einen Rosenstock — einen kleinen Stock nur, an dem zwei Knospen rot durch die grünen Blätter leuchteten. —

Als er sich seinem Stückchen Heimat näherte, sah er in der Tat, schon von ferne, die Frau am Zaun stehn und in den Garten sehen — sie hatte schon Arme und Kopf auf das Holz gelegt und rief drohend einem Sperling zu, der die Kirschenknospen auf ihre spätere Frucht hin untersuchte, *ihre* Kirschenknospen.

Als das Mütterchen die bekannten Schritte und dazwischen den Stock schlagen hörte, drehte sie sich schnell um, breitete die Arme aus, wie um den Garten gleich in Empfang zu nehmen.

Das Väterchen sah an ihr vorbei, mit seinem strah-

lenden, seligen Gesicht, gab ihr, ohne stehen zu bleiben, ohne nach dem Garten hinzusehen, gleich auf das Häuschen zugehend, den Blumentopf in die Hand.

Das Mütterchen stand, hielt zweifelnd den Topf, lief hinter dem Väterchen her, fragte: „Wat es met däm Faden?"

„Do es der Faden," sagte das Väterchen, mit der Hand nach dem Topf zeigend, immer gerade aussehend, strahlend, ganz ohne Furcht, und ging zur Tür hinein.

Das Mütterchen mit dem Topf in beiden Händen hinterher, noch zweifelnd, dann langsam anfangend zu begreifen.

Frühlingsfeier

Herrlich schien die Sonne. Nach all dem Regen und Schnee des Februars war es nicht anders, als ob ein Wunder, nie gesehen, unbegreiflich, über der Welt aufgegangen sei und seine goldenen Strahlen über alles ausbreite.

Wenn man im freien Feld stand, so sah man auf der baumlosen Straße, die vom Rhein her das ebene Land bis zu dem Hügelhang durchschnitt, eine Menge blitzender Punkte. Zu zwei, fünf und sechs gesellt, dazwischen auch ein einzelner, schwankten sie; hier und da verschwand einer, neue tauchten auf. In der Nähe sah man nur noch die schwarzen, endlosen Scharen der Männer, die ihre Eßgeschirre am Arm trugen und schnell, mit gleichmäßig und weit hingesetzten Schritten, von den Dörfern des anderen Ufers zur Fabrik her eilten. Auch nach den anderen Seiten, von der Stadt und den diesseitigen Dörfern her, zeigten sich jetzt solche schwarze Massen, von den Straßen in lange, schmale Linien auseinander gezogen, die sich bogen, senkten und aufstiegen, hier und da über einen Zaun wegragten, hinter einer Erdhöhe verschwanden, über das Dach eines tiefer liegenden Hauses sich fortzubewegen schienen. Bald leuchteten zwischen dem Dunkel der Männerkleider rote, blaue

und gelbe Flecken auf — Röcke und Tücher der Mädchen, in der Sonne glänzend.

Alle die Wochen hindurch war das Wandern dieser Züge, durch den Schnee oder Regen, unter dem trüben Himmel, in einer Eile und Lautlosigkeit geschehen, die, ohne daß ein Gesicht von den tausend zu erkennen war, etwas Finsteres und Drohendes an sich hatte. Aber heute, unter dem weit und klar gespannten Himmel, unter dem zwitschernden Lärm der Spatzen, die sich vor der Heimkehr der Singvögel als die Herren fühlten und auch zu singen glaubten, in der reinen, mit Sonnenwärme gefüllten Luft, die die Augen und Glieder merkwürdig leicht und beweglich machte, in dem starken Erdgeruch, der in langgestreckten Wolken aus den Furchen der kahlen Äcker aufstieg — hatte alles ein anderes Aussehen. Die Hände, die sonst in den Taschen steckten, waren draußen, schwenkten hin und her, hoben sich, zeigten nach irgend etwas in der Ferne. Das ganze Feld war angefüllt mit einem tiefen Surren sprechender Stimmen, aus dem hin und wieder ein helles Lachen der Mädchen aufflatterte — einmal sogar ein langgezogenes, klares Singen, das eine Weile schwingend über dem Feld schwebte und dann plötzlich, wie erschreckt, wie gewahrend, daß Alltag wie immer war, zum allgemeinen tonlosen Rauschen zurückkehrte.

Nur die schwarzen Mauern der Fabrik, hinter der die grünen Wiesen des Berges aufstiegen, widerstanden dem blitzenden Strahlen, das die Sonne jedem andern Gegenstand unten mitteilte: berußt, viereckig, in riesenhafter Länge, von ungeheuren Schornsteinen überragt, war sie eine Welt für sich, eine Welt des Finsteren, die sich der anderen, leuch-

tenden, feindlich gegenüberstellte, mächtige Rauchsäulen ausschickte, um den blauen Himmel zu schwärzen.

Sonst verschwanden die Menschenströme, die vor dem runden Tor in ein Meer zusammenliefen, ohne ein Stehenbleiben, wie plötzlich versunken. Heute aber ging ein Zucken, ein Stocken durch die ganze Masse, ohne daß eine Ursache zu sehen war. Sie staute sich vor dem Tor, floß nur langsam ab, das Surren der Stimmen nahm einen lauteren, brausenden Ton an: es war, als ob ein jeder der Männer, ein jedes der Mädchen stehen bliebe, sich noch einmal nach dem Himmel und dem besonnten Feld umdrehe, um einen Abschein davon mit in die dunklen Räume zu nehmen, wo ein jeder an seinem Tisch stand, stumm, mit keiner anderen Bewegung der Augen, des Kopfes und der Hände, als den regelmäßigen, in unerträglicher Endlosigkeit sich folgenden, die zur Arbeit nötig waren.

Unbemerkt jedoch hatte das Menschenmeer zwei Wellen ausgeworfen, die nicht zu den übrigen zurückkehrten: ein junger Bursch, lang und kräftig, mit krausen blonden Locken, die unter dem Hut heraussahen, hatte ein Mädchen, die ohne Hut, in der Schürze, vor ihm ging, mit der Hand am Rock berührt; das Mädchen hatte den schwarzhaarigen Kopf umgedreht, mit zwei braunen, glänzenden Augen in die Augen des Burschen hineingesehen, den Mund geöffnet und breite, weiße Zähne gezeigt — und jetzt gingen die beiden, Hand in Hand wie Kinder, den grünen Berghang hinter den Mauern der Fabrik hinauf.

Sie waren den Mauern entflohen, sie flüchteten zu Gras und Sonne hinauf. Sie gingen einmal rechts und einmal links, um die Steilheit der Wiese zu überwinden.

Keines sprach ein Wort, noch überrascht, erstaunt; denn es war alles schnell, wie von selber gekommen. Sie hatten den Mund noch zu keinen anderen Worten aufgemacht als zu: „Morje Jriet!“ und „Morje Jöp!“

Bald waren sie in gleicher Höhe mit dem Rand des Daches, nur die Schornsteine reckten sich noch hoch über ihnen in den Himmel hinein. Und dann, mit einem Mal erschraken sie: unter ihnen lag der Hof, in dem jeder Gegenstand klein, aber scharf zu sehen war. Sie bückten sich schnell, legten sich gegen den Hang der Wiese zurück, um nicht bemerkt zu werden. Aber wie ertappte Kinder richteten sie sich wieder auf, sahen hinunter, erstarrt: unten stand ein einzelner Mann, von der Sonne beleuchtet, so daß sein blonder Bart und seine blaue Schürze sich klar und farbig voneinander abhoben. Er stand, hielt die Hand über die Augen und sah so, bewegungslos, zu den beiden hinauf.

„Dinge Broder,“ flüsterte das Mädchen.

Jöp, ein wenig rot vor Verlegenheit, weil er auf seiner Flucht gesehen war, lachte, zog seinen Hut ab und schwenkte ihn in der Luft. Und da der Hof sonst leer von Menschen war, überkam ihn auf einmal das Gefühl, hier oben in dem Gras, in der Sonne, unter dem Himmel zu stehen, frei, in der Gesellschaft eines jungen, lustigen Dinges, und er rief jauchzend zu dem Bruder hinunter, der in seinen Mauern gefangen war wie immer. Auch das Mädchen, von dem Jubel angesteckt, hob die Hand, winkte und lachte mit einer silberhellen Stimme.

Aber der unten nahm die Hand nicht von den Augen weg, ließ die andere Hand, die einen Gegenstand trug, am

Leib hängen, bewegte kein Bein vorwärts, stand da und sah hinauf.

Die beiden traten in den Wald ein, das Mädchen dicht hinter dem Burschen, beide mit schnellen Schritten, als könnten sie es nicht erwarten, mitten in dem Paradies der verworren gebreiteten, noch blattlosen Äste, der flirrenden Sonnenflecken, der murmelnden, zu Tal laufenden Rinnsale zu weilen.

„Er maöch jään bei ons sen, dinge Broder,“ sagte das Mädchen.

„Jao, der ärme Dübel! Dat waör im besser als ungen en der Kollenluft stonn.“

„Et es ene schöne Kääl on ne jode Kääl och — äbber woröm hät er nur emmer su jet Stelles on Truriges en de Oge?“

Jöp machte ein finsteres Gesicht. „Wat soll er andersch drin han? Wän dat ens jepack hät — wer ens krank en der Bosch es —“

Das Mädchen bog einen Ast beiseite. „Et sen ere su vil, die krank sen — et wäden ere emmer mieh. Et es trurig aanzosin.“

Der Bursch ergriff schnell ihren Arm, sah ihr ins Gesicht, lachte und küßte sie mitten auf den Mund. „Nä, ich nit — ich ben jesond! Mir mäht der Kollendunst nix. Op ming Bosch kannst de met enem Hammer schlage.“ Er schlug sich mit der Faust gegen die Brust, und es klang in der Tat fest wie auf Holz geschlagen.

Das Mädchen lachte beglückt auf, schlang den Arm um seinen sehnigen Hals, stellte sich auf die Zehen und küßte ihn wieder.

Sie eilten weiter, mit vorgestreckten Köpfen, mit nach vorne gerichteten Augen, um nach den kommenden Wundern des Waldes auszusehen.

Bald stand der Wald rund um sie her. Ein Gewirr von schwarzen Ästen hob sich gegen den blauen Himmel ab. Zwischen den hoch und gerade aufgeschossenen Buchenstämmen drängten sich Bündel von Sonnenstrahlen hindurch, die den Boden trafen und jeden Stein erkennen ließen. Unter den Buchen standen riesige, komisch verkrüppelte Eichen, wie schlecht gelaunte Großväter, aus einer anderen Zeit übrig geblieben, die trotzig in der Masse des jungen, schlanken Holzes standen, das ihnen längst über den Kopf gewachsen war, und überall knorrige Auswüchse zeigten, die wie drohende, zornige Augen aussahen. Mit demselben Trotz hielten sie auch noch die braunen Blätter vom Herbst fest, die sie unter aller Last des Schnees, unter allen brausenden Frühlingsstürmen nicht hatten fahren lassen.

Die zwei Menschen steckten voller Freude. Sie drehten die Köpfe hin und her, riefen eins dem andern zu, wenn ein neues Wunder zu sehen war.

Und es waren Wunder genug da! Es war wie eine neugefundene Welt — das war nicht der Wald, den sie lange schon kannten. Diese erste warme Sonne, diese weiche Luft, dieses Gefühl, den schwarzen Mauern entronnen zu sein, während alle anderen arbeiten mußten und freudlos waren wie immer — all das gab dem Morgen einen märchenhaften Glanz, etwas wie eine Verklärung. Die von der Sonne übergossenen Bäume, die ihre Äste im leisen Höhenwind schüttelten, das Eichhörnchen, das von Ast zu Ast sprang und mit klugen Augen zu ihnen hinuntersah, die

Vögel, die in den Sträuchern steckten und sangen, der kleine Bach, den man mit einem hineingesetzten Fuß hätte aufhalten können und der, von der Sonne durchleuchtet, über die Steine sprudelte — das alles waren Freunde, Wesen wie sie, die glücklich waren, fern von den Menschen und Häusern hier unter der goldenen Sonne leben zu können. Und endlich — das Mädchen schrie laut auf, als sie es sah — stand da ein Strauch mit weißen, schimmernden Knospen. Der Bursch nahm einen Zweig davon und steckte ihn dem Mädchen in das schwarze Haar.

Es war ihnen warm, ihre Gesichter, vorher bleich und ohne Glanz, fingen an rot zu werden und zu leuchten, zugleich von der Sonne und der Freude. Sie bückten sich zum Bach und tranken Wasser aus den hohlen Händen. Aber dann kletterten sie weiter, über Steine und gefallenes Holz, fallend und wieder aufstehend, eins über das andere lachend. Es drängte sie nach oben, nach der Höhe. Und endlich standen sie auf dem weiten, flachen Dach des Berges — Wiesen und Äcker, vom Wald umsäumt, so weit sie sahen. Alles lag in der strahlenden Sonne da, in einer lautlosen Stille.

Sie setzten sich auf einen Stamm, der, noch schmal und jung, entwurzelt und mit zerfressenem Mark dalag. Der Bursch nahm den Hut ab und das Mädchen legte die Hände in der Schürze zusammen: so sahen sie über den dunklen Rand des Waldes in das helle Land hinaus, mit seinen weißen Häusern, mit seinem Strom, der blitzend und breit durch das braune, strahlende Ackerland zog, mit seinen Bergen rund in der Ferne, deren Spitzen noch vom Schnee bedeckt waren.

Es kam von selber, daß sie beide zu singen anfingen, mit erst schüchternen, dann mutigen, kräftigen, klaren Stimmen. Sie lehnten die Schultern aneinander, legten Arm in Arm, freuten sich über den Zusammenklang der hellen und der tiefen Stimme, sangen immer jauchzender, zogen die sonnige Luft tief in die Brust, ließen sie wieder, mit schwingenden Tönen beladen, ausströmen. Ihr Jauchzen füllte den Wald und die ganze Höhe. Von allen Seiten kamen die Vögel aus den Sträuchern in die Sonne hinaus und sangen mit.

Aber dann verstummten die beiden: sie sahen den schwarzen Rauch, der über den Wald aufstieg und in einem langen Bogen über die Höhe hinzog. Wie mit Absicht nahm er seinen Weg gerade auf die beiden zu: ‚Was, ihr zwei! Sitzt ihr da und seid glücklich? Vergeßt nur mich nicht, ich bin auch noch da. So hoch ihr auch steigt, ich steige noch höher. Ihr könnt mir nicht entgehen, keiner eurer Brüder und Schwestern kann mir entgehen. Ich sehe euch, wohin ihr euch auch versteckt. Ich schiebe mich auch hier oben zwischen euch und die Sonne. Ei, sitzt nur da! Morgen steht ihr doch wieder unten an euren langen Tischen, habt blasse Backen und trübe Augen wie immer, atmet meine rußige Luft und hebt die Hände in denselben ewigen Bewegungen.‘ Wie zwei Lämmer vor dem Wolf schmiegten sich die beiden aneinander.

Er drückte sie fester an sich, wie um ihr Mut und Sicherheit zu geben. „Herrjott,“ sagte er, „wie vil schöner es dat he ovven als do unge!“

„Jo,“ sagte sie leise und schloß die Augen, „wer nur emmer he ovve bliebe könnt, wer nur nit mieh erunger mööt!“

Ein Bauer ging vorbei, die Pfeife im Mund, sah nach den Feldern hin. Von ferne, aus dem hinteren Wald drang Hundegebell: da mochte Haus und Hof des Mannes stehen.

„Su sollt et op der Welt sen," sagte Jöp, „dat jeder sing Stöck Land hät. Dann könnt mer den janzen Dag in der freien Luft sen, Wald on Jras öm sich han, dörf erömjonn, dörf de Kopp drihe, dörf singe, su vil mer wöllt. Arbeede, arbeede däd mer jo jään."

Die Sonne und die Frühlingsluft, die vom Geruch des Waldes und des keimenden Grases überströmte, ließen die traurigen Gedanken bald wieder weggehen; immer wieder drängten die Lust und der Jubel sie unter sich.

Ein Schrei des Mädchens kündigte an, daß sogar eine neue Freude da war. Auf der braunen, in der Sonne schimmernden Erde des nächsten Ackers stand ein verlassener Pflug. Sie wies mit ausgestrecktem Arm darauf hin.

Dann liefen sie, einer den anderen überholend, darauf zu, über die schwere, bröckelnde Erde weg, und legten die Hände an das vom Alter gebleichte, von der Sonne warme Holz. Sie sahen den Pflug von allen Seiten an, hoben ihn auf, wendeten ihn, prüften die Stärke des Eisens. Das Mädchen streichelte ihn, drückte ihn an sich wie einen lange ersehnten, endlich gefundenen Schatz. Und dann stellte er sich davor, sie sich dahinter. Er legte sich den Strick um die Schultern, sie nahm das Holz in beide Fäuste, und so zogen sie den Pflug durch die Erde hin. Unter Zurufen, als ob sie der Bauer und er das Roß wäre, zogen sie eine Furche bis ans Ende, kehrten um, zogen eine Furche bis zum Anfang, zogen eine Furche nach der anderen. Sie ahmte mit dem Mund das Knallen der Peitsche nach, lobte, tadelte,

feuerte das Roß an. Er setzte die Schuhe fest in die tiefe Erde, senkte die Schultern, steckte den Kopf hinein, hielt die Arme gekrümmt und zog unverdrossen, mit der Kraft des ganzen, jungen Körpers.

Nur hin und wieder stand er und hustete sonderbar.

Das Mädchen lachte und fragte, ob er sich den Hals rauh gesungen habe.

Er lachte wieder und meinte: es muß eine Fliege herein gekommen sein.

Die Sonne stand schon in Mittagshöhe, und noch hörte man die lauten Zurufe des Mädchens, das keuchende Atmen des Ziehenden. Der Schweiß lief ihnen von der Stirn — aber, als ob ihnen sechs Tage Arbeit da unten nicht genug wäre, zogen sie ihre Bahnen weiter, und unter dem Schweiß strahlten ihre Gesichter vor Glück und Gesundheit.

Es war, als ob sie in die Heimat, zur Mutter zurückgekehrt wären. Sie gehörten wieder der Natur, aus der das Leben sie weggenommen hatte. Ihre Väter und Großväter hatten seit Jahrhunderten ihr Häuschen in der Reihe der anderen gehabt, hatten, so wie die Kinder jetzt, den Pflug durch die schwere, fruchtbare Erde geführt. Sie, die Kinder, hatten es vergessen — der Acker, die Sonne und die frische, wehende Luft, die den Hals, das Gesicht und die Hände braun färbt, war ihnen fremd geworden. Aber nun stand alles wieder in ihnen auf, wie in Hunden der Jagdtrieb erwacht, wenn sie ein Wild sehen. Sie fühlten einen neuen Drang, neues Leben in sich, nun erst lebten sie, atmeten sie, gebrauchten ihre Glieder, sahen froh in die Welt hinein.

Da, mit einem Mal, ließ das Mädchen den Pflug los, der Bursch zog weiter, fühlte, daß er allein ging und blieb

gleichfalls stehen. Vor ihnen, auf dem jungen, gefallenen Stamm, auf dem sie selber gesessen, saß ein Mann, ruhig, bewegungslos, der sein Gesicht mit dem blonden Bart nach ihnen hingerichtet hielt — der Bruder.

Es war ungewiß, wo er hergekommen, wie lange er da saß. Und ohne daß der Ausdruck seines Gesichtes zu erkennen war, ging etwas Trauriges, Flehendes von ihm aus, das sich lähmend auf die beiden anderen legte.

Der jüngere Bruder sah eine Weile hin, rief dann und wartete, daß der andere kam.

Aber der saß da, bewegte nicht einmal den Kopf, antwortete auch nicht.

Der jüngere ließ verlegen und ratlos den Pflug los, schien aber auch seinerseits nicht zu dem Bruder hingehen zu wollen.

Da schob das Mädchen, um nicht unentschlossen zu scheinen, schnell ihren Arm unter den seinen und ging mit ihm lachend zu dem anderen hin.

Die Augen des Mannes sahen ihnen groß und traurig entgegen, aber sie merkten wohl, daß hinter der Traurigkeit etwas Zweifelndes und Unruhiges flackerte. Die Farbe seines Gesichtes war weißer als die seines Bartes, fast wie mit Mehl bestreut. Die Knochen der Backen traten dick hervor und neben den Mundwinkeln zeigten sich tief eingegrabene Höhlen, als ob der Mann mit dem Mund eine saugende Bewegung mache. Selbst die Lippen zeigten kein Rot, waren weiß — in dem ganzen müden Gesicht lebte nichts als die zwei blauen Augen, die groß und merkwürdig glänzend aus den runden, knöchernen Gruben, in die sie gesunken waren, herausleuchteten.

Vor ein paar Jahren noch war der Mann so fröhlich und

stark wie der junge Bruder gewesen — bis es ihn gepackt hatte. Keine Luft, keine Sonne, kein Bewegen — nur Kohlen und freudlose Arbeit um sich — das ist der Anfang. Stiche in der Brust, etwas Schweres oft, das in der Brust liegt und für das die Brust zu eng ist — so geht's weiter, aber man lacht, man vergißt es, wenn es vorbei ist. Dann kommt der Abend, wo man ohne Kleider steht, um den Staub des Tages abzuwaschen, und wo einem plötzlich das Herz vor Schrecken still steht, weil man, wo vorher Fleisch war, nur noch Rippen sieht. Dann kommen die Wochen und Monate, wo man täglich und stündlich an die Arme hingreift, mehr und mehr und unaufhaltsam die Muskeln schwinden, die Kraft aus den Armen weggehen fühlt. Dann der trockene Hals, das Räuspermüssen, ehe man zu sprechen anfängt, die heiseren Laute, die herauskommen, wenn man spricht, das Husten und das Blut, das man plötzlich mit dem Husten im Mund hat, das von innen heraufdringt, ohne Anstrengung, ohne Schmerz, wie etwas Nebensächliches, auf das man nicht zu achten braucht. Dann die Tage der Verzweiflung, wo man in den Gesichtern der anderen Schrecken oder Besorgnis zu lesen sucht, die Tage des Vertrauens, wo die Beine stark und schnell schreiten wie immer, wo man jeden, der kommt, anlachen, wo man den Mund auftun und singen, wo man irgend etwas angreifen möchte, um seine Kraft zu zeigen — die Tage der Sehnsucht endlich, die als das letzte bleiben, die Sehnsucht zu leben, zu leben, immer die Sonne zu sehen, immer die Menschen um sich sprechen und lachen zu hören, die Sehnsucht, ein Mädchen zu finden, das man liebhaben kann und das einen wieder liebt.

„Setzt üch," sagte der Mann und sah immer das Mädchen an, nun mit einem deutlich fragenden, unruhigen Ausdruck. Er lachte aber, um das zu verbergen.

Sie setzten sich, das Mädchen, mitleidig und hingezogen, nicht neben den anderen, den jungen, dem sie zugetan war, sondern neben ihn, den älteren, den Kranken.

„Mir sen löstig hück, wat?" fragte sie und sah ihn an.

„Ich han üch jesin," sagte der Blonde und tat die blauen Augen nicht von dem Mädchen weg. Die Freude, daß sie sich neben ihn gesetzt hatte, rötete ihm ein wenig das Gesicht und machte ihn schön. Er griff mit der Hand, die schmal und mager war und nur an den Spitzen der Finger ihre Breite behalten hatte, nach der Hand des Mädchens, und seine Hand zitterte, als sie die fremde berührte.

Sie lachte und erzählte. Er solle bei ihnen bleiben, solle es machen wie sie, solle nicht mehr hinunter zur Fabrik — auf einen mehr oder weniger komme es da nicht an: man muß doch den Frühling feiern. Sie sagte das, ohne es zu wünschen: aber er sollte sich keine Gedanken darüber machen, daß sie, das Mädchen, mit ihm, dem jüngeren Bruder, sich allein hier oben herumtreibe.

Der Junge saß unterdes auf der anderen Seite des Bruders, hatte die Mütze abgenommen, drehte sie in den Händen hin und her und sprach nicht. Er schien ermattet von der Anstrengung vorher, keuchte immer noch, hatte seine rote Gesichtsfarbe verloren, sein Gesicht sah schmal aus, sah mit einem Mal dem des Bruders ähnlich.

„Jao," sagte der Blonde, und sein Wesen hatte nun etwas Festes, Entschlossenes, fast Feierliches, „ich blieven

bi üch. On weiß du och, weshalv? Domet ihr nit allein sed, ihr zwei. Domet noch eine dobei es."

Der Junge sah auf und lachte, senkte dann den Kopf, beschämt, strich sich durch das krause Haar. „Nä," sagte er, „do han ich sicher nit draan gedaach. Nä, mir han nix Schlääächtes vür — et kaom ons nur esu, dat mer he erop wollte." Seine Worte kamen etwas kurz heraus, von Atemstößen unterbrochen, so daß der Ältere seinen Kopf hindrehte und ihm ins Gesicht sah. „Donnerkil!" sagte der Junge, „dat Pflogtrecke mäht möd — ich ben janz schwaach."

Der andere legte ihm die Hand aufs Knie und sagte leise, mit den Augen von unten zu dem Jungen hinaufsehend: „Du, leeve Jöp, jang doch erunger. Do kannst de jo esse on dich stärke. Süch, ich maöch met däm Mädchen jään allein sen — du weiß et doch, ich han et dir doch jesaht: wenn ich ens gesond ben, dann soll sie ming Frau wäädе."

Der Junge hörte auf, seine Mütze zu drehen. Man hörte sogar seinen Atem nicht mehr.

Jener hatte die letzten Worte mehr nach dem Mädchen hin gesagt, hatte seine zweite Hand zu der ersten hinzugetan und hielt die warme, weiche Hand des Mädchens jetzt zwischen den seinen. „Jo Jriet? Wells du su lang waade? Dat du mich jään häs, dat häs du mir fröhter mänches Maol jesaht, on dat weiß ich, dat föhlen ich. Och du — ich moß jo eemaol jesond wäädе."

Das Mädchen rührte sich nicht, sprach kein Wort, wagte nicht einmal den Kopf zu senken, schlug nur die Augen nieder und öffnete den Mund, um den schneller gehenden Atem, ohne daß es zu hören wäre, hinauszulassen.

„Wat?" fing dann der Junge an, erst noch lachend,

„wat fähs du do? Du Raüver — do han ich wahrhaftig nix von jewoß! Du häs davon jesproche — ävver dat dat esu tief saoß, davon häs du nix jesaht. Du schlauen Kääl — jetzt, wo ich dat Mädchen han, do kiis de on wells et für dich han. Nä, Fränz — jetz han ich aanjefange, dat Mädche leev zo han, jetz kann ich net mieh ophüre."

„Och, du bes jong on jesond — du findst dusend andere. Ävver ich — süch — bei mir steckt dat tiefer; ich waaden jo schon seit Jaohren op dat eine Mädchen he, op ming Frietche. Mir han ons jo ald versproche, Mann on Frau zu wäde, wie mer noch Kinder woare."

„Teufel, dat es onverschamp! Wat üvverhaupt küs du he erop on stürsch ons? Met wäm es dat Mädche dä Birg erop jejange, met dir oder met mir?" Er stand auf, um an dem Bruder vorbei und zu dem Mädchen hin zu gehen.

Auch das Mädchen stand auf, stand da, sah von einem zum andern, ließ die Augen bittend auf dem Jungen ruhen, wollte sprechen, hob die Arme mit einer ungewissen Bewegung in die Luft. „Nä — ihr — ich han üch jo alle beids jään" — brachte sie endlich, nur flüsternd, heraus.

Der Ältere, der noch saß, hob das Gesicht zu dem Jungen auf, und das Gesicht zeigte einen Ausdruck, wie es ihn nie gezeigt: es glühte wie von innen heraus, war fest wie aus Eisen, man las die Hoffnung und die Qual all der Jahre darauf, es drohte, klagte an, flehte und forderte gebieterisch mit dem Recht der ertragenen Schmerzen, dem Recht, daß ihm etwas Heiliges gab: dem Recht des Unglücklichen.

Der Junge trat unwillkürlich, in einem Gefühl der Achtung und Ehrfurcht, einen Schritt zurück. Als aber der

andere sich vor das Mädchen stellte, wie um sie zu schützen, machte er plötzlich zwei Fäuste und stand so vor ihm. „Du schwindsüchtigen Kääl — wat wells du met däm Mädche? Du bes krank, du stirbs übber ein oder zwei Jaohr — soll dat Mädche naoher mit enem Kind dosetze on Hunger ligge? Süch mich aan — ich ben jesond, ich han en brede Bosch, ich han iserne Ärme on rude Backe. Mir küt dat Mädchen zo!"

Er wollte den anderen wegdrängen, um an das Mädchen heranzukommen.

Aber das Mädchen stellte sich schnell zwischen beide und streckte einen Arm nach einem jeden aus. „Och — laot doch! Ihr hatt üch doch emmer leev jehatt, ihr zwei. Kot, mer jonn erunger, jonn arbeide wie emmer. Et wied schon alles komme, wie't komme soll. Nä, nä — seht: ich jonn allein — dann hatt ihr kein Ursach mieh zo strigge." Sie wandte sich, hob ihren Rock mit der Hand und ging schnell davon, drehte sich aber noch einmal um und warf, hinter dem Rücken des Älteren, dem Jungen einen geschwinden Blick zu, der flehend war, aber zugleich eine Verheißung enthielt: ‚Loß doch, ich jehören jo esu dir!' Dann verschwand sie im Walde.

Aber der Junge hatte mit diesem Sieg nicht genug. Eine Feindseligkeit war in ihm hochgestiegen, die sich nicht mehr hinunterdrücken ließ. Es galt hier, zu zeigen, wer der Stärkere war. Er trat langsam, mit den Augen nach einem Angriffspunkt suchend, wieder vor den Bruder, hob die Arme und legte sie ihm fest um Brust und Rücken, indem er ihn zusammendrückte, gegen ihn andrängte, willens, seinen Körper zu biegen und zur Erde zu zwingen.

„Nä — loß doch!" rief der Ältere, „ich well nit dä Ärm jäje minge Broder hebbe." Aber, von den Armen des anderen eingeschnürt, konnte er nicht anders, als mit den Fäusten unten in die Jacke des Jungen greifen, das Gewicht seines Körpers dem Andrang entgegenstemmen, seine Beine breit stellen, um festeren Halt zu haben. „Loß — loß!" rief er immer wieder, bemüht, keinen Kampf aufkommen zu lassen.

Dadurch fühlte der andere sich stärker. Mit kurzen, abgebrochenen, triumphierenden Lauten, im Gefühl des Sieges, den Kopf fest an die Brust des Bruders gelegt, rang er weiter.

Dem Älteren wankten die Kniee, er löste die Fäuste von der Jacke, suchte vergebens nach einem neuen Halt.

Da stieß der Junge einen Ton aus, der anders als die bisherigen klang. Seine Arme gingen auseinander, fielen kraftlos herunter, er trat zurück, stand da, vornübergebeugt, mit weit geöffnetem Mund, mit entsetztem, verzerrtem Gesicht, keinen Blutstropfen mehr darin, schien sich setzen zu wollen, taumelte — und dann brach ein Blutstrom aus seinem Munde, er sank ohne Halt um, mit geradem Leib, wie aus Holz, fiel dem Älteren in die schnell geöffneten Arme.

Der ließ ihn zur Erde nieder, öffnete ihm die Jacke, sah ihm ins Gesicht und holte in seinem Hut Wasser aus dem Bach.

Während die Vögel rund herum lärmten, kniete er neben dem Bruder, wusch ihn, lehnte ihn, der die Augen immer geschlossen hatte, leise an den Baumstamm, setzte sich selber darauf und hielt den Kopf des Bruders immer in seinen Händen.

Schon stand die Sonne nahe am Waldrand und ihre Strahlen wärmten nicht mehr.

Die Brüder saßen nebeneinander auf dem Baumstamm. Der Ältere hatte den Arm stützend um den Jungen gelegt und ihm, da es kühl wurde, noch seine Jacke um die Schultern gehangen.

Der Junge atmete wieder tiefer, seine Augen waren wieder geöffnet und sahen umher. Aber auf seinem Gesicht lag dieselbe stille, sonderbare Trauer wie auf dem des Bruders. „Och ich, och ich," flüsterte er, „no hät et och mich jepackt. Och ming Bosch es krank — nit ens dat besche Pflogtrekke on Ringe kann se verdrage."

„Still, still," sagte der Ältere, „ding Bosch es jod, sie wied et üvverwinde. Du wiesch jesond."

„Nä — ich ben stolz jewäs on ben jedemödigt waode. Du kriegs dat Mädche nit — övver och ich nit. Mir zwei han nix mieh en der Welt zo donn als zo sterbe." Die Tränen standen ihm in die Augen

Der Ältere streichelte ihm tröstend die Hand, zwang sich zu einem beruhigenden Lachen.

Der Junge nahm den Trost an: „Jo — woröm lang trurig sen? Mir sen jo nit allein, mir han jo Jesellschaft, Jesellschaft. Die Kolle sorjen dofür — et wied bal keine Plaatz mieh für Iräver sen. Fränz — Fränz — wat hammer nur verschuld't, dat mer esu schwer böße möffe."

Der Himmel um sie her färbte sich rot. Der Rauch aus der Fabrik breitete eine schwarze, höhnische Wolke darüber hin, die Fetzen wie greifende Finger von sich streckte. Die beiden standen auf von dem Stamm, der jung war wie sie und im Mark gebrochen wie sie.

Langsam schritten sie, der Junge auf den Arm des Älteren gestützt, durch den Wald hinunter. Neben ihnen sprudelte der Bach, fröhlich wie am Morgen, in die Ebene. Auch eine Glocke fing zu schwingen an, fröhlich wie der Bach, läutete den Frühling ein.

Armenball

Der große Saal warf aus seinen vielen, erleuchteten Fenstern lange gelbe Streifen auf das nasse Pflaster hinaus.

„Was ist denn los?" fragten die alten Herren, die von ihrem Abendspaziergang zurückkehrten und an den weitgeöffneten Türflügeln stehen blieben, durch die sie auf die breite, mit einem Teppich belegte und mit Bäumen umstellte Treppe sahen.

„Armenball — bitte weitergehen!" sagten die beiden Diener, die in blaue Röcke mit silbernen Knöpfen gesteckt waren und genug zu tun hatten, um bei jedem Wagen, der anfuhr, herbeizuspringen und den Schlag zu öffnen.

Es teilten aber auch große, rote Plakate mit, weshalb die Lichter brannten, und weshalb die festlich gekleideten Damen und Herren mit dieser fröhlichen Erwartung auf den Gesichtern die breite Treppe hinaufstiegen. An allen Straßenecken waren sie angeschlagen. Auch in allen Zeitungen hatte es gestanden. Sogar die vielen Gänge des Essens, das der Gäste wartete, waren da aufgezählt, um recht vielen Lesern den Mund wässerig zu machen und sie zur Teilnahme zu bewegen.

Aber was war da Verwunderliches? Andre Städte

hatten längst ihre Armenbälle — es war Zeit, daß auch hier einmal der Anfang gemacht wurde. Der Winter war ja kalt und naß genug gewesen, um die Armut nicht aussterben zu lassen. Und wahrhaftig — eine glänzendere Reihe von Namen als die, die hier das Komitee bildeten, war anderswo auch nicht zu finden. Es waren nur wenige nichtadelige Namen dabei, sogar der nur adeligen waren nicht zu viele. Erst ein Freiherr oder eine Generalin vermochte sich mit einigem Ansehen zu behaupten.

Jetzt schoben die beiden Diener mit plötzlichem Eifer die Frauen und Kinder beiseite, die in zwei Reihen standen, um die aussteigenden Herrschaften zu bewundern.

Der Fürst und die Fürstin fuhren vor — die zwei leuchtenden Spitzen der Stadt. Die Fürstin war in blendendes Weiß gekleidet. Sie sah, ehe sie ausstieg, schnell nach dem Himmel, der trübe und regnerisch war. Sie konnte aber unbesorgt sein, da ein Zeltdach aus weiß und rot gestreiftem Leinen über den Bürgersteig ausgespannt war. Das Komitee hatte mit rührender Sorgfalt an alles gedacht — galt doch alles nur dem einen, guten Zweck.

Der Fürst und die Fürstin wurden von einer Reihe vornehmer Herren empfangen, die alle zum wenigsten einen Orden auf ihre schwarze Fräcke geheftet hatten, und alle seltsam ernste und feierliche Gesichter machten, bis der Fürst allen die Hand gedrückt hatte und einen Scherz machte. Dann lachten alle mit einem Mal.

Nach dem fürstlichen Wagen kamen nur noch wenige. Jetzt fing drinnen die Musik an. Man hörte Teller klirren und Gläser klingen. Es sprach eine Stimme, alles rief dreimal ‚Hoch!‘ und die Musik begleitete dies mit einem Tusch.

Trotzdem nun nichts mehr zu sehen war, wenig zu hören und nur ganz wenig zu riechen — es kam aus der Küche vom Garten her — blieben die Leute draußen stehen. Arbeiter, die mit ihren blechernen Eßgeschirren von der Fabrik kamen, gingen schweigsam und mit schnellen Schritten vorüber.

Endlich, als es schon wirklich etwas langweilig da draußen wurde, kam aus der schmalen Gasse vom Rhein her ein Mann. Ein ärmlicher Mann. Er hatte die Hände in den Hosentaschen, den Rockkragen hochgeschlagen und kam in einem schwankenden Gang daher. Man sah wohl, er hatte getrunken. Sie kannten ihn alle, die Leute, die da standen. Fröhliche Zurufe empfingen ihn. Als er näher kam, sah man, daß unter dem schiefgesetzten Hut ein wohlgenährtes, rotes Gesicht steckte, in dem man erst nur den buschigen, weißen Schnurrbart, dann auch die kleinen blauen, kugelrunden Augen sah. Es waren zwei lustige Augen, die immer auf dem Weg hierhin und dorthin waren, und doch, wenn sich einmal die dicken, faltigen Lider hoben, glänzten sie mit einem Mal tief und starkwillig.

„No, ihr Leut, woröm staoht ihr hier vor der Tür?" Der Mann machte mitten auf dem freigehaltenen Platz vor dem Eingang Halt, kurz, breitschulterig, mit weit auseinander gesetzten Beinen, und die Hände immer in den Taschen. Man sah, da die Hose zu kurz war, wenn er so dastand, daß seine Füße nackt in den Schuhen steckten. Sonst war sein Anzug aber nirgendwo zerrissen. Im zweiten Knopfloch von oben hatte er sogar ein paar weiße Blumen stecken, und aus der Brusttasche sah, nicht anders als bei irgend einem der feinen Herren, ein wirklich reines Taschentuch hervor.

„'n Aobend, Dei!" riefen die Leute.

„Woröm staoht ihr vor der Tür?" wiederholte Dei. „Jaoht doch herein."

„Nä, dat es nur für die feinen Leut."

„Ach, wat, dat es für die Ärme. Dao steht et jao." Er zeigte auf das Plakat neben dem Eingang.

Lautes Lachen antwortete ihm. Die Leute drängten vor.

Die beiden Diener liefen die Stufen hinunter und schoben sie zurück, indem sie ihre Amtsmiene ablegten und vertraulich in der Sprache der Leute redeten, mit denen sie, wenn sie ihre Röcke ausgezogen hatten, in denselben Gassen der Altstadt zusammen wohnten. Mit einem Mal aber drehten sie sich gleichzeitig um: wo war Dei?

Der hatte die Gelegenheit benutzt und war, indem er den würdevollen Schritt eines Festgastes annahm, in das Haus hineingegangen. Schon hörte man drinnen laute Stimmen, zwischen denen Deis gemütlicher Baß, der durch das genossene Bier locker und brüchig geworden war, herausklang.

Drinnen stand Dei an der Glastür, die Kellner um ihn herum, die ihn an den Armen hielten.

„Wohin Freund?"

Dei behielt immer seine gutmütige, lachende Ruhe. „Ich ben jeladen," sagte er und verstellte zwinkernd seine Augen. Dabei nahm er den Türgriff in die Hand.

„Zum Teufel mit dem Kerl! Der Kerl ist besoffen!" riefen die Kellner und zogen an ihm.

„Jang nach Huus, Dei," sagte einer, der ihn kannte, ruhig.

Dei aber ließ den Türgriff nicht los, und da die Tür

nach außen aufging und die Kellner an ihm zogen, standen plötzlich alle angesichts des erleuchteten Saales. Herren erhoben sich von ihren Stühlen und kamen heraus, um nachzusehen.

Dei ließ sich aber durch gute Worte so wenig wie durch harte Fäuste bewegen, den Türgriff loszulassen. „Meine Herren, ich bin arm, hier ist Armenball, ich jehüren hierher," wiederholte er.

Der Fürst, ein junger, blonder, gutmütiger und neugieriger Mann, schickte um Auskunft, was vorging. Erst war er betroffen, als ihm die Sache erzählt wurde, dann lachte er laut auf und schlug sich auf die Kniee. Er schickte wieder: man solle den Mann zu ihm bringen.

Dei faltete seinen Hut zusammen, dem diese Prozedur nichts mehr schaden konnte, steckte ihn in die Rocktasche und ging mit ganz geraden Schritten, unbefangen und den Gästen zuzwinkernd, an den langen Tischen vorbei zum Fürsten hin.

Der Fürst besah den Mann, während ihm vor Lachen ein Stück Fleisch in die Kehle kam, ließ einen Stuhl bringen und hieß den Mann, sich neben ihn setzen. Dann brachte er sein Gesicht mit Gewalt wieder in ernste, vernünftige Falten, dem Ausdruck von Deis Gesicht entsprechend. „Das ist recht, daß Ihr kommt, Mann. Wir haben schon auf Euch gewartet. Ihr kommt noch gerade zur Zeit — sonst hätten wir Euch alles aufgegessen."

Dei machte eine tadellose Verbeugung, zwinkerte und sah über den Tisch hin. Dann machte er eine zufriedene Handbewegung: zu essen war da noch genug.

Der Fürst ließ ihm von allen Schüsseln, die schon vorüber waren, vorsetzen. Dei aß mehr, als er sonst in

acht Tagen aß, abgesehen davon, daß es Speisen waren, die er überhaupt noch nicht Gelegenheit gehabt hatte zu kosten.

Der Fürst bat die Umsitzenden durch Winke mit den Augen um Verzeihung. Im ganzen Saal war eine Stille eingetreten. Erst war man empört, dann neugierig. Dann merkten einige den Humor der Sache und konnten nicht verhindern, daß ihr Mund sich ein wenig breiter zog. Schließlich, als man sah, daß dem Fürsten die Sache Spaß bereite, lachte man mit und wetteiferte darin, dem Mann gute Schüsseln hinaufzuschicken.

Es folgte ein Hoch auf den Bürgermeister der Stadt. Dei stand genau wie die übrigen auf, nahm sein Glas und stieß mit an, mit den Damen und den Herren. Bei den Damen machte er jedesmal seine Verbeugung, so gut wie einer, und zwinkerte einer jeden vertraulich zu, mit der verständnisvollen Vertraulichkeit, die sich ein älterer Mann so jungem Weibervolk gegenüber herausnehmen darf. „Der Bürgermeister es enen töchtigen Mann,“ sagte er dann zum Fürsten gewandt, mit einem beifälligen Kopfnicken.

„So?“ fragte der Fürst. „Sperrt er Euch nicht hin und wieder ein?“

„Hin und wieder, jawoll. Mir maachen ’t äbber och darnach, Herr Fürst.“

Dei versäumte nicht, jedesmal, wenn ihm einer zutrank, sein Glas ohne Zaudern zu leeren. Er suchte sich auch hier und da eine Dame aus, der er zutrank, worauf er jedesmal seinen Schnurrbart am Rockärmel abwischte.

Über die Weine äußerte er sich im großen und ganzen recht beifällig. Einen aber, von dem er einige Tropfen auf der Zunge zergehen ließ, schob er weit von sich.

Nach dem Essen kamen die Süßigkeiten. Darauf verzichtete er. Er war wohl auch so vollgestopft, daß nichts mehr in ihn hineinging. Er zog aber seine Pfeife heraus, stopfte sie und zündete ein Streichholz an der Rückseite seiner Hose an.

Der Fürst ließ die umsitzenden Damen eine Zeitlang in der peinlichen Erwartung, bald einen fürchterlichen Qualm atmen zu müssen, denn Pfeife und Tabak konnten in dieser Hinsicht gewiß so wenig Vertrauen wie der Raucher selber erwecken. Dann aber nahm er Dei die Pfeife aus dem Mund und hielt ihm seine Zigarrentasche hin.

Dei zögerte nicht, mit einer bescheidenen Bewegung zuzugreifen. Dann erzählte er dem Fürsten allerlei Geschichten aus den Gassen der Stadt und vom Rheinufer, wo Dei seine Tage damit verbrachte, daß er ausspuckend auf dem Geländer saß und auf Arbeit wartete.

Dem Fürsten liefen vor Lachen die Tränen über die Backen in seinen schönen, blonden Bart hinunter.

Besonders galant war Dei gegen die Fürstin. Er erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten gegen sie, gab acht, wenn sie ausgetrunken hatte, rief den Kellnern, wenn sie keine Nüsse mehr auf dem Teller hatte und lehrte sie, zwei Nüsse zwischen den hohlen Händen gegeneinander zu drücken und so zu öffnen.

„Wo nur die andere Ärme bliebe?" sagte er und sah sich an den Tischen um. „Die Leut sen zo onjebildet, Herr Fürst. Sie bejreifen dat nit. Ich will ävver nix jäjen die Volksschul gesaht han. Im Jäjendeel: die Einrichtung es jod."

„Na, Dei," fragte der Fürst, der ihn um seinen Namen

gebeten hatte, „wie lebt Ihr denn so? Ihr seid gewiß so ein Gefährlicher, so ein Sozialist, was?“

„Nä, Herr Fürst! Sehn Sie“ — und dabei zwinkerte er ihn so recht von der Seite an — „et moß Ärme on Rüche jevve. Wovon sollten sönst die Droschkenkutscher levve? Ävver eins können mir Ärme verlange: so ein Armenball soll öfter sen, jedes Vierdeljaohr einer.“

Dei hielt auch, als es schon spät geworden, eine Rede. Alle standen in einem halben Kreis um ihn. Er sprach im Namen der Armen seinen Dank aus für die gute Bewirtung und versprach, sich, wo es ging, zu revanchieren.

Dann hielt er, wie es sich gehörte, zuerst der Fürstin, dann dem Fürsten die breite Hand hin und sagte: „Joode Naach.“

Man wollte ihn zurückhalten, aber er ging auf nichts ein und blieb fest. Er schritt, nachdem er noch der Fürstin die weißen Blumen aus seinem Knopfloch geschenkt, mit geraden Schritten aus dem Saal hinaus. Draußen zwinkerte er den Kellnern und Kutschern zu, die herumstanden und warteten, die Arme um den Leib schlagend und mit den Füßen stampfend.

Dann überließ er sich seinem Schwanken — es ging schon ein gut Teil mehr nach den Seiten hin, als wie er gekommen war — und verschwand wieder in der schmalen Gasse nach dem Rhein zu.

„Wao kömmst du her?“ fragte ihn einer seiner Freunde, der mit einem Strick unter dem Arm vom Rhein heraufkam.

„Vom Armenball natürlich — woröm bes du nit do jewäs?“ sagte Dei und zwinkerte lustiger als je mit seinen kleinen Augen. In diesem Augenblick hatte er ein wahres

Galgengesicht. Dabei leckte er mit der Zunge die letzten Weintropfen vom Schnurrbart ab, schloß seine Haustür auf und ging hinauf, um auszuschlafen. —

Der Fürst aber war, als er im Wagen mit seiner Frau nach dem Schloß zurückfuhr, schlecht gelaunt und einsilbig.

„Was hast du?" fragte die Fürstin.

„Der Kerl! Man hätte ihn hinauswerfen sollen."

„Du hast doch deinen Spaß mit ihm gehabt?"

„So? Ich glaube im Gegenteil: er — —"

Der Fürst sprach nicht weiter. —

Bei dem nächsten Armenball tischte das Komitee Dei ein kleines Abendessen in seinem einfenstrigen Zimmer daheim auf, um ihn von dem Ball fern zu halten. Er paßte als Armer doch nicht so recht dahin.

Die Letzte

Jeden Tag war die Frau auf der Landstraße zu sehen. Einen Tag kam sie aus dem Hinterland und ging der Stadt zu, den nächsten Tag kam sie aus der Stadt und ging dem Hinterland zu, und den dritten Tag verfolgte sie wieder das Ziel des ersten. Die Leute in den drei Dörfern am Wege kannten die Frau schon, als sie selber noch Kinder waren und mit bloßen Füßen am Wiesenrand saßen. Jetzt waren sie grauhaarig geworden und trugen die Rücken krumm — und die Frau ging und kam immer noch wie damals.

Immer noch wie damals ging sie neben ihrem Karren her, der auch noch derselbe war, und auf dem sie Kisten und Säcke und einzelne Möbelstücke aufgeladen hatte. Immer noch setzte sie die Kniee unter dem blauen Rock weit vor, wie ein Mann, obwohl sie nur klein von Gestalt war, immer noch knallte sie mit der Peitsche in der Luft, blies den Rauch aus ihrer Pfeife von sich, immer noch sah sie mit ihren hellen grauen Augen aus dem von der Sonne längst zu verwittertem Lehm gedörrten Gesicht über das Ackerland nach rechts und nach links, immer noch klopfte sie dem Pferd, dessen Hufe auf dem festen, weißen Boden

der Straße weithin klangen, auf den Hals und sprach mit ihm wie mit einem Menschen. Was das Pferd betrifft, so hatte sich da allerdings etwas geändert: früher war es ein Schimmel gewesen, jetzt aber war es ein starkes braunes Tier, das kurze dicke Beine hatte und dessen Brust, von vorne gesehen, so breit war, daß der Wagen nur wenig zu beiden Seiten heraussah. Aber auch dieser Gaul ging schon ein wenig steif vor Alter.

Die Leute, die auf den Äckern hinter den Pflügen hergingen oder abends auf den Bänken vor den Türen saßen, riefen ihr zu: „Jooden Morjen!" oder „Jooden Aovend!" Sie rief die Antwort hinüber mit einer hellen, klaren, wie Metall klingenden Stimme und winkte mit ihrer Peitsche, sagte aber kein Wort weiter, blieb auch keinen Augenblick stehen.

Wenn sie vorbei war, sagten die Leute: „Die es nit zo verdriebe — wenn ons Kinder jrau Haor han, dann lööf sie emmer noch eröm." Und wirklich: das Alter, das in den drei Dörfern der Straße ein ganzes Geschlecht weggeräumt und ein neues heraufgeholt hatte, schien es nicht fertig zu bringen, die kleinen Füße dieser Frau, die in eisenbeschlagenen Schuhen fest über die Straße hinschritten, müde zu machen und zur Ruhe zu bringen. Der Frau hingen sogar noch, obwohl sie mindestens achtzig zählen mußte, schwarze Haarsträhnen aus dem Kopftuch heraus.

Endlich kam etwas, vor dem die Frau aller Annahme nach nun doch die Straße frei machen mußte — das war die neue Zeit, die mit dem neuen Geschlecht erwachsen war: eines Tages kamen Scharen von Arbeitern mit Hacken und Schaufeln, schütteten einen Damm auf, der neben der Straße

herlief, sie verließ und wieder zurückkehrte, und legten über den Damm hin endlose, eiserne Schienen. Die Arbeiter riefen hinter der Frau her: „Jetz bes du die längste Zick met dinger Karr he vürbei jetrocke — jetz komme mir!“

Die Frau lachte und knallte mit ihrer Peitsche, ohne sich umzudrehen, setzte die Füße voreinander, immer mit denselben rüstigen, kurzen, mutigen Schritten. Und als eines Tages wirklich die schnaubende Maschine den langen Zug von eisernen Wagen hinter sich her den Berg heraufzog und dann schnell durch die Äcker herbeikam: da schlug die Frau wieder mit der Peitsche, aber diesmal nicht in die Luft, sondern auf den Rücken des Pferdes. Und das Pferd hob die Hufe schneller, die Räder des Wagens drehten sich flinker — aber siehe: ehe die Frau noch Zeit hatte, sich nach dem Kommenden umzudrehen und zu sehen, wie weit er hinter ihr zurückblieb, da war er schon da, erfüllte die Luft mit seinem Lärm und seinem schwarzen Rauch, war schon vorüber, wurde kleiner und war verschwunden. Die Frau schlug vergebens auf das Pferd, lief vor seinem Kopf her und riß es am Zügel, aufgeregte Rufe ausstoßend — der Karren blieb zurück, in einem so weiten und sich so schnell vergrößernden Zwischenraum, daß die Leute auf dem Feld lachten und mit den Mützen schwenkten. „Dat waor't letzte Maol, jetz küt sie nit mieh widder,“ hieß es. Für einen Augenblick sah es auch so aus: die Frau hielt das Pferd an, streichelte es, ließ es langsamer gehen, ging nebenher mit gesenktem Kopf, ohne wie sonst rechts und links zu sehen, ging nicht wie sonst oben in gleicher Höhe mit dem Kopf des Pferdes, sondern unten neben den hintern Rädern her, als sei sie müde. Aber plötzlich knallte

sie mit der Peitsche, schritt wieder neben dem Pferd her — und am nächsten Tage sah man sie wieder zur Stadt hin, am übernächsten von der Stadt her wandern, rüstig und mutig wie vorher.

Und allem, was sonst mit den eisernen Wagen an neuem in den stillen Winkel, abseits vom vollen Rheintal, gekommen war, hielt sie stand. Mitten unter den Gästen, die Kleider und Bart anders trugen als die Männer in ihrer Jugend, die kaum einer den anderen kannten, die in einer lärmenden Sprache redeten und Bier tranken, saß sie unbekümmert, im Sommer in einer losen, kurzen Jacke aus Kattun, wie sie in dieser Gegend längst nicht mehr Sitte waren, im Winter in einer merkwürdigen, dicken und haarigen Männerjoppe, trank ihren Wein und aß trockenes Brot dazu. Neue Häuser wuchsen zu beiden Seiten der Straße auf, ohne die hohen Giebel der alten, drei Stock hoch und aus Stein. Die Kinder waren anders geartet wie die Kinder der früheren Jahre: sie liefen in größeren Haufen herum — wo früher ihrer zwei und drei waren, waren es jetzt zehn und zwanzig; sie schrieen und warfen mit Steinen nach dem Pferd.

Doch die Frau schritt durch all dies Fremde hindurch, schweigsam, mit hellen Augen und fröhlichem Gesichtsausdruck, unermüdlich, Tag für Tag, wie ein Stück Natur, das wie Sonne und Regen unabänderlich zu der Straße gehörte. Sogar daß die Anzahl der Kisten und Säcke, die sie selber mit ihren eckigen Armen auflud, nur noch halb so groß war, weil ihr die Bahn die andere Hälfte wegnahm, und daß diese Anzahl immer noch kleiner wurde, schien sie nicht zu berühren. Sie benutzte diesen Umstand nicht einmal, um

sich nun selber auf den Wagen zu setzen und fahren zu lassen — nach wie vor ging sie zu Fuß nebenher, wie aus Freude an dieser kräftigen, gewohnten Bewegung. Sie sah nie nach dem Zug, wenn er an ihr vorüberknatterte, sondern hielt den Kopf steif in der Richtung nach vorne, blies kräftiger den Rauch ihrer Pfeife von sich und sprach mit dem Pferd, das die Nüstern blähte. Niemand außer dem Pferd verstand ihre Worte, aber es war doch aus der Art, wie sie, gehend, den Arm mit der Peitsche hin und her bewegte, wie sie die Schuhe fester aufsetzte, wie ihre Augen heller unter dem braunen, vorstehenden Stirnknochen hervorbrannten, zu entnehmen, daß sie nicht gewillt war, den Kampf mit der Lokomotive, die ihr den Verdienst nahm und alles das, was ihr im Leben Freude machte, was ihr das Leben selber war, jemals aufzugeben. Es schien sogar, daß sie einen geheimen Gedanken in sich trug, der sie so fröhlich und zuversichtlich machte. Sie schien auf etwas zu warten, auf eine Gelegenheit, wo sie die Niederlage des ersten Wettkampfes wieder gut machen, wo sie sich dem rollenden Eisen überlegen zeigen und dies beschämende, drückende Gefühl, daß sie mit ihrem Karren die zweite, die schwächere war, von sich abwerfen konnte.

So kam der Winter.

Sie stand an einem Abend vor dem letzten Wirtshaus der Stadt, damit beschäftigt, die Sachen auf ihrem Wagen — eine Bettlade, Tisch und Stühle, die für ein Brautpaar bestimmt waren, das morgen Hochzeit halten sollte — mit Stricken zusammen zu binden und mit Segeltuch zu bedecken.

„Wat? Wollt Ihr alt hück Aovend fahre?" sagte der Wirt, der breit und schwer in der Türe stand.

„Jao — ech han et versproche. Lienht mir Üer Latern!“

Der Wirt sah zum Himmel hinauf. „Et jitt Schnie.“

„Wat mäht dat?“ sagte die Frau, ohne den Kopf zu heben, und nahm dem Pferd die Decke ab. „Ech han alt mänchen Schnie jesitt.“

„Fahrt morje fröh — blievt die Naach he.“

„Nä — ech han et versproche — die Saache mösse hück Aovend do sen.“ Sie stopfte ihre Pfeife, zündete sie an und nahm die Peitsche vom Wagen.

Eine Magd kam von der Stadt her, laufend, ging, als sie den Wagen sah, langsamer und hielt die Hand auf die Brust. „Jod, dat ich Üch noch treffe,“ sagte sie, als sie herangekommen war, „mingen Här säht: et jitt Schnie, Ihr kut nit hin met dene Saache — Ihr mööt sie widder aflade — sie sollen met der Iisenbahn hinjeschaffe wäde.“

Die Frau sah das Mädchen an, die den Fuß aufs Rad setzte und sich den Schuh band, und drehte sich dann langsam herum. „Nä — die Saache sen mir üvverjevve, sie sen opjelade on wäden nit mieh afjelade. Ech brengen sie hen.“

„Endoch,“ sagte der Wirt, „doot die Saache erunger, Ihr kut nit durch dä Schnie — laot die Saache met der Bahn jonn.“

„Ech sagen, ech brengen die Saachen hen — ech brengen sie vür däm Zog hen.“

„Wie wollt Ihr dat maache?“

„Dä Zog fährt en vier Stond av, on ech bruchen nit mieh als drei on en halv.“ Sie schlug mit der Peitsche, rief: „Jö!“, und der Wagen fuhr davon. Das Gesicht der Frau, sonst gutmütig und ein wenig traurig, weil sie eine Frau war, die Mann und fünf Kinder verloren hatte, zeigte

einen hartnäckigen Ausdruck — alles Weiche trat zurück, das Gesicht bestand nur noch aus Knochen.

Bald hinter dem Haus begann die Straße zu steigen. Links zogen sich gebogene Wiesen zu einem Waldrand hinunter, rechts klommen Kartoffeläcker den Kreuzberg hinauf, der oben eine Kapelle trug. Der Himmel hing so tief und war so fahl, daß die Kapelle nur wie ein weißer Flecken herunterschimmerte.

Die Frau schritt ein wenig schneller als sonst aus und sang leise vor sich hin — sie schwieg aber bald wieder, denn die Luft war so dick, daß es schwer war, die Brust dagegen zu heben. Der Atem fand nicht einmal Platz durchzukommen und blieb vor dem Mund wie eine kleine Wolke stehen. Der Griff der Peitsche war feucht, als ob er im Wasser gesteckt hätte. Und als der Wagen die niedere Höhe des Vorgebirgs erreicht hatte, hing er voll hunderter Wassertropfen — stand in den Wolken drin.

„Dat jitt Rähn, ävver keenen Schnie," sagte die Frau, indem sie ihrer Gewohnheit nach laut sprach, wobei es ungewiß war, ob mit sich selber oder mit dem Pferd. Dabei drehte sie sich nach der Stadt um, während das Pferd verschnaufte. Sie hatte die Stadt, die unten lag, gekannt, wie nur erst drei oder vier Türme statt der unzähligen wie jetzt aus der flachen Masse ihrer Häuser herausstachen. Sie sah gleich nach dem Bahnhof hin — brauchte ja nicht lange zu suchen, denn sie sah jedesmal, wenn sie hier oben stand, mit ihren scharfen Augen nach der langen grauen Glashalle unten, die dem Rücken einer Ratte ähnlich war. Sie sah auch nach dem Rhein hin, der hinter der Masse der Häuser wie ein weißer, krummer Streifen durch die

schwarze Fläche der Äcker zog. Auf dem Strom und neben dem Strom überall Rauch, Schornsteine, Maschinen — überall diese neue, fremde, gewalttätige Zeit. Unten waren die Männer, die mit dem Riemen um die Brust die Schiffe den Strom hinauf zogen, längst verschwunden, verschwunden wie die Wagen der Botenfrauen von allen Landstraßen — nur sie schritt noch, nur ihr Wagen knarrte noch dahin.

In derselben Sekunde blitzten da unten die Lichter auf. Eine feurige Linie, von schwarzen Punkten unterbrochen, zog vom Bahnhof aus, zog zwischen den Häusern her, entfernte sich und verschwand im Grau der Dämmerung. Oho, da unten ruhte man nicht, da schafft man und schafft, ist auf dem Posten, so gut wie sie hier oben. Da hieß es, nicht länger säumen. „Jod,“ sagte die Frau, „wenn ihr Licht maht, dann maachen ech och Licht.“ Sie zündete die Laterne an und stellte sie oben auf den Bock, so daß der Schein nach vorne, über den Rücken des Pferdes, fiel.

Sie sah, daß der Himmel plötzlich dick und gelb wie Erbsensuppe geworden war. Zugleich fuhr ihr ein kalter Luftzug durch die Ärmel und unten von den Röcken her an den Leib. „Wahrhaftig, et jitt Schnie,“ sagte sie, ging wieder neben dem Pferd her und erklärte ihm, warum es heute schneller gehen müsse: „Sühs du wahl, mir möſſen vür däm Zog do sen — jö! jö! minge jode Kääl du!“ Und da die Straße hier eben war, ging es auch wirklich flink dahin. Die Hufe des Pferdes und die Sohlen der Frau machten eine leichte, klappernde Musik, die Räder drehten sich mit fröhlichem Knarren dazu — der Frau fuhr ein unwiderstehliches Freudengefühl in den Arm, sie hob die Peitsche und knallte ein über das andere Mal nach

rechts und links über die Äcker hin. Wie Wellen hob und senkte sich hier das Land, endlos und braun, kleine und schwarze Stücke Wald schwammen darin wie Schiffe, die sich mit den Wellen hoben und senkten.

„Et jitt Schnie!" riefen die Leute im ersten Dorf.

„Ech wäden wahl met dem bitzche Schnie fädig wäde!" erwiderte sie und zog, ohne stehen zu bleiben, durch das Dorf hindurch. Überall hinter den Fenstern wurden die Lampen angezündet.

Wie schnell die Nacht kam, merkte die Frau, als sie aus den letzten Häusern wieder ins Freie trat. Da lag die schwere Masse des Himmels unmittelbar auf den Furchen der Äcker, war braun wie diese und ließ nur noch die ersten einsamen Sträucher und Bäumchen erkennen. Alles schien größer als sonst und verschwamm mit seinen Umrissen in die Luft hinein. Manchmal schien so ein Strauch neben dem Karren her zu gehen — blieb die Frau stehen und sah hin, so merkte sie wohl, daß er auf seinem Fleck stand wie immer, ging sie aber weiter, so folgte ihr auch der Strauch schon wieder.

„Et jitt Schnie — bliebt do!" riefen die Leute im zweiten Dorf, von denen schon nur noch die weißen Flecke der Gesichter und Hände zu erkennen waren. Überall beeilte man sich, die Karren und Geräte unter Dach zu bringen. Die Katzen huschten vor den Hufen des Pferdes her ihren Häusern zu. Die Hunde hatten sich verkrochen und schlugen nur leise an, als der Wagen vorüberfuhr. Wo man durch ein erleuchtetes Fenster ins Zimmer blickte, saßen Mann und Frau und Kinder um den Tisch, sahen in die Lampe hinein, ohne zu sprechen, ohne sich zu bewegen.

Als die Frau wieder ins Freie trat, war das Schwere, das auf den Äckern lag, schwarz geworden. Kein Strauch, kein Baum war mehr zu sehen. Nichts war mehr kenntlich, als was im Lichtschein der Laterne lag: das Holz des Wagens, der Rücken des Pferdes, rechts und links ein Stück der Straße, auf dem Düngerreste, Steine, Schuhnägel erschienen. Die Frau vermochte nicht einmal mehr den unteren Teil ihres Körpers zu sehen, und wenn sie ihre Hände sehen wollte, mußte sie sie dicht vors Gesicht heben. Aber sie lachte vor sich hin, in einer merkwürdigen, erregten Freude, summte, knallte unentwegt mit der Peitsche, klopfte das Pferd und setzte ihre Füße rüstig immer einen vor den anderen. Sie ging so leicht, wie sie früher als junge Frau gegangen war.

Eine andere Karre kam ihr entgegen. „Wat? Es dat en Frau?“ rief der Mann, der daneben herging, den Kragen hochgeschlagen und die Hände in den Taschen hatte. „Sed Ihr verröck? Et schneit jo schon! Wat wollt Ihr jetzt em Wald?“

„Och wat — ech sall wahl durch dat bitzche Schnie kumme.“

„Küt noch eener hinger Üch?“

„Nä, wer soll hinger mir kumme?“

„No, on vür Üch jeht och keener — wat wollt Ihr alsu alleen em Holz? En der Naach? Bei däm Wedder?“

Der Mann griff, während die Pferde der Karren die Köpfe näherten, nach dem Arm der Frau, um sie zurückzuhalten, aber sie lachte nur fröhlich und schritt weiter.

Bald war das Knarren des fremden Wagens ver-

klungen, und es war nichts mehr von der Welt umher zu vernehmen, als das eintönige Surren der Telegraphendrähte, die sich von Stange zu Stange neben der Straße herzogen.

Dann kam der Wald. Es schien nichts Dunkleres geben zu können, als die Nacht rundum. Und doch lag der Wald da wie etwas Ungeheures, das noch schwärzer in das andere Schwarz hineingelagert war.

Ohne Zögern schritt die Frau in das Schwarz hinein. Sie nahm die Laterne in die Hand, um das Stück Straße, das jedesmal vor den Füßen des Pferdes lag, beleuchten zu können. Da sah sie plötzlich Schneeflocken, die einzeln und langsam, vom Licht getroffen, zur Erde fielen. Sie leuchtete über ihre Kleider, über das Pferd, über die Erde: überall wurden die Flocken zu Wassertropfen. Sie lachte spöttisch: „Nä, dat es keene Schnie, dat es Wasser! Dat jitt nix als Dreck!"

Sie hielt immer die Laterne vor sich hin, während sie vorwärts schritt — immer dichter fielen die weißen Flocken in dem erhellten Streifen, den das Licht in das Schwarz hineinbrach. Schon war die Erde weiß, wohin sie leuchtete. Der Schritt ihrer Schuhe klang gedämpft, an ihre Absätze hingen sich dicke Ballen, die die Füße schwer machten. Aber sie roch den durch die Feuchtigkeit starken Duft der Tannen rund herum, die sie nicht sehen konnte, und klatschte, wie stark gemacht dadurch, fröhlich mit ihrer Peitsche — bis die Schnur von dem Schnee naß wurde, fror und zu steif war, um die Luft zu durchschneiden.

Das Pferd ging längst mit gesenktem Kopf, weil ihm der Schnee die Augen zudeckte. Mit einem Mal blieb es stehen und drehte den Kopf nach der Frau. „Jö! Jö!"

rief die und streichelte liebkosend, lockend seinen Hals. Und das Pferd setzte sich wieder in Bewegung.

Es wurde kälter. Die Schneedecke an der Erde war schon so dick, daß das Geräusch der Schuhe, der Hufe und der Räder ganz darin versank. Etwas Unheimliches bekam die lautlose Art, mit der sich der kleine Zug fortbewegte.

Der Schnee war weich. Jeder Fuß, den die Frau niedersetzte, sank bis über die Knöchel ein und mußte wieder herausgezogen werden. Sie ging an den Rand der Straße und leuchtete nach den Bäumen hinauf: da waren kahle Äste zwischen der schwarzen Wand der Tannen, also standen noch Buchen da und also war sie erst am Anfang des Waldes, während sie sich schon in der Mitte geglaubt hatte.

Sie schraubte die Bremsklötze zurück, bis sie handbreit von den Rädern standen — aber immer wieder setzte sich Schnee dazwischen und hielt die Räder fest, so daß sie wie die Eisen eines Schlittens weiter schleiften. Immer wieder wischte sie sich mit der Hand den Schnee vom Gesicht. Schon sank sie bei jedem Schritt bis über die Schuhe ein, der Schnee schob sich zwischen den Fuß und die Schäfte, so daß der Fuß, der sich im Knöchel biegen mußte, bei jedem Schritt wie an einen Stein rührte und schmerzte.

Wieder blieb das Pferd stehen. Die Frau beleuchtete es und sah, wie sich der Dampf von seinem Fell löste und wie das Fell an den Rippen entlang sich wellenförmig krauszog — wie wenn ein Wind, der Strömung entgegen, über den Rhein geht. Sie band ihm die Laterne vorn am Zaumzeug fest, legte die Peitsche hin und ging hinter den Wagen, rief und schob. Und so ging es wieder weiter.

Sie mußte den Mund aufhalten, um atmen zu können.

Immer wieder füllte ihn der Schnee aus, der unsichtbar und lautlos, aber stürmisch und in festen Massen, wie von einer Hand geworfen, ihr entgegenkam. Auf ihrem Kopftuch, auf ihren Schultern, auf ihren Händen bildeten sich kleine Berge. Sie schob immer hinter dem Wagen. Sie fühlte Stiche in der Brust, die sich dann ausdehnten und ihr das ganze Innere zusammenschnürten. Die Beine, die in den Schnee sanken, zitterten und mußten mit Gewalt wieder hinaufgezogen werden. Die Arme, die an dem Karren drückten, waren steif wie von Holz und verkrampft in den Gelenken.

Die Frau sprach mit dem Schnee, lachte erst über ihn, schmähte ihn dann, spie ihm entgegen, schlug mit den Fäusten danach — er war ihr ein Wesen, war ein Feind, der von den Leuten da unten am Bahnhof zu ihr heraufgeschickt war, um sie auf ihrem Weg aufzuhalten.

Aber was die Mühen anlangte, so dachte sie dabei nicht an sich, sondern nur an das Pferd. Mit zitternder Stimme, die durch eine wunde und entzündete Kehle hinaufkam und deshalb rauh und wie gezackt klang, sprach sie auf das Tier ein. „Bes doch vernönftig! Et es jo nur för dat eene Maol — nur för hück! Mir möffe ja zoirsch do sen, möffe vür däm Zog do sen! Mir han et doch versproche! Wat sallen die Lück von ons denke, wenn mer nit Waot haale? Wat die Jisenbahn kann, dat wäden mir doch och wahl können! Du jode Kääl du — du darfs jo morje den janzen Dag em Stall stonn! Ech well dich födere wie an nem Festdag. No Pitter! No Pitter! Jang zo! Mir han et jo baal! Wenn mer irsch ens us däm Holz erus sen!“

Sie konnte nicht mehr sprechen, weil der Mund, statt die Worte herauszubringen, nur noch stöhnende Laute herausbrachte. Oft war es, als ob ihr Körper von ihr gehen, zurückbleiben, schwach und gebrochen hinter ihr in den Schnee sinken wollte. ‚Dat mäht mich krank, dat wirf mich op et Bett,‘ dachte sie. Aber sie drückte die Brust gegen den Wagen und schob weiter, immer weiter.

Der Wagen fuhr so dicht am Rand der Straße, daß ihr Rock, vom Wind mitgenommen, gegen etwas Festes schlug. Sie fühlte und erkannte den Stein, der eine alte Inschrift trug und der nahe am Ausgang des Waldes stand. „Sühs de, Pitter — jetz sen mer do! Jetz jeht et baal den Birg erunger! Dann sen mer doheem!“

Und, wie um ihre Freude noch größer zu machen, hörte sie da draußen in der Nacht das Poltern des Zuges, der nun noch zur Stadt hinunter mußte und dann erst hinter der Frau herkommen konnte.

Plötzlich hatte die Frau ein Gefühl, als ob einer neben ihr hergehe, einer, der in der Nacht nicht zu sehen und auf dem Schnee nicht zu hören war. Sie hielt sich erschrocken am Karren fest und drehte den Kopf in der Richtung, streckte den Arm aus, griff aber nur ins Leere. Sie lachte über sich, aber es lag deutlich eine Schwere auf ihrer Brust, als ob die wenige Luft, die ihr die dichte Mauer des Schnees ließ, noch jemand mit ihr teile. Und dann legte sich etwas auf ihre Schulter, erst auf die eine, dann auf die andere — es konnten nur zwei Hände sein. Sie zitterte am ganzen Körper, ließ den Wagen los, lief mühsam neben dem Wagen her und griff mit den Händen nach dem Pferd, hastig, um etwas Lebendes, etwas Bekanntes bei sich zu

haben. Das Pferd aber ging ruhig, mit regelmäßigem Heben der Beine daher. Es schien zu wissen, daß das Ziel bald erreicht und die größte Mühe vorbei sei. Und schon war das Seltsame auch wieder neben der Frau. Sie fühlte deutlich, wie das Schwere, das wieder auf ihre Schultern kam, sich nach unten über ihren ganzen Körper ausbreitete, als ob einer einen ungeheuren Arm um sie legte, so daß sie die Arme nicht mehr vom Körper wegbewegen und die Beine unter dem Rock nicht mehr heben konnte.

Sie starrte mit weit aufgerissenen Augen in das Schwarz hinein, nach der linken Seite hin, wagte nicht mehr, den Kopf zu drehen. Sie fror, und es war ihr, als ob sie an der Stelle ihres Herzens einen großen Stein, einen Klumpen trüge, der langsam nach unten sank und alles in ihr ausfüllte. Mit großer Anstrengung brachte sie die Lippen aneinander und rief: „Wer es dat do?“

Aber es war alles still und leer um sie. Sogar das Surren der Drähte war längst vom Schnee verschluckt.

Ach was! Wie kann sie so dumm sein? Es ist ja nur Einbildung, sie weiß es genau, es ist nichts, was außer ihr ist, es sitzt in ihr, das Schwere, das Drückende! Die Frau sprach das, was sie dachte, nicht mehr aus wie sonst, sie bewegte nur die Lippen, um die paar hastigen, entsetzten Gedanken hervorzubringen.

Aber da hörte sie auch schon ein Geräusch, als ob jemand den Schnee von seiner Jacke klopfe. Sie wollte aufschreien — es kam aber kein Laut heraus. Mit aller Kraft tastete sie nach der Peitsche, hob sie auf und schlug damit nach der linken Seite hin.

Plötzlich brach ihr der Schweiß am ganzen Körper aus: was war das? Deutlich hatte sie eine Stimme gehört, die in ihrer eigenen platten Sprache schimpfte: „Der Düvel soll dä Schnie holle!“

Jetzt nahm sie den letzten Rest ihrer Kraft zusammen, machte sich frei von der lastenden Schwere und leuchtete mit der Laterne, links, hinter sich, nach allen Seiten. Da sah sie den Grasrand an den Seiten der Straße, die Gräben, und dahinter freies Land, vom Schnee bedeckt, keine Tanne, kein Strauch mehr — sie ist aus dem Wald heraus, sie hat den Wald hinter sich, nun geht es den Berg hinunter, nun ist sie bald zu Haus — vor dem Zug! Und als sie die Laterne wieder auf den Bock stellte, sah sie auch schon einen Schein wie hinter einem Nebel liegen: das dritte Dorf, dessen Häuser ein wenig abseits der Straße standen.

Aber es war, als ob sie keine Fähigkeit zur Freude mehr in sich habe. Das Schwere kam wieder, ging nicht mehr, wurde immer schwerer. Eine Traurigkeit kam über sie. Sie fühlte es wohl, sie wußte wohl, was das war, das sich da bei ihr angemeldet hatte — bei ihrer Mutter war es ebenso gewesen. Der Tod war da. Die Brust, die den Karren geschoben, ist gebrochen. Nicht weiter können, liegen bleiben müssen, sterben! Stärker als der Schnee ist sie gewesen, aber was jetzt gekommen ist, das ist stärker als sie. Sie kann nicht dagegen an, sie muß den Kampf aufgeben, sie kann ihr Wort nicht halten — die Lokomotive, der Feind, wird vor ihr da sein!

Ihr Körper sank neben den Wagen in den Schnee hin, blieb da liegen.

Aber jetzt das Pferd! Das hob den Kopf, wieherte,

schlug mit dem Schwanz, setzte die Hufe schneller und fuhr den Wagen davon — das Pferd witterte den Stall, nahm den Kampf auf, da die Frau ihn lassen wollte, wieherte immer zu, hob und senkte den Kopf, daß das Zaumzeug klirrte, wieherte, rief der Frau zu.

Und da richtete die Frau den Rücken gerade, zog die schweren Füße durch den Schnee, griff nach dem Wagen, hing sich daran, stemmte Ellenbogen und Kniee hinauf, kroch an dem Tisch und den Stühlen vorbei, wischte den Schnee vom Bock und nahm ihren Platz da oben, neben der Laterne, ein. Sie band ihr Kopftuch fester, nahm die Peitsche in die erstarrte Faust und saß so da, während der Wagen sich langsam und unaufhaltsam fortbewegte.

Ein letzter Taumel der Freude ergriff sie. „Du häs Rääch, Pitter: ech sterven nit — ech well nit sterven — jö Pitter! jö Pitter! — du joden Kääl — treck aan — mir sallen wahl zoirsch do sen!“

Sie hielt den Kopf vorgestreckt und schrie immer, durch den Schnee hindurch: „Jö — jö, Pitter!“

Und das Pferd wieherte und setzte unablässig Huf vor Huf.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Wirt im letzten Dorf glaubte ein Geräusch gehört zu haben, stand vom Tisch auf, an dem er mit den Gästen um die Lampe saß, und ging auf die Straße hinaus.

Wirklich — da draußen stand ein Wagen. „Wat — Ihr? Kommt Ihr schon aovends zoröck?“

Als keine Antwort erfolgte, trat der Wirt vor den Bock, sah hinauf, griff mit dem Arm nach oben. „Maht doch dä Mond op!“

Er setzte, da er ein kleiner Mann war, den Fuß auf das Steigbrett, nahm die beschneite Laterne und leuchtete: Da war nichts als ein Schneehaufen, spitz zulaufend, wie sie an den Seiten der Straßen zusammengekehrt werden. Nur unten sah ein Stück von einem blauen Rock heraus. Der Wirt warf den Schnee mit dem Arm weg und traf auf das knöcherne Gesicht der toten Frau, das, sonst braun, nun weiß wie der Schnee war.

Er gab einen Schrei von sich wie ein Weib, stieg dann hinunter und schlug ans Fenster.

Von weitem drang das stampfende Geräusch des Zuges her. Er kam schnell näher, als eile er sich, um noch zur Zeit zu kommen. Und als die Lokomotive zwischen den Lücken der Häuser vorbeifuhr, stieß sie einen gellenden Pfiff aus — wie aus Zorn, daß der Wagen der Frau schon dastand und daß sie mit ihrer sausenden Eisenwelle zu spät gekommen war.

Aber nun gehörte ihr die Straße, für immer, war frei wie die andern Straßen. Nicht die Frau — der Dampf war der Sieger.

Dienen

„Lisa!"

Kurz und sicher, wie ein von fester Hand abgeschickter Pfeil, schoß der Ruf aus dem untern Stock heraus die steinerne Treppe zur Küche hinunter und die zwei hölzernen Stiegen zu den höheren Stockwerken hinauf.

Und als hätten sie nur auf dieses Zeichen gewartet, riefen zwei andere Stimmen, eine tiefe männliche und eine hohe weibliche, mit derselben fröhlichen Zuversicht, daß auf den Ruf gehört werde: „Lisa!" Aber das, was in den neunzehn Jahren, in denen Lisa den Dienst versah, noch niemals in dem kleinen, gartenumschlossenen Haus, in dessen acht Zimmern eine Familie von sieben Köpfen, außerdem ein Student und eine Lehrerin wohnten, noch niemals geschehen war, ereignete sich jetzt: Lisa, das Dienstmädchen kam nicht, sie antwortete nicht einmal! Ein überraschtes Schweigen ging eine Weile durch das Haus. Dann wiederholten sich die Rufe endlos, Türen gingen auf, Schritte klapperten die Treppen hinunter, erst dumpf knarrend auf dem Holz, dann scharf wiedertönend auf den Steinstufen unten. Schließlich war eine ganze Versammlung in der kleinen Küche unten, deren kleingeschraubte Lampe aus dem

Metall der Geschirre und des Herdes blitzende Strahlen hervorrief. Die verwitwete Frau Doktor, eine zierliche weiße Haube über dem von noch schwarzem Haar eingerahmten vollen und gesunden Gesicht, stand und sah hilflos in alle Ecken. Die Lehrerin, die im ersten Stock zur Miete wohnte, lehnte mit ihrer Lampe, die nicht gefüllt war, in der offenen Tür, und über ihre Schulter sah lachend und in Hemdsärmeln, der schon ein wenig ältliche Student herein, der über ihr wohnte und seine Jacke zum Ausbürsten in der Hand hielt. Zwischen den drei Großen drängte sich ein ganzes Volk kleiner Jungen und Mädchen, „Lisa!" rufend, zwitschernd wie Vögel, die nach der Mutter verlangen, alle halb entkleidet, alle wartend, von Lisa zu Bett gebracht zu werden.

Die älteste, schon erwachsene Tochter kam hinzu, die von Lisa jeden Abend mit warmem Wasser abgerieben wurde. Als auch der älteste Junge, dem Lisa die auswendig zu lernenden Wörter abhören sollte, mit seinem Buche kam, war das ganze Haus in der Küche, alle mit neugierigen fremden Augen, wie in einem Raum, für den sie eigentlich zu vornehm waren. Nur eine fehlte noch: Lisa! Das Uhrwerk des Hauses, das sonst immer seinen geregelten Gang ging, war plötzlich durch den Teil, der der unbedeutendste daran war, zum Stehen gekommen.

Endlich nahm die Frau Doktor die Lampe von der Wand, hob ihren Rock hoch und stieg mit ihren schon ein wenig schwer gewordenen Beinen die Treppen zum Boden hinauf, wo das Dienstmädchen seine Kammer hatte, weißgetüncht, nicht viel größer als das eiserne Bett, das als Hauptstück darin stand. Und wirklich — da saß Lisa ganz

im Dunkeln, auf dem Holzkoffer, der noch neben dem Bett Platz hatte und sowohl den Stuhl wie den Tisch abgeben mußte. Sie hatte die Hände neben sich aufgestützt und das Gesicht gegen die Wand hingekehrt, fest in den Winkel der Wände gedrückt, so daß nur ihre strohgelben, dicksträhnigen Haare zu sehen waren.

Die Frau Doktor stellte die Lampe an die Erde, machte die Tür hinter sich zu, blieb in etwas gebückter Stellung, weil sie sonst an die Decke stieß, und wollte den Kopf des Mädchens mit schnell zugreifenden Händen von der Wand wegschieben. Aber der Kopf saß fest, wie an die Wand geklebt. „Wer hat dir was getan?" fragte die Frau, immer mit einem kleinen Lachen zwischen den vollen, glänzend-roten Backen, denn man war nicht gewohnt im Hause, irgend etwas an dem demütigen, willigen Mädchen wichtig zu nehmen, was nur ihre eigene Person betraf. Und alle sagten ‚Du' zu ihr, denn als die Frau sie an ihrem Hochzeitstage von einer Tante gleichsam als ein Festgeschenk vom Lande her zugeschickt erhielt, war Lisa erst fünfzehn Jahre alt und verdiente noch keine andere Anrede. Später hatte sich das erhalten und auf die Kinder übertragen. Nur der Student und die Lehrerin sagten Sie; der Student hatte anfangs sogar Fräulein gesagt, dies aber dann auf Wunsch der Hausherrin unterlassen, um in dem Mädchen keine anspruchsvollen Gedanken zu erregen. Es war aber wohl dafür keine Gefahr vorhanden. Klein und rund, ohne eine deutliche Linie, die den oberen Teil des Körpers vom unteren schied, war Lisa in ihrer Küche aus einem jungen ein recht altes Mädchen geworden, dessen viereckiges Gesicht schon eine gelbliche Farbe annahm und an den Augenwinkeln

kleine ausstrahlende Falten zeigte. Aber sie war immer gleich rührig und bescheiden. Morgens, wenn alle noch in den Betten lagen, zerkleinerte sie schon Holz, goß Wasser über den Flur und putzte die neun Paar Schuhe. Mittags, wenn alle ein wenig müde sich schon wieder der Ruhe hingaben, dann hantierte sie unermüdlich mit Tellern und Kesseln herum, besorgt, nicht zu viel Geräusch zu machen. Und abends, nach dem Essen, wenn oben und unten alles bei der Lampe saß, in Büchern blätterte, Bier trank, plauderte und lachte, dann lief sie immer noch mit ihren kurzen, gleichmäßig schlagenden Schritten auf dem Steinboden der Küche hin und her, stand bügelnd am Tisch oder saß Strümpfe stopfend in dem Winkel neben dem Herd — immer allein, fern von Eltern und Geschwistern, ohne eine Freundin, ohne einen Menschen, mit dem sie sprechen konnte. Und zwischen diesen großen Arbeiten des Tages verrichtete sie die Masse der kleinen, die eine Herrschaft von neun Köpfen mit sich bringt, von denen jeder seine besonderen Wünsche und Launen hat. Aber keinem fehlte je etwas: die Lehrerin hatte morgens ihre zwei gekochten Eier, der Student sein Rasierwasser, die älteste Tochter, die schwächlich war, ihre warme Milch. Die Kinder wurden pünktlich zur Schule geweckt, vor allen Türen standen die richtigen Schuhe, auf allen Plätzen die dampfenden Frühstückstassen. Für alle diese Dinge brauchte niemand mehr im Hause ein Gedächtnis zu haben — es dachte jemand für sie. Und dabei auf keinem Fensterbrett, auf keinem Bilderrahmen ein Staub, jede Spur schmutziger Schuhe auf den Treppen gleich wieder weggewischt, ein Glanz von oben bis unten.

Das ganze Haus führte so eine Art Wohllebens, alles

war von einer guten und leisen Hand geordnet. Das war schon so selbstredend geworden, daß man es nicht mehr besonders schätzte, daß man in den Zimmern die wunderbaren Ereignisse besprach, von denen die Zeitung berichtete, ohne daran zu denken, daß ein lebendiges Wunder im Hause selber wirkte. Denn ein Mädchen mit Fleisch und Blut, das die ewigen Wünsche neun fremder Menschen ewig erfüllte, aber nie selber ein Begehren äußerte, das trotz all dieser gütigen Freundlichkeit sich nicht wert erachtet sah, im Zimmer mit in der Reihe zu sitzen, während selbst der Hund seinen geselligen Platz da hatte, das Schwarzbrot aß, wenn die anderen Weißbrot aßen, und das schließlich dazu noch mit einer zwar unbeholfenen, spärlichen Stimme fröhliche Lieder der ländlichen Heimat sang — war ein solches Menschenwesen noch weit von einem kleinen Wunder entfernt?

Auch die Frau Doktor war keineswegs eine unfreundliche Frau, war im Gegenteil immer gut gelaunt, und wenn sie ohne Geldsorgen war, sang sie sogar Lisas merkwürdige, eintönigen und langgezogenen Lieder mit. Dabei sah sie trotz ihres Kindervolkes noch jung und frisch aus, hatte immer eine gestickte Schürze vorgebunden und glänzende Schnallen an den kleinen Pantoffeln. Als sie auf ihre Frage keine Antwort erhielt, legte sie ihre weiße, gepflegte Hand auf das Knie des Mädchens. „Bist du krank?" Das Mädchen antwortete nicht und bewegte sich nicht.

Die Frau nahm ihre Hand von dem Knie weg und legte sie oben sanft auf des Mädchens Schulter, ohne zu fragen, ohne überhaupt zu sprechen. Und da drehte Lisa, durch diese stille Teilnahme mutig gemacht, den Kopf herum, ohne aber sonst ihre Stellung zu verändern. Sie wandte

13*

der Herrin das volle, breite Gesicht zu und sah sie mit ihren großen, blauen Augen, die demütig und ergeben wie die eines müden Karrenhundes waren, eine Weile an, ängstlich, fragend, bittend, dann mit einem komischen Aufleuchten, wie in einer hoffenden Freude. Schließlich machte sie den Mund auf, lachte, so daß ihre Augen klein wurden, und sagte einfach: „Frau Dokter, ich moß jonn."

„Wohin gehen?" fragte die andere, teilnehmend, sanft, ermunternd, als stelle sie in Aussicht, daß die Bitte erfüllt werde.

„Für immer. Heut is der letzte Dag, wao ich kündigen kann." Lisa setzte sich nun ganz gerade auf ihren Koffer, und dann, als ihr einfiel, daß es nicht schicklich war zu sitzen, während ihre Herrin stand, erhob sie sich schnell. Einen Kopf kleiner als jene, stand sie in ihrer groben, blauen Schürze, mit dem verschämten, roten Gesicht und dem gelben, glattgekämmten Haar darüber und sah von unten, mit halberhobenem Kopf, unter den dicken, gelben Brauen her zu der schönen, stolzgebauten Frau hinauf.

Die Frau brachte lange Zeit kein Wort heraus. Ihr Gesicht behielt noch den fröhlichen und klugen Ausdruck bei, aber er schien ohne Inhalt, und dahinter lauerte schon ein Gesicht des Schreckens und der Verständnislosigkeit. „Dummes Zeug! Was ist dir in den Kopf gefahren?"

„Ich well hieraode," sagte Lisa leise, nur noch wenig schüchtern, sogar mit einem flüsternden Kichern.

Aber die andere hatte auch schon wieder den entfallenen Zügel der Selbstbeherrschung aufgefangen. Ihr Kleid, das sich über der vollen Brust ein bißchen mehr gespannt hatte, bekam wieder Falten, das weiche Fleisch ihres Gesichtes,

das sich entfärbt hatte, nahm wieder sein blühendes Aussehen an, das Aussehen der Leute, die viel gebratenes Fleisch essen und dicken, roten Wein trinken. Sie lachte mit einem lauten, übermütigen, tieftönenden Lachen und hob die gefalteten Hände hoch über den schwarzen Knoten ihres Haares, so daß der Schatten dieser Bewegung über die ganze Decke ging. „Heiraten willst du?"

Auch das Mädchen behielt ihr Lachen bei. Sie schien gar keine andere Aufnahme ihres Entschlusses erwartet zu haben und sah mit ihren ruhigen, blauen Augen immer zu dem feinen Gesicht in die Höhe.

„Ach, du bist dumm. Hast du es nicht gut bei mir? Du hast dein Essen, dein Bett, jede Weihnachten dein Kleid — du hast keinen Kummer, keine Sorgen. Wenn du verheiratet bist, dann kommt das alles. Mit den Kindern kommt das alles. Sieh mich nur, du hast es ja besser als ich. Nein, das schlag' dir aus dem Kopf."

„Nä, ich well hieraode."

Aber die Frau nahm die Sache immer noch nicht ernst und sprach immer noch lachend, nur so leichthin: „Ach, du weißt ja nicht, was du sagst! Du mußt an dein Alter denken! Du hast dir doch schon ein Häuflein erspart, ich habe es ja in meinem Schrank liegen — du kannst dir immer weiter dazu sparen, denn du hast ja keine Ausgaben, du bekommst ja alles, was ein Mensch nötig hat, nur so hingesetzt. Bist du aber eine verheiratete Frau, so geht alles für Mann und Kinder drauf. Ach, hast du deshalb das schöne Geld gespart, um es jetzt an einen Mann fortzuwerfen, der es doch nur ins Wirtshaus trägt?"

Auch das Mädchen lachte immer noch. Sie wußte

auch mit ihrem einfachen Verstande keine Gründe zu finden, die sie den Gründen der Frau entgegensetzen konnte. „Nä, ich well hieraode."

Nun näherte die andere ihren Mund ein wenig der geraden Linie, die er gewöhnlich bildete. Und mit einem Mal saß ihr etwas im Halse, über der Gurgel, das sie wider ihren Willen hinunterschlucken mußte! „Na — wirklich — du bist ja so lange bei uns, du sollst jeden Abend dein Glas Bier haben wie wir selber." Eine Pause, während der sie das Gesicht des Mädchens angestrengt bebachtete. „Ich will dir etwas mehr Lohn geben. Wir werden noch darüber sprechen."

Lisa hob mit einer abwehrenden, gerührten Bewegung die Hand, die bis jetzt immer über die Schürze gestrichen hatte. „Nä, ich well hieraode. Mir sen schon aufjeboten. Ich han nur nie dat Härz jehatt, et zo sage. Et fällt mir jo so schwer zo jonn — ich ben doch su lang he jewäs —" Und nach einem irren Blick, an dem welligen schwarzen Haar der anderen vorüber, wurden ihre Augen plötzlich klein, füllten sich mit Tränen, und ihr Mund öffnete und schloß sich zuckend.

Schnell griff die Frau zu, hob die letzten stammelnden Worte auf und warf sie kräftiger dem Mädchen wieder zurück. „Wahrhaftig, neunzehn Jahre bist du bei mir! Gehörst du denn nicht ins Haus so gut wie ich selber? Hast du mich und die Kinder so wenig liebgewonnen in all der Zeit? Denk doch an die schweren Tage, Lisa, wo mein Mann starb! Hast du nicht geweint mit uns, als gehörtest du zu uns? Und meinen Jüngsten, hast du ihn nicht gehegt und gepflegt Tag und Nacht, als ich selber vor Erschöpf-

ung krank geworden war? Hat nicht der Doktor gesagt, daß du, du allein den Jungen durchgebracht?"

Das Mädchen fing an laut aufzuschreien. Ihr Gesicht, von den Tränen naß, sah noch weniger schön aus. Sie hob die schweren, roten, von dem heißen Wasser zerrissenen Hände in die Luft, um nach der Frau zu fassen, wie ein Kind, das in einem Schmerz nach der Mutter tastet. Aber dann brach sie mitten in einem schreienden Laut ab, zog ihr letztes Schluchzen in die Kehle hinauf und flüsterte: „Nä, ich well hieraode. Ich han su oft an alles jedaach. Ävver nu han ich mir't vürjenomme — nu blieven ich dobei."

Der Frau traten kleine Schweißtropfen auf die schön gerundete, weiße Stirn — vor Angst! Herrgott, wie ist denn das so plötzlich gekommen? Will sie denn wirklich gehen? Es ist eine so ruhige, bequeme Ordnung im Hause — sie war immer bescheiden, fleißig und gehorsam. Wo soll ich ein neues, solches Mädchen hernehmen? Die lange Zeit, bis so ein neues Mädchen angelernt ist, und in der man die halbe Arbeit selber tun muß! Und die Mädchen heutzutage! Sie müßte zwei nehmen für die viele Arbeit. Wirklich, sie haben das Mädchen ein wenig vernachlässigt — es ist doch ein unbezahlbarer Schatz, so eine treue, zuverlässige Seele! Aber Herr — wer hat denn auch gedacht, daß das stille, dumme Ding solche Gedanken im Kopf herumträgt? Was braucht so ein Ding überhaupt solche Gefühle? Die Frau faßte einen Haß gegen das Mädchen. Aber sie drückte ihn hinunter, nahm des Mädchens Hände, die sich wie aus Scham, daß sie vorher so anmaßend gewesen, unter die Schürze versteckt hatten, beugte den Kopf ganz

zu Lisas Gesicht herunter und fragte mit sanfter Stimme: „Wer ist es denn?“

Lisa hob überrascht, erfreut das Gesicht in die Höhe. „Der Schuster — von der Eck —“ sagte sie mit einem ordentlich stolzen Strahlen.

„Was? Der? Sieh mal an — ihr schlauen Vögel!“ Sie drohte schelmisch mit dem Finger. „Nun, ich verstehe dich ja. Wenn so was in einen kommt, dann meint man, es geht nicht anders, man muß.“ Ganz in den äußersten Winkeln ihres Mundes zuckte es bei diesen Worten, denn sie verlor auch in der höchsten Angst nicht das Gefühl für das, was komisch war: der Schuster war nur ein kleiner, verwachsener Mann. „Aber du bist doch so alt und vernünftig — du mußt dir die Sache auch ordentlich überlegen. Es ist doch nur ein Flickschuster. Kann er dich auch ernähren? Ist er auch fleißig? Wird er dich auch gut behandeln? Wird er dich nicht schlagen? Und wirklich — es gibt doch keinen Flickschuster, der nicht trinkt.“

Aber da lachte Lisa laut und fröhlich, glänzte mit dem ganzen Gesicht, strich sich das Haar aus der Stirn und sah die Frau ohne Scheu an. „Nä, nä — ich han in esu leeb. On hä mich. Mir können et jar nit erwade, bis mer hieraoden können.“

Da warf die Frau Lisas Hand heftig von sich. Die Adern auf ihrer Stirn wurden dick. Auf ihren Backen zeigten sich rote Flecken, die größer wurden, bis das ganze Gesicht glühte. „Du — du! Weißt du, was das ist? Das ist Undankbarkeit! Wer hat für dich gesorgt, all die Jahre hindurch, mehr als deine Mutter jemals für dich gesorgt hat? Wie du zu uns kamst, da warst du schwach und ma=

ger zum Umblasen, und nun bist du so dick, daß dir die Knöpfe am Kleid aufgehen! Was hab' ich nicht alles für dich getan? Du hast Kochen und Nähen gelernt, obwohl du so dumm wie ein Stück Holz warst; es ist ein ganz anderer Mensch aus dir geworden, du hast doch ein ganz anderes Leben, als du es auf deinem dreckigen Dorf gehabt hast! Du hast sozusagen dasselbe Essen wie wir. Du hast deine eigene Kammer. Als du voriges Jahr einen entzündeten Hals hattest, habe ich zum Doktor geschickt. Nein — das will ich dir doch sagen, ich habe dich für ein gutes Mädchen gehalten, ich habe immer gedacht, du wirst mir all das Gute, was ich dir erwiesen, einmal durch Treue lohnen. Aber — du bist schlecht, du bist nicht treu, du bist undankbar! Ihr Bauern seid alle so, ihr denkt nur an euch, wenn es nur euch gut geht — ach — ach — —! Komm herunter und tue deine Arbeit! Du erhälst deinen Lohn nicht, damit du hier auf deinem Koffer sitzt!" Die Frau schnitt mit der Faust die Luft zwischen sich und dem Mädchen durch, um jede Gemeinsamkeit aufzuheben, nahm die Lampe, griff nach der Tür, machte noch einmal den Mund auf, um etwas zu sagen, ging dann aber mit schnell und stark hingesetzten Schuhen hinaus und die Treppe hinunter. Sie lehnte dabei die Tür hinter sich nur an, wie um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, als sei eine andere als sie selber die Herrin des Zimmers.

Lisa stand wieder im Dunkeln. Durch das Fenster, das oben in das schräge Dach geschnitten war und durch das man am Tage auf den weißen Streifen des Rheines und das sonnendurchleuchtete Grün der sieben Berge sah, funkelten ein paar Sterne vom Himmel hinein. Der tränen-

schwere, leidenschaftliche Frühlingswind draußen riß jetzt, nachdem die Frau aufgehört hatte zu sprechen, vernehmlich an den Schieferplatten des Daches.

Lange Zeit verhielt sich Lisa so still, daß die Kammer leer zu sein schien. Kein Atemzug war zu hören. Dann machten die Hände, die unruhig an der Schürze hingen, ein sonderbares Geräusch. Aber wenn auch stumm, so waren die Gedanken hinter Lisas gerader Stirn nicht weniger aufgeregt als der Sturm draußen. War sie wirklich so schlecht? War sie wirklich undankbar? Treulos? Hatten denn alle sie so lieb? Wahrhaftig, sie mußte sich alles doch noch einmal überlegen, sie war doch zu schnell gewesen. Wenn doch nur die Nacht schon da wäre, daß sie ins Bett könnte, den Kopf in das Kissen stecken und denken! Ja, sie könnte doch vielleicht noch warten, ein, zwei Jahre, bis die Kinder aus dem Gröbsten heraus wären und der Mutter nicht mehr so viele Arbeit machten. Ja! es war wirklich schlecht von ihr, undankbar, treulos — die Worte der Frau hallten ihr, wie immer noch hineingesprochen, deutlich in den Ohren. Was mußte die Frau nur von ihr denken? Die Kinder hängen ja so an ihr, an ihrer Lisa — der kleinste, der dicke Junge, den sie vor dem frühzeitigen Tode bewahrt, ließ sich ja von gar keinem anderen die Kleider ausziehen und ins Bett legen. Sie fühlte nach den Strümpfen des Kleinen, die sie gewaschen und zum Trocknen hier oben an eine Leine gehängt hatte. Und wie sie das letzte Strümpfchen in der Hand hatte, dessen Fuß nicht länger als ein Finger von ihr war, da kam mit einem Mal die ganze Liebe zu dem lachenden Kind, das die blonden, krausen Haare von seinem Vater geerbt hatte, über sie. Sie drückte

das Gesicht an die feuchte Wolle, drückte Küsse und Küsse darauf, mit einer ungeschickten, heftigen Zärtlichkeit, wühlte den Strumpf ganz zusammen und legte ihn an ihre Brust. Nein, nein, sie durfte nicht gehen, sie konnte nicht gehen, sie mußte bleiben, lange, immer, bis die Kinder alle groß waren, in die Welt gingen, sich verheirateten und keine Lisa mehr brauchten. Nein, nein, sie war nicht schlecht, sie war nicht undankbar, nicht treulos.

Ein Stöhnen, erst leise, abgebrochen, unterdrückt, dann in lang anhaltenden, unnatürlichen Tönen, kam von der Stelle her, wo Lisa stand. Dann aber öffnete sie plötzlich die Tür und stieg die Treppen hinunter, indem sie dabei, um leiser auftreten zu können, die Schuhe in die Hand nahm. Wahrhaftig, sie muß in die Küche hinunter und an ihre Arbeit! Die Älteste muß ja ihr Wasser haben und der Student —

Wie still alles unten war! Kein Wort, kein Suchen war zu hören wie sonst. Waren sie alle traurig, daß die Lisa gehen wollte? Wie werden sie sich nun alle freuen, daß die Lisa nun doch bleibt, immer bleibt, nie fortgeht!

Als sie die letzten Stufen der Treppe hinter sich hatte und sich umdrehte, um auf den Zehen an der Zimmertür vorbei zu schleichen, blieb sie mit einem Mal stehen: die Zimmertür war geöffnet, und in der Tür, vom Lichtschein des Zimmers mit goldenen Rändern umgeben, standen alle, Kopf neben und über Kopf, vorne die Kinder, das jüngste von zweien der andern an den Händen gehalten, hinter den Kindern die großen Mädchen und die Herrin, und hinter diesen, zwischen den Köpfen der andern hindurchschauend, der Student und die Lehrerin. Von allen Ge-

sichtern strahlte ihr ein Lachen entgegen — aber das war doch kein Lachen der Freude? Und plötzlich schlug ihr ein lautes, wieherndes, vielstimmiges Johlen wie eine Hand gerade ins Gesicht hinein. Herrgott, der Spaß war zu groß, man mußte das Wunder sehen, mußte sich Luft machen: Lisa und der bucklige Schuster! Lisa will heiraten, Lisa ist verliebt!

Das Mädchen war zurückgeprallt, stand da, erschrocken, verwirrt, endlich ganz entsetzt, mit weit aufgerissenen Augen, hob mit einer unklaren Bewegung die Hände in die Luft — dann färbte sich ihr Gesicht mit einer flammenden Röte, die vom Hals heraufstieg und sich bis zur Stirn hin ausbreitete. Es war, als ob sich die Scham, die auf den andern Gesichtern hätte aufsteigen müssen und dort keinen Platz fand, auf ihr Gesicht verirrt hätte.

Dann aber, mit einem Mal hob sie den Kopf, sah alle an, hatte ganz plötzlich ein ganz anderes Gesicht als sonst, ließ einen Ausdruck der Entschlossenheit und des Stolzes darauf sehen, der dem Gesicht fast etwas wie Schönheit gab — zog schnell ihre Schuhe an, wandte sich und ging mit kurzen, festen Schritten, die ganz fremd an ihr waren, zur Tür hinaus, auf die Straße, ging von dem Hause weg, ohne Hut, ohne Tuch, ohne etwas von ihren Sachen mitzunehmen, immer mit den festen Schritten einer, die für immer weggeht.

Als sie in der kleinen Stube des Schusters auf dem Holzstuhl saß, kam noch einmal die Angst über sie, schuldig zu sein, schlecht, undankbar zu sein. Sie zitterte am ganzen Leibe und griff schutzsuchend nach der roten Hand des verwachsenen Mannes. Er aber setzte sich neben ihr, strich

ihr mit der freien Hand über das gelbe Haar, das ihm stets über alle Maßen schön zu sein schien, und sagte: „Nä — nä, bes stell: jeder hät dat Recht, jlöcklich zo sen — dat es net ondankbar."

Sie barg ihren Kopf an seiner Brust, und die Tränen kamen ihr wieder, aber es waren langsame, ruhige Tränen, Tränen des Glücks und der Freude. Ihr Atem wurde ruhig und frei wie nie in ihrem Leben. Sie fühlte, daß dieses Glück rein und ehrlich war, verdient war, ihr gehörte.

„Zom Teufel!" rief er und wurde erregt, „wer es he ondankbar — du oder die do? Nä — wahrhaftig: du bes die, der sie Dank schöldig sen."

Aber der Gedanke, den er aussprach, war ihr so fremd, daß der Sinn der Worte gar nicht bis zu ihrem Bewußtsein vordrang. Sie hörte nur, daß er von ihnen sprach, beugte den Kopf tiefer auf seine Hand, küßte die Hand immer wieder und sagte leise: „Ech well emmer an sie denken."

Zwei, die sich begegnen

Jeden Morgen, in aller Frühe, saß am Rhein ein junger Krüppel, still, fast ohne sich zu regen, ein Bauer, in Hemdärmeln, gestrickter Weste und genagelten Schuhen, neben sich die zwei Krücken, die oben mit schwarzem Leder und runden Messingnägeln beschlagen waren. Mit einem Höcker, mit schiefer Schulter, mit Beinen, die nicht dicker waren als Kinderarme, war er zu nichts anderem zu gebrauchen, als hier auf den Steinen am Ufer zu sitzen, während die Brüder auf dem Acker arbeiteten. Und es war möglich, daß dieses ewige Sitzen hier und dieses Hinaussehen auf das weite, ruhige Wasser sein Gesicht so merkwürdig ruhig, seine Augen so merkwürdig weit gemacht, und daß die scharfe, feuchte Luft so seinen Backen Fleisch und Blut genommen hatte, daß nur noch ein paar weiße Knochen da waren.

Hier, unterhalb der Stadt, war eine andere Welt als oben, wo man in die leuchtenden, grünen Berge hineinsah. Das war nicht mehr der Rhein, von dem die Menschen der Erde träumen. Hier gab es keine senkrechten Felswände, keine Weinstöcke und keine zerrissenen Burgmauern mehr, die besonnt aus schwarzem Efeu herausschimmerten. Hier

sahen die Berge nicht mehr über die Dächer der Stadt weg. Linker Hand lief eine flache Erdwelle mit dem Strom, das frühere Ufer. Wenn der Krüppel hinaufstieg, so sah er in endlose braune Felder und über den Strom weg in eine endlose ferne Stadt von Fabriken mit qualmenden Schloten. Unten aber, wo er saß, sah er von alledem nichts, sah nur das Wasser, besonnt und vom Widerschein des Himmels blau gefärbt, das seine immer neuen Wellen vorbeischob. Der Rhein machte hier eine Ecke und war durch lange schmale Steinkribben eingedämmt, die weit in den Strom hinausgebaut waren und zwischen denen das Wasser ruhig wie ein See stand. Am andern Ufer lag, weiter ins Land hinein, ein Dorf um seine Kirche herum, sonst nichts als Weiden und immer Weiden.

Nur die wechselnden Schatten der Wolken brachten in dieses Land der Stille ein lautloses Leben. Hin und wieder auch, weit am andern Ufer, im tiefern Fahrwasser, ein Schlepper mit rauchenden Schornsteinen, ein Schiff mit ausgespannten Segeln oder ein einsamer Nachen, dessen Insassen nicht zu erkennen waren.

Außer den paar Männern, die auf einem warmen Sandfleck am Ufer herumlagen und schliefen, und den Fischern, die auf den Spitzen der Kribben weit draußen im Strom ihre Netze an den Stangen auswarfen, gab es hier nur wenige Spaziergänger: ein paar Studenten, die über irgend eine Frage stritten, ein Professor, der den Hut in der Hand trug, ein alter Bürger mit dem Stock auf dem Rücken. Und noch jemand kam da vorbei: ein junges Mädchen, jeden Morgen um dieselbe Zeit, in schwarzem Kleid und schwarzem Haar, Gesicht und Hände waren das einzige Weiße an ihr —

und verkrüppelt, mit zwei Krücken wie der andere, der da saß.

Der ließ kleine Steine, die von der Sonne heiß waren, durch seine Hände gleiten und vertiefte sich ganz darin, wenn er das Mädchen in der Ferne kommen sah. War sie nahe, dann drehte er wie absichtslos den Kopf nach ihr hin. Und dann sahen sie sich an, und es geschah etwas Merkwürdiges. Sie, im feinen Kleid, mit dicken Ringen an den Fingern, nickte schnell und mehrere Male, und er, der Bauer, der keinen Hut zum Abziehen auf dem Kopf hatte, lachte. Dann ging auch ein langsames Lachen über ihr Gesicht, mit einem sonderbaren, dankbaren und vertrauten Ausdruck. Er sah den ganzen Tag nachher dieses Lachen vor sich. Es kam so unvermutet auf das weiße, stille Gesicht, daß es wie plötzlicher Sonnenschein wirkte. Nie aber sprachen sie ein Wort zusammen. Sie wurden Freunde, Freunde, die ihr Leid kannten, die sich Trost und Zuversicht gaben, durch ein Nicken des Kopfes, durch einen Blick der Augen.

Heute summte der Krüppel leise vor sich hin, ein Bauernlied, glücklich gemacht durch die warmen Strahlen der Sonne, die ihm durch den Rock hindurch auf den Rücken brannten. Seine blauen Augen liefen nach allen Seiten und standen nicht still. Er faßte mit den Händen um sich und pflückte die ersten gelben Blumen, die am Grasrand standen. Ein Schmetterling, von einem Windzug herbeigetragen, setzte sich auf seinen Arm, und er hielt den Arm behutsam still. Aber vergebens sah er heute den Weg hinauf nach seiner Freundin aus. Der ganze Weg, der schmal und weiß durch das Gras vor ihm herlief, war heute leer.

Auch die Möwen, die noch vom Winter her zurückge-

blieben waren, die den einsamen Morgengast kannten und sonst von allen Seiten heranflogen und Brotstücke aus dem Wasser holten, blieben heute fern. Er sah sie auf der Spitze einer Kribbe sitzen, von der sie hin und wieder, ohne sichtbare Ursache, kreischend aufflogen, um dann zurückzukehren.

Der Krüppel nahm seine Krücken und humpelte hinunter, über den Sand des Ufers der naß war von den Wellen der Dampfer, und ging über die Kribbe hin. Die feuchte Luft legte sich auf seine Kleider, und die Sonnenstrahlen kamen blendend von dem Wasser zurück. Bald stand er draußen, auf der meterbreiten Steinbank, wie auf einem Schiff, vom weiten, sonnendurchleuchteten Wasser umgeben.

Er zog Brot aus der Tasche und schnalzte lockend mit der Zunge. Aber die Vögel umflatterten ihn, setzten sich weit oben in die Wellen, ließen sich fast bis zu ihm herantreiben, flogen wieder auf.

Plötzlich sah er eine dunkle Masse, im Strom unten, an den Steinen hängen. Er nahm eine Krücke und stieß darnach. Er traf auf etwas Weiches, wie auf Kleider. Und da sah er mit einem Mal eine weiße Hand im Wasser, auf die die Sonne fiel.

Er hielt den Kopf vorgebeugt, regungslos. Er atmete nicht und sah immer nach der weißen Hand hin, die im Wasser groß und gebogen aussah. Er zog die Krücke zurück, behutsam, und sah mit schnellen Augen, unwillkürlich, zum Ufer hin, als ob er Hilfe suche. Dann ließ er sich schnell auf die Kniee nieder, während seine Hände, die die Krücken hinlegten, plötzlich ihre Kraft verloren hatten und an dem Holz zitterten. Er kroch den schrägen Steinrand hinunter bis ganz an das Wasser, stützte sich mit den Hän-

den auf die Steine und starrte aufs neue mit aufgerissenen, entsetzten Augen in das Wasser hinein, dessen kleine Wellen an seine Kniee spülten.

Endlich griff er mit der Hand nach der weißen Hand da unten, in das kalte, goldene Wasser hinein. Als er daran rührte, schreckte er zusammen, zog seine Hand zurück. Dann aber packte er entschlossen mit der ganzen Faust zu, hob die Hand übers Wasser.

Da seine Kraft nicht groß war, mußte er beide Hände nehmen, bis die schwarze Masse sich hob. Eine Schulter, ein Knie unter einem schwarzen Rock und eine Flut von langem, dunklem Haar stiegen an die Oberfläche. Er faßte an den Armen an, zog, zog an den Haaren und brachte so den Kopf ans Ufer, der mit dem Gesicht nach unten lag. Er faßte unter den Schultern an und wendete den Körper, der in den nassen Kleidern schwer war, bis er ihn so weit aus dem Wasser hatte, daß nur noch die Füße hineinhingen.

Mit Augen, die sich nicht näher trauten, sah der Krüppel in das Mädchengesicht, in das bekannte Gesicht, in das Gesicht der stillen Freundin. Er sah auf die Backen, die weiß wie aus Wachs, auf den geöffneten Mund, in dem die Zähne sichtbar waren. Seine Arme waren gelähmt und kraftlos. Ihn schwindelte. Langsam richtete er sich auf und griff nach seinen Krücken, indem er sich umwandte. Sein Gesicht war so weiß vor Schrecken wie das andere, und seine Brust, schmal wie eine Kinderbrust, keuchte vor Aufregung.

Aber dann sah er wieder nach dem Mädchen hin und kniete nieder. Schnell machte er sich daran, zu helfen, zu

retten, lebendig zu machen. Er hielt die flache Hand auf ihr Herz, er machte das nasse Kleid auf ihrer Brust offen, er rieb ihr die Backen, die Hände, er hob ihre Arme hin und her, hielt die Hand über ihren Mund, um ihren Atem zu spüren, legte ihren Kopf höher auf die Steine, bis endlich ein Wasserstrom aus dem weißen Mund brach und ein unregelmäßiges Zucken durch die geschlossenen Augendeckel ging. Er schrie leise, unterdrückt auf, als er das sah. Seine Backen wurden rot vor Freude, während ihm von der Anstrengung der Schweiß in dicken Tropfen herunter auf die Hände fiel.

Da kam vom Ufer her ein Bauer, der Pferd und Pflug auf dem Acker hatte stehen lassen, um zu sehen, was da auf der Spitze der Kribbe vor sich ging. Ein starker Kerl mit langen dünnen Beinen und einem mächtigen Brustkasten darüber. Er sah verwundert auf das Mädchen hinunter. „Die lebb noch," sagte er.

„Loß sie en Rauh," sagte der Krüppel und streckte den Arm zum Schutze vor. Der andere stieß den Arm mit seiner riesigen braunen Hand beiseite und bückte sich, so daß er zwischen dem Krüppel und dem Mädchen stand. Er riß das nasse Kleid ganz auf und öffnete mit den plumpen Fingern das Mieder.

„Die moß Luft han," sagte er und steckte seine Pfeife, nachdem er sie ausgeschüttet hatte, in die Rocktasche. Dann faßte er den Körper an, anders als der schmächtige Krüppel, rollte ihn hin und her über die Steine, rüttelte ihn, schlug mit der flachen Hand auf den verwachsenen Rücken.

Dem Krüppel, der zurückgedrängt war, kletterte ein Gefühl des Unwillens und der Feindseligkeit in die Kehle

gegen den rauhen, entschlossenen Burschen. Das war, als wenn das Leben selber, das rohe, das harte, vor dem das Mädchen davongelaufen, nun da über sie gebückt sei und sie sich mit allen Mitteln zurückhole.

Der Bauer überlegte einen Augenblick, nahm seine Pfeife aus der Tasche, rieb ein Streichholz an der Hose und zündete sie an. „Die moß en et Huus jedraage wäde," sagte er und maß die kleine Gestalt des andern mit einem prüfenden Blick, der dann den Ausdruck der Geringschätzung annahm, „övver du bes zo schwach dozo." Er drehte sich nach dem Lande hin und rief: „He, he!" Aber das Wasser und das weite, offene Land verschluckten den Ruf, und der andere Pflüger dahinten ging unbekümmert seinen langsamen, schweren Gang über den Acker weiter.

„Jang du," sagte der Bursche zum Krüppel, „holl eenen, mach schnell!"

„Nä, ich blieven hee," sagte der Krüppel eigensinnig, trotzig und drängte sich zu dem Mädchen hin.

Der Bursche gab ihm ihre Arme. „Dä, donn die immer hin und her schmieße, loß dat Mädche nit still ligge, ech jonn nur schnell dä andere do holle." Er lief mit hochgehobenen Schuhen über die Steinbank hin, „he, he!" rufend.

Der Krüppel, allein, sah wieder in das Mädchengesicht. Er legte den Kopf mit dem langen Haar in seine Hand, aus Mitleid, damit der Kopf nicht auf dem harten Stein liegen mußte, und sah auf die dicken, weißen Lippen, die sich nun zusammengebissen hatten. Er sah auf die breite, kluge Stirn, auf das starke Kinn. Das ganze Gesicht da, fein und städtisch, so ganz anders wie seines — er kannte es, verstand es. Ungebildet, kaum imstande, gut zu

lesen, las er doch die Gedanken, die hinter dieser Stirn gearbeitet hatten, fühlte den Trotz und das Kämpfen, die dieses Kinn scharf und breit gemacht hatten, sah den traurigen Blick der Augen unter diesen weißen, geschlossenen Lidern. Er sah hinein in das Gesicht, als ob er höre auf das, was es zu ihm rede. Er war der Freund. Nur er verstand diese Sprache, er, der auch ein Krüppel war, den die Kinder im Dorf mit Steinen warfen und dem die Hunde nachbellten, wenn er die Krücken lärmend auf die Erde setzte. Es war wahr, man durfte sich nicht selbst das Leben nehmen; sie begruben einen ohne Pfarrer und Glockengeläut, wenn man es tat, aber trotzdem — er, er rechnete es ihr nicht zur Schande an, daß sie ihr Leben wie einen Stein hinter sich geworfen hatte, ihr verkrüppeltes, gebrochenes Leben.

Er hielt die schmalen Finger, deren Spitzen blau und geschwollen waren, in seinen Händen. Er zog ihr das Gras aus dem Haar. Und plötzlich sprang ein Gedanke in ihm auf, ein Gedanke, bäuerisch und verkrüppelt wie er selber: was tat er da? Wenn sie nicht mehr leben wollte, warum machte er sie lebendig? Sie ist ja zufrieden; weiß ich, wie schwer ihr die Nacht war, der Morgen, die letzten Stunden? Kann sie noch glücklich werden, wenn sie wieder lebt? Herrgott, das mußte sie selber am besten wissen, soll ich sie nun lebendig machen, und soll sie das alles noch einmal durchmachen?

Angst kam über ihn. Er ließ ihre Arme los, er rückte fort von ihr, er stand auf. Sein Atem ging schnell. In seinem Gesicht bewegte sich alles in hastigem Nachdenken, er sprach laut mit sich selber. Und mit einem Mal stand

ein neuer, sonderbar feierlicher Ausdruck von Entschlossenheit und starkem Willen auf seinem schmalen, abgezehrten Gesicht.

Er kniete nieder, so daß er das Mädchen nach dem Ufer zu verdeckte, faßte den Körper an den Schultern und schob ihn ins Wasser zurück, in den treibenden Strom hinein. Röcke, Hände, Arme, Schultern, Hals und Gesicht gingen unter in den Wellen. Nur das Haar schwamm noch eine Weile oben und bezeichnete die Stelle, wo der Körper trieb.

Dann humpelte der Krüppel, von den Vögeln umflattert, schnell zurück. Er sah die zwei Bauern über das Feld her laufen — das Leben, das zu spät kam. Er humpelte schnell weiter, dem Dorf zu, nach Haus, wo er sich in seine Kammer hinter der Küche verkriechen konnte. Schon sahen die ersten weißen Häuser herüber, und der Lärm der Karren auf der Straße klang schon.

An einer Mauerecke standen zwei, die sich küßten und sich dann nach ihm umsahen. Er humpelte vorüber, ohne sie zu bemerken, trotzig, die Zähne aufeinander gebissen, mit gerunzelter Stirn und funkelnden Augen, wie ein Stier, bereit, mit jedem den Kampf aufzunehmen, der ihn seiner Tat wegen angreifen wollte. Er hatte ein sonderbares, sonniges, nie gekanntes Gefühl der Stärke in sich und war überrascht und glücklich darüber.

Das Glücksschiff

Ein altes Mütterchen trippelte durch die Straßen, immer bergab, dem Rhein zu.

Da es noch halbe Nacht war und die Laternen noch brannten, rief ein Wächter hinüber: „He, Moder, wohin?"

„Naoh 'm Wasser erab," rief das Mütterchen, ohne stehen zu bleiben, und zog ihr gelbes, altmodisches Tuch, das ihr hinten in einem Zipfel bis zu den Schuhen hinunter hing, dichter um die Brust zusammen.

„Wohin Moder?" rief ein zweiter Wächter und stellte sich, die Hände der Kälte wegen in den Taschen, vor sie hin, wollte sie im Scherz aufhalten.

„Et Schiff küt, ich moß mitfahre." Sie machte einen Bogen um den Mann herum und trippelte weiter. Wie schnell und regelmäßig fallende Steine klangen ihre Schritte auf dem Pflaster, während sonst alles umher ohne Laut war.

„Et fährt jo kein Schiff su fröh, jetzt im Winter," rief der Wächter hinter ihr her.

Aber das Mütterchen trippelte weiter, lief gegen den dritten Wächter, der frierend auf und ab ging und die Arme über der Brust schnell und unaufhörlich zusammenschlug,

um warm zu werden — denn sein Standplatz war schon nahe am Wasser und die Luft blies hier kalt und nebelig herauf. „Na — wohin Moder?" rief er, froh, daß ein unvermutetes Ereignis das Gleichmaß seiner Stunden unterbrach, und zog spaßend dem Mütterchen das Tuch auseinander, um in den Korb hineinzusehen, der unter dem Tuch steckte. Da zeigten sich sonderbare Dinge: ein Vogelkorb mit einem gelben Vogel darin, eine Kaffeemühle, eine urväterlich alte Tasse mit einem Henkel, der so groß wie die Tasse selber war, ein Gebetbuch mit dem Rosenkranz darum gewickelt, ein blauer Unterrock und ein Strickstrumpf mit dem Wollknäuel daneben und hindurchgesteckten Nadeln. „Wat? Ihr hatt jo Üre janze Hausrat zosamme do — hät Üch der Hausherr vür de Tür jesatz?"

„Nä," sagte sie und barg den Korb wieder unter dem Tuch, „ich waden op dat Flöcksschiff — hatt Ihr 't no nit kumme sin?"

Der Wächter ging neben der Frau her. „Wat? Worop wad't Ihr? Wat es dat för e Schiff?"

Das Mütterchen zog den Kopf zurück, wie gekränkt, ungeduldig, daß sie eine so bekannte Sache noch erst erklären sollte. „No — dat Flöcksschiff! Dat nimmt doch die Ärme op, alles wat ärm es — dat kost' kein Jeld on kein Nix, mir steijen ein, on et fährt ons dovon."

„Wat? Wohin fährt et Üch?" Der Wächter ging immer neben der Frau her, nahm ihre kurzen, schnellen Schritte an, sah ihr ins Gesicht, verwundert, fragend.

Das Mütterchen spie aus, trippelte noch schneller, ganz erzürnt. „Wohin, wohin? No — dat füht mer dann, dat weiß keiner. Mir steijen ein, on et fährt ons dovon. Äv-

ver do han mer kein Sorg mieh on kein Nut, do es alles ein Jlück on ein Silligkeit."

Der Wächter blieb stehen, ohne begriffen zu haben, sah der Frau nach, ging zurück, vom Rhein weg, blieb aber dann wieder stehen, sah der Frau wieder nach.

Die aber, kaum auf den freien Platz am Ufer hinausgetreten, drehte gleich den Kopf in die Richtung nach den sieben Bergen hin, von denen her der Strom kam und von denen mit dem Strom auch das Schiff kommen mußte. Doch da war nichts als schwarze Nacht, nicht einmal ein roter Punkt irgendwo — ein Licht, das am Mast hing und ein darunter treibendes Schiff bezeichnete.

Das Mütterchen ließ sich dadurch nicht traurig machen, ging, in der gleichen Eile wie vorher, an vielen Landebrücken vorbei gerade auf die zu, die die letzte und kleinste war. Da hier nur kleine, alte Schiffe anlegten, die zweimal in der Woche die Wäsche der Stadt nach den Wiesen der Dörfer hinaus fuhren, so war zu entnehmen, daß das Schiff, worauf die Frau wartete, kein allzu glänzendes sein würde. Sie setzte sich, nachdem sie sich von neuem gut in ihr Tuch gewickelt, auf einen Holzstumpfen, der da stand und einen Eisenring trug, um die anlegenden Schiffe daran zu befestigen. Dann drehte sie den Kopf wieder in die Richtung, aus der der Strom kam, hielt ihn immer so hingedreht und saß so da, mit bloßem, weißsträhnigen Kopf, mit unter dem Tuch frierend zusammengestellten Knieen.

Bald war aus dem Schwarz der Nacht ein Grau geworden, nicht allmählich, sondern das Grau war so plötzlich da, daß die Frau es nicht hatte kommen sehen, obwohl sie darnach so gut wie nach ihrem Schiff ausgesehen hatte.

Und dann zeigte sich auf dem rechten Ufer ein handbreiter Streifen, weiß wie Milch — und bei dem war nun deutlich wahrzunehmen, wie er breiter und breiter ward, die Dächer von Häusern, die Schornsteine der Fabriken, die allmählich zur Ebene abfallende Linie der Hügel und endlich die sieben Kuppen der Berge, rund beginnend und schroff endend, erscheinen ließ; sonderbar klein und schwarz, so daß nicht mehr als die Umrisse zu erkennen waren, hoben sich diese Dinge von dem Weiß dahinter ab.

Jetzt fingen die Raben an, über das Wasser hin und her zu fliegen und zu schreien — da das seit Wochen im Schnee liegende Ackerland ihnen nichts mehr hergab, forderten sie von dem Strom, den sie im Sommer nicht einmal beachteten und von dem weg sie in das Land flogen, in heftigen, zornigen und klagenden Tönen, daß er ihnen Dinge zur Nahrung herbeitrage. So hell war die Dämmerung geworden, daß das Mütterchen die schwarzen, sich entfernenden Punkte bis weit auf das Wasser hinaus verfolgen konnte. Die Raben aber, die stromabwärts flogen, konnte sie nicht verfolgen, denn sie hielt den Kopf immer in seiner Richtung den Strom hinauf gedreht, konnte so nur sehen, was sie, ohne den Kopf zu verschieben, mit einer Bewegung der Augen erreichen konnte.

Einmal knurrte sie etwas vor sich hin — es klang hell, wie das Knurren eines kleinen Hundes, und wie ein Schimpfen. Und in der Tat erzürnte es sie, daß die Laternen noch brannten, ihr teures Gas verzehrten, während der Tag schon da war. So lange sie lebte, hatte bei ihr das Licht nicht länger gebrannt, als es nötig war, höchstens, da sie noch ein junges Ding war, das sich in der Sonn-

tagsfrühe vor dem Spiegel schmückte, um mit dem Liebsten in die blühenden Wiesen zu gehen.

Aber kaum hatte das Mütterchen angefangen zu knurren, da erloschen die Laternen auch schon — eine nach der andern, so wie der Mann, der zu jeder hinkam, die Flammen mit seiner langen Stange berührte.

Und nun war auch endlich zu erkennen, was das Mütterchen für ein Mütterchen war: da war ein Gesicht, so eckig und nicht viel größer als eine hingehaltene Männerfaust, und so voll Falten, wie eine Faust innen enthält, wenn sie halb geöffnet ist. Mund und Augen waren in den Falten untergegangen, waren nicht zu sehen, und nur die Nase hob sich noch klein, aber scharf und gerade, daraus hervor, und von ihr aus verliefen alle Falten in gekrümmten Linien, so als ob eine Hand die Nase genommen und aus dem Meer der Falten herausgezogen hätte, wo sie nun wie ein Fels stand. Über dem Gesicht aber — das dazu braun wie aus Erde war und sein Leben nur durch ein häufiges, blitzartiges Zucken all der Falten verriet, wobei sich diese auseinander legten und plötzlich zwei große, blaue Augen zeigten, klar und ausstrahlend wie junge Mädchenaugen — schimmerte der geordnete, gerade und schlichte Scheitel weißer Strähne, der unwillkürlich in dem, der darauf hinuntersah, die Empfindung von etwas Gutem, Reinem und Verehrungswürdigem hervorrief.

Arbeiter gingen vorbei, Männer und Frauen, die vom andern Ufer unter dem riesenhaft getürmten Eisenbogen der Brücke herkamen und, ihr Eßgeschirr in der Hand, ihren Fabriken zueilten, deren Schlote schon dichte Rauchmassen über den Strom verbreiteten. Das waren die Glücklichen,

die in dieser harten Zeit des Schnees, der Not und der Arbeitslosigkeit überall, noch Arbeit und Verdienst hatten, deshalb satt und übermütig, zum Spott aufgelegt waren: mit gleichmäßigem Klang ihrer Schritte gingen sie an dem Mütterchen vorüber, die klein und zusammengedrückt, nicht anders als ein Bündel alter Tücher, auf ihrem Holzblock saß, sahen nach ihr hin, lachten und riefen ihr zu: „Flink Moder, dat Schiff geht ab!"

Das Mütterchen aber hielt unverwandt den Kopf nach seiner Richtung hingedreht, tat keinen Blick nach den rufenden, trappelnden Menschen hin.

Dann kamen andre Scharen: die Massen derer, die keine Arbeit hatten, aus ihrer alten Arbeit entlassen waren, zu keiner neuen Arbeit angenommen wurden, die deshalb nicht mehr das an Geld sich verdienen konnten, was zum Leben nötig war, die, nachdem sie die Nacht in irgend welchen Winkeln zugebracht, nun am Tag keinen andern Aufenthaltsort hatten als das letzte freie, offene, von keinem Zaun, nur vom Himmel eingeschlossene Stück Erde, das ihnen niemand verwehrte, das das einzige war, woran sie von der weiten Fülle der Welt noch Teil hatten. Tag für Tag standen sie hier, am Ufer, die Hände in den Taschen, die Arme auf das Eisengeländer gestützt, in dünnen zugeknöpften Jacken, und sahen auf das Wasser hinaus, mit Augen, die von der Not und der beginnenden Verzweiflung alle sonderbar geweitet waren, tief in den Höhlen der Backen lagen, sahen immer hinaus auf die weite, durch keine Straßen eingeteilte, von keinen Häusern bebaute, freie Flut, die, durch keine Macht der Menschen zu halten, unablässig dahinströmte. Hier war etwas, das

noch stärker war als die Starken unter den Menschen, die Besitzenden, die Beglückten, etwas, das Herr war über die Herren, und deshalb fühlten sie sich wohl hier, atmeten freier, stolzer, sie, die Geknechteten, die ohne Besitz Dahinlebenden, fühlten sich wie unter einem Schutz. Stumm sahen sie darauf hinaus, verlangend, als ob sie von dem Ewigen da, dem geheimnisvoll und schweigend Strömenden, dem über alles menschliche Maß Riesenhaften die Hilfe erwarteten, die ihnen die Menschen in den lauten, engen Straßen da versagten.

Frauen kamen mit großen Körben, die wie auf Schätzesuchen ausgingen und die doch abends die Körbe so leer heimbrachten, wie sie sie morgens weggetragen hatten. Sie ließen sich auf den Treppenstufen der Häuser am Ufer nieder, sprachen nicht, sahen nach den Männern hin, schlugen hin und wieder die Kinder, die zu ihren Füßen spielten — die Kinder, die in Schuhen steckten, die von Erwachsenen kamen, aus den Ascheimern der reichen Häuser hervorgegraben waren und ihnen fast von den Füßen fielen, in Jacken, die ihnen bis zur Erde reichten, so daß sie darüber stolperten. So saßen die Frauen da und warteten, warteten wie die Männer, auf irgend etwas, das sie selber nicht kannten — das ganze, breite Ufer schien erfüllt von diesem Warten.

Alle diese Leute waren nicht laut, übermütig, spottend wie die vorigen, waren durch die Entbehrungen, durch den Mangel an Dingen, die sie ihr eigen nennen und an denen sie Freude haben konnten, still geworden. Aber sie waren auch stumpf geworden, kannten keine Neugier mehr, waren hart geworden, kannten kein Mitleid mehr, sahen über das

Mütterchen auf dem Holzblock gleichgültig hinweg: das war nur eine der ihren, eine wie sie, die da saß und mit ihnen wartete. Sie hatte ja sogar noch etwas vor den meisten andern voraus, hatte den Holzblock da, hatte einen Platz zum Sitzen, der ihr gehörte, ihr allein, während sie, die andern, nichts als die Eisenstangen des Geländers hatten, auf die sie sich stützen konnten, oder die Treppenstufen, die aus Stein und kalt waren und von denen die satten und warm gekleideten Männer, denen die Häuser gehörten, sie von Zeit zu Zeit wegwiesen.

Schon ging es auf den Mittag zu, ohne daß der Tag, wie den ganzen Winter schon, aus mehr als einer Art Dämmerung bestand: grau und schwer war der Himmel, grau und schwer das Wasser, grau und schwer das weite, ebene Ufer drüben, auf dessen Ackerboden sich noch Stücke weißen Schnees erhalten hatten. Aber wenn auch die Sonne nicht schien, die Luft war doch wärmer und weicher geworden, es stand nicht mehr vor jedem Mund die weiße Hauchwolke wie in der Frühe.

Das Mütterchen saß immer noch, hielt immer noch den Kopf nach der alten Richtung hin, wickelte sich ab und zu fester in ihr Tuch und wartete, sah ein Schiff den Rhein hinauf fahren und wartete auf das ihre, das den Rhein herunterkommen mußte. Wenn das Schiff nicht kam, so konnte das Mütterchen noch Stunde und Stunde sitzen, ohne daß sich in ihr und um sie her etwas änderte an dem Grauen, Stillen, Geduldigen und Wartenden überall.

Aber da trat doch eine unvermutete Änderung ein: ein Mann kam auf das Mütterchen zu wie auf eine Bekannte. Das war der dritte der Wächter, an dem das

Mütterchen vorbeigegangen war, und der nun, statt in dem dicken, mit goldenen Knöpfen versehenen Mantel, mit der ihn sein Amt wie einen König ausrüstete, im dünnen Kittel seines Werktags daherkam. „No Moder, setzt Ihr noch do? Es Üer Schiff no nit jekumme?"

Das Mütterchen hob den Kopf nur eben nach dem Mann hinauf, sah dann gleich wieder nach dem Strom hin. „Dat weed schon kumme."

Der Mann trat ganz zu der Frau hin, beugte den Kopf zu ihr hinunter, sah nach den Leuten in der Nähe hin, sprach dann, leise, um von niemand gehört zu werden: „Saht — et es domm von mir — ävver wat es dat mit däm Schiff? Ihr hatt esu jet Jeheimes aan Üch, dat hät mir kein Rauh jelosse, dat hät mich heeher jedrevve, ich jonn alt zom dritte Maol he aan Üch vürbei — saht, küt wahrhaftig su e Schiff doher?"

Sie sah wieder zu dem Mann hinauf, ließ sich ein wenig mehr Zeit dazu, öffnete die Falten und zeigte die blauen Augen, schien aber dann mißtrauisch zu werden, verdeckte die Augen wieder und sagte ärgerlich: „No jo — ich han et doch jesaht: dat Schiff küt, et küt jeden Augenblick, do, dä Rhing erav."

„E Schiff, wat die Ärme opnimmt?"

„No jo, ich sagen et doch."

Der Mann bog sich von der Frau zurück. „Dommes Zeug, Ihr sed nit richtig em Kopp! Ich jonn naoh Huus."

„Do küt et! Dat Schiff!" sagte die Frau plötzlich, ganz leise, mit veränderter Stimme, singend, während ihre Augen frei waren und hell, fast weiß aus dem Braun des Gesichtes herausstachen.

In der Tat zeigte sich oben bei der fernen Biegung des Stromes, zwischen den langen Pappelstämmen, ein Schiff.

Die Frau war dabei, ihren Korb, den sie auf die Erde gestellt hatte, aufzunehmen und selber, erregt, aufzustehen — als sich über dem Schiff eine Rauchwolke zeigte.

Die Frau blieb noch eine Weile, so, halberhoben, stehen, dann gingen ihre Augen wieder in die Falten hinein, und sie saß da, auf ihrem Holz, wie vorher, die Kniee zusammengeschoben, den Korb darauf gestellt, das Tuch fest um die Schultern gewickelt.

Der Mann hing mit den Augen an dem Gesicht der Frau, wie von einem geheimnisvollen Bann hingezogen. Er schien, nach dieser Hoffnung, selber enttäuscht, bückte sich wieder hinunter und flüsterte: „Wat? Es et nit Üer Schiff? Küt Üer Schiff nit?“ Dabei nahm seine Stimme einen entmutigten, traurigen Klang an.

Und dieser traurige Klang schien das Mütterchen zu veranlassen, noch einmal zu antworten, wieder aber in dem früheren Ärger: „Nä — dat Schiff do fährt met Dampf — ming Schiff ävver hät e Segel opjesatz.“ Dabei lachte sie verächtlich über das Schiff da oben.

Es war, als ob durch die sonderbare Bestimmtheit, mit der sie von ihrem Schiff sprach, dem Mann der letzte Zweifel genommen wäre. Er nahm ein Seil, das zusammengerollt auf der Brücke lag, schob es neben den Holzblock und die Frau hin und setzte sich darauf, drehte sich der Frau zu, hielt sein Gesicht dicht an das ihre heran. Seine braunen Augen sahen, gutmütig und gläubig wie Kinderaugen, groß, bekümmert und sehnsüchtig in das Gesicht der Frau. „Saht

— verzällt mir doch von däm Schiff! Es dat ene riche Mann, der däne Ärme jod es?"

Das Mütterchen rührte sich nicht, bewegte keine Falte im Gesicht, schien nicht einmal zu wissen, daß der Mann neben ihr sitze, sah nur immer den Rhein hinauf.

Der Mann aber schob sein Gesicht nun ganz heran, so, als wenn das Mütterchen ein Mädchen wäre, das er küssen wolle. Und dann sagte er ganz leise: „Saht — et es nit wäjen mir, et es wägen minger Frau. Die es krank, kann nit mieh die Trapp erop on erunger, sitzt dä janzen Dag om Stohl oder litt im Bett. On ich — ich ben söns Schohmächer — äbber ich han kein Arbeit, dä Winter es esu schlääch, on no hät mich die Stadt zor Aushülf jenomme, als Wäächter, för vierzehn Dag — söns mööt ich hungere oder bettele jonn. Seht Ihr, on jetzt ming Frau — wenn doch jet waör, dat ich sie jesond maache künnt, dat se us däm naasse Loch do erus kaöm, dat se jet Aödentliches esse künnt, dat se widder kräftig und löstig wöd."

Das Mütterchen saß noch eine Weile, regte sich nicht, sprach nicht. Aber dann, ohne erst nach dem Mann hinzusehen, wie nur durch den schmerzlichen, betrübten Klang seiner Worte weich gemacht, neigte sie sich mit einer Schulter zu ihm hin, ließ plötzlich wieder den Mund sehen und sagte ganz leise, weich, sonderbar erregt, wie begeistert, dabei in der einfachen, unbewußten Art der Kinder, die ein Märchen erzählen: „Jao, et küt e Schiff. Braun jestrichen, mit enem jroße, wiße Segel. On op däm Segel es ene Flecken opjenieht, esu braun als wie dat Schiff selver. On ovven am Mastboom, do weht en Fahn, rud, mit enem Zeichen drin. Wenn äbber dat Schiff von fään eraanküt, su süht mer ne

Mann am Steuer stonn, dä es ene Kopp jrüßer als ander Männer on hät ene lange, jriese Bart bes op dä Bauch erab hänge. Wenn äbber dat Schiff noch naöhter eraankütt, dann süht mer en Frau dorop erömjonn, die es nur klein, äbber noch jung, on sie hät ihr Haor wie ene Kranz öm dä Kopp jelääg. On die Frau jeht op däm Schiff eröm, zo däne Männer on Fraue hen. Denn do setzen, rond öm dat Schiff eröm, Männer on Fraue op dä Bänk, han ihr Körb om Schuß on ihr Kinder vür sich stonn. On die Frau bringt enem jeden zo essen on zo drinken. On spricht mit jedem on fährt dä Kinder durch et Haor. On laach dobei. On all luren se die Frau aan on all han se su e plötzlich Laache em Jesicht." Das Mütterchen, die, ganz erregt, zum Schluß die Stimme nicht sinken ließ, schwieg einen Augenblick. Und dann, als ob diese Erklärung noch notwendig sei, fügte sie hinzu und sah dabei plötzlich in ihren Korb, um zu sehen, ob auch alles Nötige darin sei: „Ich — ich han keine Mann mieh, mööt Ihr wisse, on ich han och kein Kinder mieh. Sie sen mir jestorve. Kennt Ihr mich nit? Ich ben et Jahns Jretchen us der Kesselsjaß." Dann streckte sie den Kopf aus dem Tuch heraus, hatte das gleiche Lachen auf dem Gesicht, wie die Leute, von denen sie erzählt hatte, und sah zugleich schärfer nach den Pappeln aus, wo jeden Augenblick ihr Schiff erscheinen mußte.

Jetzt war es der Mann, der schwieg und sich nicht rührte. Mit tief herabhängendem Kopf saß er da, sah zur Erde. Dann fragte er, leise, den Klang der Stimme und die kindliche Art des Mütterchens annehmend, gleichsam ihre Rede fortsetzend: „On — saht — wao fährt dat Schiff hen? Wao bringt et die Minschen all hen?"

„Dat sen alles ärm Minsche, die alt sen oder krank sen on sich nit mieh durch et Lebbe zo helfe wesse, nix mieh zo essen on aanzodonn han. No jo — on die bringt et fort."

„Jao — wohen?"

„Fort! Do es et besser als he, do han se 't jod, do han se Essen on wärm Kleider, do wäden ine de Föß jewäsche on et Haor jekämmt, do sprich mer on laach mer mit ine on do wäden ine de Träne jetrocknet, wenn se widder trurig wäde welle. Do wäden se jlöcklich."

„Jao — wo es dat denn?"

Das Mütterchen wurde wieder ärgerlich, kurz, zog den Kopf wie eine angerührte Schnecke ein. „No jo — ich sagen et doch."

Der Mann hob den Kopf, sah eine Weile gerade aus, sah dann zu der Frau hin, lachte dann, unbermutet, laut, herzlich, frei, mit einer tiefen, dröhnenden Stimme. „No? Wao hatt Ihr denn die Wissenschaft hä? Wer hät Üch denn dat Jeheimnis verraode? Wat?" Er fuhr sich mit der Hand über den Bart und hob sich schon zum Gehen.

Das Mütterchen merkte nicht den Spott. „Ein' hät mir 't jesaht, ein' —"

„Wat? Jewiß die Moderjoddes?" Der Mann stand schon, wandte sich schon.

Das Mütterchen aber, wie überrascht, froh gemacht durch das unvermutete Erklingen dieses Wortes und als ob sich diese Freude in Bewegungen äußern müsse, stellte die Beine anders, rückte auf ihrem Holz ein Stück vor, sagte dann, heiter, lachend, wieder gesprächig, zu dem Mann hinaufsehend, während sich das braune Leder ihres Gesichtes wie bei einem Mädchen mit einer zarten, erregten

Röte färbte: „Jo, die Moderjoddes. Hürt, die es die Naach zo mir jekumme, nit em Traum — nä, ich han janz waach jeläge. Sie waor älder als ich jedaach hatt, hatt he on do schon e jries Haor zwischen dä schwartze, on och nur e einfach braun Kleid mit ener Spitz öm de Hals. Äbber esu jod waor die, esu wärm on herzlich on leutsillig —"

Sie brach plötzlich wieder ab, als habe sie zuviel gesagt, habe etwas Geheimes verraten, schob den Kopf wieder geradeaus nach den Pappeln, sagte wieder in der alten, unwirschen, kurzen Art: „No jo — sie hät mir dat Schiff jezeigt."

Der Mann stand und sah der Frau ins Gesicht hinunter, hatte den Mund offen, halb noch von dem alten Lachen, halb in einem ungläubigen, unsichern Schrecken.

Dann wandte er sich nach den Leuten um, die umherstanden oder vorübergingen, vermochte aber seine Augen erst von dem Gesicht des Mütterchens loszubringen, als sein Körper schon ganz den Leuten zugekehrt war. Die Leute standen und gingen wie immer, mit hängenden Köpfen und Schultern, als ob sie die Last dieses harten Winters darauf trügen. Da war alles grau und schwer wie immer. Nur das Lachen von Kinderstimmen, das irgendwoher klang, ließ erkennen, daß dem allen etwas fehle, daß dies alles nur ein stummer Schrei nach etwas anderem, hellerem, sonnigem und fröhlichen sei. Und es war einen Augenblick, als ob dieses Kinderlachen, das sich mit der Erzählung des Mütterchens vereinte, noch in ihren Ton hineinklang, ein Stück davon sei. Der Mann glaubte fast an die Worte der Frau, sah Bilder vor sich voll Sonne und Glanz, hörte Glocken und sonderbare, entfernte Chöre — aber dann warf er das alles mit einem Kopfschütteln, mit einem Heben der

Hände von sich, sah noch einmal nach der Frau zurück, sagte lachend: „Nä, dat hatt Ihr doch wahl jedrömt!“ und ging stolz, verächtlich, überlegen mit starken, schnellen Schritten in die Stadt hinauf, entschlossen, sich selber aus seiner Not zu helfen, heute wieder wie jeden Tag durch die Straßen zu gehen, in die Häuser der Bürger, in die Ämter, in die Fabriken, um endlich irgendwo die fröhlichen Worte zu hören: da, greift an, rührt eure Arme! —

Eine halbe Stunde später drängte die Frau des Mannes, an jeder Hand ein Kind, von denen jedes einen kleinen Korb trug, schnell durch die Scharen der Menschen zu dem Mütterchen hin. Nur einen Augenblick hatte sie bei der lachenden Erzählung ihres Mannes gestanden, erschreckt, mit offenem Mund, hatte dann, kaum daß der Mann weg war, geschwind ihr Haar geordnet, Mantel, Kinder und Körbe genommen, war an den rufenden Nachbarn vorbei zum Rhein gelaufen.

Noch im Laufen drehte sie den Kopf schnell und erregt zu den Pappeln hin, wurde dann ruhig und setzte ihren Weg zu der Frau hin langsamer fort, stand dann neben der Frau, immer noch hastig atmend, mit geröteten Backen, lachte sie an, setzte sich dann auf das Seil, auf dem ihr Mann gesessen, stellte die Körbe an die Erde und nahm die Kinder auf den Schoß.

Das Mütterchen sah immer den Rhein hinauf, kümmerte sich um nichts.

Die Frau sah eine Weile vor sich hin, mit sonderbar glänzenden Augen, lachte aber dann das Mütterchen wieder an, ein wenig verlegen, aber auch in einer Art Ehrfurcht und sagte: „Wenn Ihr esu jod sen wollt — ich

jonn och mit op dat Schiff, ich fahren och mit — wenn Ihr esu jod sen wollt." Auch sie sprach in demselben leisen, merkwürdig erregten, geheimnisvollen und feierlichen Ton, in dem das Mütterchen seine Erzählung gemacht hatte. Der Ton schien, selbst durch die spottende Übertragung ihres Mannes hindurch, von dem Mütterchen auf sie übergegangen zu sein, oder es brachte ihn diese Sache selber in ihrer Sonderbarkeit mit sich.

Als das Mütterchen nur immer geradeaus sah, wie ganz schon in der Welt des Schiffes lebend, wie ganz schon unberührt von den Dingen, die noch an diesem Ufer vorgingen — sah auch die Junge nach den Pappeln, mit demselben steif gehaltenen Kopf, mit starren, großen, immer merkwürdig glänzenden Augen, drehte auch die Köpfe der Kinder in diese Richtung, erzählte ihnen flüsternd von dem Schiff und den Dingen darauf — gerade, als ob sie, und nicht das Mütterchen, das Schiff in der Nacht gesehen hätte. Hin und wieder schloß sie die Augen, drückte die Händchen der Kinder fest in die ihren und betete, leise, erregt, stammelnd.

Eine zweite Frau kam daher, trug ihren Korb, und mit demselben verlegenen, ehrfürchtigen Lachen sprach sie fast dieselben Worte: „Wenn Ihr esu jod sen wollt, Moder — dann fahren ich och mit."

Immer neue Frauen kamen, laufend, trugen ihren Korb so gut wie die erste. Es war sonderbar, wie die lachende Erzählung des Mannes nicht wieder ein Lachen, sondern überall denselben Schrecken, denselben stumm aufschreienden Jubel, dasselbe Laufen nach dem Rhein hin hervorrief.

Das Mütterchen sah immer geradeaus, wickelte sich nur von Zeit zu Zeit aufs neue in ihr Tuch.

Kinder kamen, die sich irgend ein Glück erträumen mochten, Windvögel, Pferdchen, neue Schuhe und warme, schöne Kleider wie die reichen Kinder, hielten sich an der Hand, jedes mit einem Körbchen, trippelten schnell über das Werft hin, sich nach den Pappeln umdrehend, wie um noch zur Zeit zu kommen, flüsterten untereinander, mit scheuen, ängstlichen Blicken auf die Erwachsenen, setzten sich dann, fern von den Erwachsenen, auf das Geländer der Brücke nieder, ließen die Beinchen alle senkrecht nebeneinander hängen und saßen so da, dicht zusammengerückt, ein wenig frierend, die Köpfe alle nach den Pappeln hingedreht, ließen nur hin und wieder die Augen mit einer frommen Scheu auf dem Mütterchen ruhen.

Nun fingen auch die Menschen am Ufer an, nach den Pappeln hinzusehen, zu fragen. Eine immer zunehmende Erregung kam über die Scharen, die, wie Tannengruppen auf dem Feld, ungeordnet, hier ein Trupp und da ein Trupp, durcheinander standen. Ein brausender Ton erhob sich, der von all den sprechenden Stimmen herkam, ein einziges, gleichmäßiges Schlagen von Schuhsohlen an die Erde erklang, das durch die Bewegung all der Scharen nach der Brücke und dem Mütterchen hin hervorgerufen wurde.

Dann war, plötzlich, nur noch ein großes Schweigen da. Alle standen stumm, bewegungslos, wie unter dem Druck eines geheimnisvollen Zaubers, hielten die Köpfe nach den Pappeln hingedreht. In der Stille war deutlich zu hören, wie auf einem Schiff am andern Ufer die Ankerkette hochgezogen wurde — ein Geräusch, das sonst nur in der Nacht herüberdrang.

Um das Mütterchen her hatte sich ein Kreis von Neu-

gierigen, Erregten gebildet. Was war das für eine Frau, von der, obwohl sie klein und unscheinbar auf ihrem Holz saß, diese ganze Erregung ausging? Keiner kannte sie, da niemand gewohnt war, in den menschenvollen Straßen auf ein altes, kümmerliches Frauchen zu achten, die doch länger durch die Straßen ging, mehr zu der Stadt gehörte als alle, die an ihr vorübergingen. Niemand wagte sich näher an sie heran, alle sahen in einer schweigenden, ehrfürchtigen Scheu auf den geraden, weißen Scheitel hinunter.

Das Mütterchen aber fing an, zornig über die Menschenmassen zu werden, nahm plötzlich ihren Korb von der Erde, ging durch die Menschen hindurch, die vor ihr zurückwichen, setzte sich auf das äußerste Ende der Brücke, das schon weit im Wasser lag und von der Bewegung des Wassers auf und nieder geschaukelt wurde. Dort stand wieder ein solcher Holzstumpfen, um den die Taue der ankommenden Schiffe geschlungen wurden, und auf den setzte sie sich, saß da, weit vor allen andern: aber das kam ihr zu, das war ihr Platz, sie hatte das Schiff in der Nacht gesehen, ihr war es verheißen worden — sie will die erste sein, die hinaufgeht.

Schiffe kamen, den Rhein hinauf, den Rhein hinab. Aber die hinabfuhren, waren Dampfer, deren Schlote dicke Rauchmassen von sich gaben, und die keine Dampfer waren, waren nicht braun gestrichen, und die braun gestrichen waren, hatten das Segel nicht gespannt, und die das Segel gespannt hatten, trugen keinen Flecken darauf, der so braun war wie das Schiff selber.

Es war Mittag. Das Schweigen fing an, wieder in laute Erregung überzugehen. Niemand wußte Bestimmtes,

andere erzählten die sonderbarsten und abenteuerlichsten Dinge. Vom Rathaus her kamen neue Scharen: Männer und Frauen, denen man dort Brot und Kohlen hatte austeilen wollen, und die Brot und Kohlen im Stich ließen, um das verheißene Schiff zu sehen, das Glücksschiff, das Muttergottesschiff. Einzelne stritten: die wollten nur sehen, jene aber gleich mitfahren — wohin? Es war gleich — es mußte besser dort sein als es hier war.

Auch die Leute, die mittags in den Vorräumen der Klöster sich zusammenfanden, um dort aus dem großen Kessel warme, kräftige Suppen in Empfang zu nehmen, kamen, schnell, mit klappernden Sohlen — denn es hieß, das Schiff sei schon da, liege an der Brücke festgebunden und Leute auf Leute stiegen ein. Die Menschen, sonst durch die Not ihres Lebens kalt, berechnend und längst jeder Hoffnung aus dem Weg gehend, um nicht immer wieder getäuscht zu werden, hatten alle Vernunft verloren: es sollte ein Schiff sein, glänzend wie Gold, mit einem Segel von weißer Seide, und die Muttergottes selber sollte darauf stehen und jedem, der kam, mit freundlichem Lachen die Hand hinhalten. Ein Kind war schon in der Stadt gesehen worden, das schon auf dem Schiff gesessen, schon mit der Muttergottes gesprochen hatte, aber noch einmal nach Hause lief, von der Mutter weggeschickt, um sein Sonntagskleidchen anzuziehen.

Immer neue Menschen kamen, vermehrten die Erregung, wie neue Scheite das Feuer. Nun zeigte sich, was alles die Stadt an Elend beherbergte. Da kamen sie alle, die besitzlos waren in der Stadt des Reichtums, die Hungernden, die Frierenden, die Hinkenden, die Krüppel, alle die,

die zu schwach waren, sich durch dieses harte Leben durchzukämpfen. Sonderbare Gestalten kamen, in gelb und dünn gewordenen Kleidern, unter denen statt der Körper nur Stöcke ausgespannt zu sein schienen. Kranke kamen von ihren Strohsäcken her, ein sterbender Alter ließ sich von einem Kinde auf einem einräderigen Karren herfahren. Alle, alle waren zu sehen, die man sonst nie anders als an den Türen der Wohlhabenden oder an den Straßenecken mit abgezogenen Hüten und bittend aufgehobenen Händen, großen und bekümmerten Augen sah. Alle schienen von einem Fieber erfaßt, beteten, murmelnd und laut, liefen durcheinander; man sah Gesichter, abgemagert, in denen sonst nur noch die Augen lebten, und die nun in einem nie an ihnen gesehenen überirdischen Ausdruck strahlten; alte, greise Männer und Frauen zeigten wieder die Gesichter, die sie als Kinder gezeigt hatten, voll Sündlosigkeit, voll Glaubens, voll einer klaren, noch nicht durch das Leben zerfetzten und beschmutzten Schönheit.

Es kam dazu, daß in einer Kirche die Muttergottes fehlte: sie war zum Maler geschickt worden, der sie mit neuen Farben aufputzen sollte. Es bedurfte nur noch dieser Tatsache, um die glühenden, widerstandslosen Gehirne dieser Leute in Flammen aufschlagen zu lassen.

Polizisten versuchten umsonst, Ordnung in die Scharen zu bringen, sie zu veranlassen, vom Ufer weg nach Hause zu gehen. Sie fühlten selber ihre Stirnen glühen, ihre Augen brennen, vermochten selber hin und wieder nicht mehr den eigenen Kopf abzuhalten, verlangend nach den Pappeln hinzusehen.

Aber Mittag war vorüber, das Schiff kam nicht.

Die Zweifelnden, die Spöttischen erhoben ihre Stimmen

lauter, ein Flüstern ging über das Ufer, ein Räuspern, ein leises Lachen. Ein Mann, lang und schmal wie ein Baum, stellte sich auf den Holzblock, auf dem das Mütterchen im Anfang gesessen und auf den, in immer derselben sonderbaren, ehrfürchtigen Scheu, niemand anders sich zu setzen gewagt hatte, schwenkte seine Mütze über das ganze Volk hin und rief mit einer Stimme wie ein Stier: „Dommköpp, die ihr seid! Wao soll denn dat Schiff hinfahre? Do unge sen nix als jruße Städte, do es die Nut jrüßer als he! On dann küt dat Meer, on dann Engelland on dann der Nordpol on nix mieh als Jis on Schnie. Nä! laot mir leever all zosamme zom Rathuus jonn on Brud on Fleisch fordere on Arbeit för die Männer! Laot dat Schiff do! Laot dat aal Wiev do! Jaoht mit mir!"

Man hörte wohl Lachen von hier und von dort, zustimmende Rufe — aber als der Mann vom Block herunterstieg und den Zug anführen wollte, der zum Rathaus hinsollte, schloß sich niemand an seine langen Schritte an.

Auch wohlhabende Leute kamen, solche, die warme Mäntel und gebürstete Hüte trugen, sahen erst nur mit einer Neugier und einer fremden Zurückhaltung in all die Menschen hinein, nahmen aber dann, nach und nach, trotz des überlegenen Lächelns, zu dem sie ihren Mund breit zogen, trotz der Gründe der Vernunft, die sie den Umstehenden zuriefen, etwas von der allgemeinen Erregung an, mischten sich unter die Masse, drängten zum Wasser vor, sahen nach den Pappeln hin. Einzelne bleiche und erregte Gesichter zeigten sich unter ihnen, in denen derselbe Ausdruck des Leidens und des Glückverlangens lag wie in den Gesichtern der Armen. Dieselben großen Augen strahlten, hingen an den Pappeln,

dieselben weißen, erregten Lippen stammelten, beteten. Und da war zu sehen, daß die warmen Röcke und die gebürsteten Hüte nicht hinreichten, die Menschen glücklich zu machen: auch hier waren Wünsche, die aus dem Leben, das war, hinausstrebten nach einem andern, glücklicheren. Eine große Frau, in einen kostbaren Pelz gekleidet, vergaß alle gewohnte Achtung auf ihre Würde und ihr Ansehen unter den Menschen, drängte sich vor, mit einem bleichen, brennenden Gesicht, trug ihren Korb am Arm so gut wie die anderen Frauen, schob sich durch alles, was entgegenstand, bis zur Brücke selber vor.

Hier, an der Brücke, hatte sich ein Häuflein gebildet von solchen, die unbeirrt von dem Spott und dem Zweifel umher, alle mit ihren Körben am Arm — als ob die Körbe das Haupterfordernis der Reise seien — dastanden, auf das Wasser sahen, gewillt waren, so wie das Schiff kam, mit Knieen nnd Ellenbogen zu kämpfen und mit dem Schiff davon zu fahren.

Durch ihren stummen Ernst, und durch einen schmalen, freien Raum, auf den niemand, auch von den Spöttern keiner, immer in der sonderbaren Scheu, zu treten wagte, waren sie, wie Auserwählte, Geheiligte, von allen übrigen, die nur als Zuschauer dastanden, getrennt. Ganz vorne, am Holzgeländer der Brücke standen die Kinder, alle mit wunderlich großen, starren und strahlenden Augen in den bleichen, erregten Gesichtern, standen da, ohne zu sprechen, nur mit sich selber flüsternd, auf den Zehen, die Augen fest an die Pappeln geheftet, die kalten Hände an das Holz geklammert.

Und dieser nie an ihnen bemerkte Ernst, dieses geheimnisvolle Fieber und dabei dieses Schweigen der sonst

lärmenden und streitenden — das war es, was Frau auf Frau, einmal auch einen starken, bärtigen Mann, der dabei eine seltsame Ergriffenheit in dem durch Entbehrungen hager und gefurcht gewordenen Gesicht zeigte, aus der großen Masse zu dem Häuflein hinüberzog — denn es war zu sehen: aus den Kindern sprach der Herrgott selber, immer spricht der Herrgott aus den Kindern. Und unter dieses Häuflein trat auch die große Frau im Pelz, hielt die armen Kleider und die rauhen, wenig saubern Hände derer, die um sie standen, nicht von sich fern, sah wie die andern, still, noch traurig und doch in der Erwartung schon strahlend und fast glücklich, auf das Wasser hinaus.

Und, langsam erst, dann schnell anschwellend, stand die allgemeine Erregung wieder auf. Je näher der Abend herankam, je tiefer der weiße Dunsthimmel herabsank, je undeutlicher das Ufer drüben mit seinen Häusern und Fabrikschloten, den Bergen in der Ferne wurde, je mehr der Anfang des Wassers oben und sein Ende unten mit dem Weiß der Luft eins wurden, und je mehr dieses Weiß in ein Gelb, in ein Rot, in ein Schwarz überging, je mehr hob sich die Erregung und das schnell atmende Schweigen aus dem Gleichmut und dem Lärm wieder hinaus. Nun, da die Nacht kam, mußte auch bald die Entscheidung kommen. Die Ungewißheit aller Linien, die ganze rätselhafte Stimmung des Abends ließ die Erregung wie aus sich selber Nahrung nehmen, aufwachsen, in offenes Feuer übergehen. Es war, als ob alles nicht nur mehr dastehe, um an der Ansammlung teilzunehmen, sondern anfange, an das Schiff zu glauben, irgend ein Schiff in der Tat zu erwarten. Und plötzlich, wie durch die Spannung, die sich

von den Menschen der Luft mitzuteilen schien, in Bewegung gesetzt — erklang das Glöckchen einer Kapelle. Trotzdem der Klang kein andrer war als immer, schien er etwas Unirdisches an sich zu haben, nahm den Atem, ließ etwas in der Brust mit den Schwingungen des Metalls zittern, so daß jeder Mund sich öffnen mußte, um der Erregung im Innern Platz zu schaffen.

Und da — fast kein Wunder mehr, fast selbstverständlich und deshalb von keinem Aufschrei des Staunens begrüßt — erschien das Schifflein, kaum noch in der Dunkelheit von den Pappeln zu lösen, ließ dann die Pappeln hinter sich, ward breiter, zeigte deutlicher seinen Umriß, war braun, trug sein Segel gespannt, trug auf dem Segel einen Flecken so braun wie das Schiff. Und am Steuer stand ein Mann, schwarz in den Himmel hinein, größer als gewöhnliche Männer — ohne Bewegung, in einer übermenschlichen Ruhe sah er den Massen am Ufer entgegen.

Alles, was auf den Türstufen, auf den Stangen der Geländer saß, stand auf. Alles, was hinten war, drängte nach vorne. Und jetzt kein Lachen mehr, kein spöttischer Ruf, keine gehobene Hand mehr, kein von seinem Platz gerückter Fuß, kein Atemholen mehr — nur noch ein letztes, riesenhaftes, schweigendes Hinstarren.

Das Mütterchen saß noch, denn seine Augen sahen in dem Halbdunkel nicht mehr so scharf. Als aber das Schiff nahe war und groß, sein brauner Anstrich, der Flicken im Segel, der ragende Mann am Steuer deutlich zu erkennen waren — da stand auch das Mütterchen auf, sah noch einmal in seinen Korb hinunter, ordnete die Dinge da ein wenig, hob dann den Kopf und fing plötzlich mit

dem ganzen Gesicht zu strahlen an, nicht anders, als ob mit einem Mal innen eine Lampe angezündet sei. Die Augen waren frei und groß zu sehen, die weißen Haare auf dem Scheitel zitterten, wie wenn ein leiser Wind hineingriffe. Das Mütterchen ließ den Kopf, als ob er durch einen Strick damit verbunden sei, immer mit dem Schiff gehen, zog ihr Tuch zusammen, hob ihre Röcke mit der Hand, trat einen Schritt vor, um nur gleich ohne Säumen einsteigen zu können.

Das Schiff kam in der Tat auf das Ufer zu, kam dicht an das Ufer heran. Alle Köpfe am Ufer gingen mit ihm, standen gerade auf den Hälsen.

Aber — sonderbar — auf dem Schiff war keine Frau zu sehen, die mit Speise und Trank umherging, keine Männer und Frauen, die auf den Bänken rundherum saßen mit ihren Körben auf dem Schoß und ihren Kindern vor den Füßen. Und — war es zu glauben? — das Schiff hielt nicht auf die Brücke zu, nun, da es ihr auf Seillänge nahe war, der Mann ließ das Steuer stehen, wie es stand, rauchte wie irgend ein andrer Schiffsmann aus kurzer Pfeife, spie aus, sah nach dem Ufer hin und schien verwundert.

Das Schiff glitt langsam, von der Bewegung der Wellen getragen, vorüber.

Ein gewaltiger Ruck entstand unter den Menschen, ein Durcheinandersprechen, Rufen, einzelne helle Schreie schwirrten wie flatternde Vögel aus dem allgemeinen Brausen und dumpfen Hallen heraus. Dann ein Schlagen von tausend Schuhsohlen an die Erde, das den Schall der Stimmen erschlug — alles lief den Rhein hinunter, einer riß den

andern mit, ein Stück nur. Da war eine letzte, kleine Brücke, an die niemand gedacht hatte, die mehr für Nachen bestimmt war als für Schiffe.

Allen voran lief das Mütterchen, hielt seine Röcke hoch, setzte die Füße mit einer trippelnden Schnelligkeit, die niemand dem kleinen, dürren Körper zugetraut hätte, ließ alle, Kinder, Männer und Frauen, hinter sich, stand und winkte dem Schiff mit dem Korb entgegen, rief mit heller, vor Freude sich überschlagender Stimme, hatte die Augen voll glücklicher Tränen.

Aber das Schiff fuhr vorüber. Der Mann am Steuer nahm sogar ein Stück Holz und warf es gegen die Frau.

Niemand lief mehr mit dem Schiff, jeder Schuh blieb auf seinem Fleck stehen. Und dann brach — wie eine Erlösung kommend — ein einziges Lachen los, hell, knatternd, wie eine Reihe schnell sich folgender Schüsse. Jeder lachte, um zu zeigen, daß er nicht zu den Dummen gehört hatte, die an das Schiff geglaubt hatten. Die Frauen versteckten ihre Körbe hinter ihre Rücken, unter ihre Tücher, die Männer verschwanden mit schnellen Schritten in den dunklen Seitengassen. Nur die Kinder standen noch umher, wie eine führerlose Herde.

Aber das Mütterchen, ohne zu säumen, löste sich von der Masse, ging, immer schnell und mit trippelnden Schritten, neben dem Schiff her, immer rufend, immer winkend.

Schon klang das Lachen der Masse fern, hell, als ob nur noch die Kinder lachten, schon drehte sich der Rhein, ließ die Menschen und die Türme der Stadt hinter sich, hatte nichts mehr als die weite, schwarze Nacht vor sich, — und

noch immer lief das Mütterchen mit, unermüdlich, winkend, rufend.

Aber das Schiff fuhr — der Sandbank wegen — nach dem andern Ufer hinüber, wurde kleiner, verschwand im Schwarz.

Das Mütterchen blieb stehen, sah plötzlich gebückt und klein geworden aus, stand immer da und sah in das Schwarz hinein.

Aber dann schien ihr ein Gedanke zu kommen: Was? Das war nicht das richtige Schiff!, Das richtige Schiff kommt noch! Da waren ja keine Männer und Frauen drauf — schnell, zurück, nur schnell, damit ich noch zur Zeit komme.

Und das Mütterchen drehte sich, raffte ihre Röcke aufs neue, lief, so schnell wie sie vorher gelaufen war, zurück, zu ihrer Brücke, zu ihrem Holzblock.

Das Ufer war leer geworden, als hätte ein Ostwind alles in die Gassen hineingeblasen. Nirgendwo ein Schritt mehr, der klang, nirgendwo eine Stimme mehr, die sprach oder lachte.

Das Mütterchen setzte sich auf ihren Block — auf den, auf dem sie zuerst gesessen hatte, da nun keine Menschenhaufen mehr um sie her drängten — drehte den Kopf wieder der alten Richtung zu.

Der Mann, der am Morgen vorübergegangen war und die Laternen ausgelöscht hatte, ging wieder vorüber, ließ Licht um Licht entstehen.

Das Mütterchen saß und rührte sich nicht. Und wäre eine Laterne so nahe gewesen, daß der Schein ihr Gesicht getroffen hätte, so wäre zu erkennen gewesen, wie das Ge-

sicht des Mütterchens sein Leuchten noch beibehalten hatte, wie die blauen Augen noch unverändert offenstanden und strahlten, wie die weißen Haare auf dem Scheitel, die Erregung des Innern wiedergebend, noch weiter zitterten, und wie der Mund sich ohne Aufhören öffnete und zutat, um flüsternde, erregte Worte hervorzubringen, die, in der Gewißheit des Glücks, das kam, voll eines kindlichen Lachens waren und voll Dankbarkeit gegen die, die ihr in der Nacht erschienen war und ihr dieses Glück verheißen hatte.

Musikantentod

Die sieben Männer stellten sich in einen Kreis, hoben die goldenen, in der Sonne blitzenden Instrumente an den Mund — und schmetternde, schnellfüßige, sorglose Klänge sprangen plötzlich in die Mittagsstille des Dorfes hinein, sprangen in die offenstehenden Tore, schlugen wie hingeworfene Steine gegen die Fensterscheiben.

Ein einzelner, heller Ruf flog auf: „Die sibbe Bröder!" Dann öffneten sich die Fenster, in die Tore traten Männer und Frauen, in Hemden und bunten Kattunjacken der sengenden Hitze wegen, die Hunde in den Höfen bellten, die Kühe in den Ställen brüllten, die Hähne flatterten auf die Zäune und riefen ihre Hühner herbei. Und, ohne daß zu sehen war, woher sie kamen, stand auf einmal um den Kreis der Sieben her ein vier-, fünf- und zehnfacher Kreis von Kindern, Kindern mit nackten, braunen Beinen und bloßen, blonden Köpfen. Auf den Zehen standen sie, nahmen die Musik mit den Ohren und offenen Mündern zugleich in sich auf, wollten eines über das andere wegsehen.

Da war in der Tat viel zu sehen — die Augen durften nicht still stehen, wenn sie alles bemerken wollten. Da waren die schönen, blauen Uniformen, mit denen die Sieben

angetan waren — mit goldenen Knöpfen und roten Schnüren bedeckt, schienen sie aus einem fremden Wunderland zu stammen. Da waren die siebzig Finger, die blitzschnell auf und nieder gingen, da waren die sieben bärtigen, verbrannten, abenteuerlichen, dick aufgeblasenen Gesichter. Ein kleiner Buckel unter den Brüdern bestand aus nichts als einem großen Hut oben, zwei Schäftenstiefeln unten und dem goldenen, riesenhaften, gebogenen Horn in der Mitte. Er warf den andern, die zwar um zwei Köpfe größer waren als er, aber doch nur kleine Hörner und Trompeten trugen und damit ungleich schneller waren, lächerlich flehende und zornige Blicke zu, während er sich mit roten, aufgeblähten Backen bemühte, beizubleiben. Da war ein andrer, der der Kapellmeister zu sein schien, denn er hob sein Instrument jedesmal, wenn ein Stück anfing oder endete, hoch in die Luft. Er stand stolz und gerade da, mit herausgedrückter Brust, schön und glänzend, fast wie ein Offizier, trug einen schwarzen Schnurrbart, dessen Haare dünn und weich waren wie aus Seide, und sah, während er blies, mit strahlenden und lachenden schwarzen Augen zu den Mädchen und Frauen hinauf, die in den Fenstern lagen und zu ihm hinuntersahen.

Da war endlich ein Alter, ein Weißbart, der über alle wegragte, groß wie ein Berg war und so breit wie zwei der anderen zusammen. An ihm, als dem größten Wunder, blieben die Augen der Kinder hängen. Sein Gesicht war braun und zerrissen wie die Rinde eines Baumes, schien von der Sonne eines vergangenen, vergessenen Jahrhunderts verbrannt, und während er blies, zuckte es wie Blitze darin. Seine Augen aber waren unter den Büschen seiner

weißen Brauen und den aufgeblasenen Backen versteckt. Auch seine Trompete — die, wie man hätte meinen sollen, Häuser und Kirche schwankend gemacht hätte — war aus dem Schall der sechs übrigen nicht herauszuhören. Kam aber eine Stelle, wo die Melodie weich und leise wurde, wo die sechs andern sonderbar die Köpfe auf die Seite legten und mit weiten Augen zur Erde sahen, dann klang das Instrument des Alten plötzlich hell über alle anderen hinaus, sang wie eine Menschenstimme, ließ das Lied wie einen Vogel hoch über den Köpfen der Zuhörenden schweben; der lange, weiße Bart bebte, wie von einem Wind bewegt, und plötzlich zeigten sich zwei helle, blaue Augen, die über die Kinder weg in den fernen Himmel hineinsahen. Die alten, braun gewordenen Kriegsmünzen und das eiserne Kreuz, das mit Nadeln vorne an den Rock gesteckt war, hoben sich und senkten sich dazu, zitterten, klirrten aneinander durch die mächtige, atmende Bewegung der Brust.

Eine Freude war in das ganze Dorf gekommen, ein Lachen, Zurufen und Lärmen, ein Hin- und Herwinken, Sichbewegen und Laufen. Der Himmel war blauer, die Sonne goldener geworden.

Dann schwieg die Musik. Der Kapellmeister ging mit der umgekehrten, goldberänderten Kappe in der Hand von Tür zu Tür, von Fenster zu Fenster, an den Zäunen entlang, sammelte das Geld, das in die Kappe fiel, immer wieder in die beiden Rocktaschen, — die Sieben spielten noch eins, selber voll Freude an den Klängen, die sie hervorbrachten, steckten die Instrumente unter den Arm, gingen zum Dorf hinaus, auf die weiße, brennende Landstraße hinaus.

Das Dorf hinter ihnen fiel wieder in seinen Schlaf —

aber schon sprangen die schmetternden Töne wieder durch das nächste Dorf, weckten Menschen und Tiere.

Auf die Art zogen die sieben Männer durch das Land, Sommer und Winter, das eine Ufer hinauf, das andre hinab, standen jetzt im Felsgeröll, neben verwitterten Tannen im letzten, höchsten Schweizerdörfchen, wo die Glocken der Kühe und Ziegen in ihre Musik hineinklangen, standen ein halbes Jahr später unten im Niederland, zwischen den äußersten Fischerhäuschen, wo das Brausen des Meeres ihre Klänge übertönte. Selten gingen sie seitwärts ins Land hinein, vom Strome weg — es war, als ob sie mit ihm, dem unablässig wandernden, verwandt, eins mit ihm, nicht von ihm zu trennen, ohne ihn unlustig, müde, unfähig zu leben seien. Verließen sie aber doch für ein paar Wochen das Ufer, so suchten sie lieber das lustige, leichte, lärmende Frankreich auf, wo man bei ihren Klängen zusammenlief wie in der Heimat, als das ernste, schweigsame, schwere östliche deutsche Land, wo die Fenster verschlossen blieben.

Überall trugen sie Freude hin, brachten etwas von ihrer Sorglosigkeit, ihrer Freiheit, ihrer überlegenen Verachtung der körperlichen Arbeit in den summenden Fleiß und ewigen Alltag der Dörfer. Nur um die großen Städte zogen sie in weiten Bogen herum, waren ihnen nicht freund; denn da hatte niemand Zeit, ihrer Musik zuzuhören, waren alle eilig und beschäftigt, da lachte man über die einfache Art ihrer Klänge und die ehrliche, freudige, selbstbewußte Art, mit der sie sie hervorbrachten; die Straßen waren so voller knarrender Wagen und durcheinanderlaufender Menschen, daß für ihren Kreis kein Platz blieb, herrische Be-

amte kamen und trieben sie wie Strolche aus den Straßen wieder in das offene Land hinaus.

Das war ihr Leben und Schicksal, wie es das Leben und das Schicksal aller der Brüder ist, so viele ihrer von Dorf zu Dorf ziehen. Es gibt auch sonst manche Not bei ihnen, manchen Hunger, manches Umherirren in endlosem Regen, manches Frieren in den bunten, so glänzend aussehenden Uniformen, wenn die Bauern ihre Scheunen versperren oder die im Stroh Liegenden mit Hunden und Knütteln wieder in die Nacht und den Schnee jagen.

Darum heißt es sich zusammentun zu kleinen Scharen, die vereint den Unbilden der Wanderschaft trotzen, überall in der Fremde ein Stück Heimat und Freundschaft um den einzelnen bilden. Und da ist es nun merkwürdig, keineswegs durch die Art ihrer Musik, die Art ihrer Instrumente bedingt, nicht anders als aus einer geheimnisvollen, versunkenen Zeiten entstammten Überlieferung zu erklären — daß ihrer immer sieben und sieben sich zusammengesellen; nie sind ihrer sechs, nie ihrer acht zu sehen. Und da sich nun weiter solche sieben Männer in der Tat alle mehr oder weniger ähnlich sehen — alle haben sie dieselben sonderbar geweiteten Augen, die nie nach dem zunächst Liegenden hinsehen, sondern immer nach etwas, das darüber hinaus, in einer unbekannten Ferne liegt; alle tragen dieselben bestaubten, in Falten herunterhängenden, bunten Uniformen, die sich durch ihren Staub sowohl als durch die goldenen Knöpfe, Bänder und Schnüren gleich sehen; allen hängt das Haar strähnig und ungeschoren unter den Kappen heraus, alle haben sie dieselben langen, ausgreifenden Wanderschritte, alle, während sie schreiten, dieselbe Art, das In=

strument unter dem Arm zu tragen und den andern Arm neben dem Körper hin und her schwingen zu lassen, alle dasselbe Aufleben, wenn sie im Kreis stehen und die Instrumente ansetzen, dasselbe hingegebene Bewegen der Köpfe, dasselbe unbekümmerte und unbekümmert machende Hinlachen zu den Leuten — so scheinen es in der Tat immer sieben Brüder zu sein, die immer die gleichen bleiben, nie aussterben, wie wirkliche Brüder fest zusammenhalten in der Masse der übrigen, fremden Menschen. —

Die Sieben gingen durch das Gras am Ufer entlang, sahen, aus den letzten Bergen kommend, von Zeit zu Zeit über den Strom hin, als suchten sie die Berge noch, gewöhnten sich aber dann an das weite, flache Land mit seinen Weiden und einzelnen Bäumen, mit seinen Kirchtürmen in der Ferne, die allein das Dasein eines Dorfes anzeigten, und begannen wieder in alter Weise Scherz zu treiben, sich Abenteuer zu erzählen, leise vor sich her zu singen.

Mit einem Mal drehten sich die ersten sechs um und sahen nach dem siebenten zurück: da saß der siebente, der Alte, Weißbärtige, mit dem Rücken gegen einen Weidenstumpf gelegt, und sah nach den sechsen hin.

„No, vürwärts, flink!" riefen die sechs.

Aber der Alte, der nie müd, nie krank gewesen, dessen Beine mit ewiger Kraft begabt zu sein schienen, gab keine Antwort, rührte sich nicht, saß da, hilflos, wie ein hingeworfener Sack, sah nur immer nach den sechsen hin.

„Hä kann nit mieh," sagte ein Junger, Blondlockiger und machte einen Schritt nach dem Alten zu, hob die Hand an die Augen, um besser zu sehen.

„Dän janzen Dag hält hä ons op — et es, als wenn

mer en Eisen an de Föß hänge hät," sagte ein Rotköpfiger schimpfend, wandte sich schon zum Weitergehen.

„No jo — et es Middag, et es mir selver heiß zom Ömfallen," sagte ein Langer, der gerade und schmal wie ein zweihändebreites Brett war und braune, trauige Augen in einem Gesicht hatte, das unter all den roten, verbrannten allein bleich war.

„Mer taufen in, stecken in en't Wasser, domet hä widder frisch wied," sagte der Buckel, dem das große Horn, das er um die Schulter trug, fast bis zur Erde reichte, und rief lustig, lachend: „No, Aal, wat es? Munter, Frußvatter!"

Ein breiter, dicker Mann mit buschigem, braunem Schnurrbart und merkwürdig träumerischen, in sich selbst hineinsehenden blauen Augen darüber, ging weiter, ohne sich um das Ereignis zu kümmern, ein wenig taumelnd, ganz seinen Gedanken nachtappend. Niemand der anderen ahnte diese Gedanken: er hatte eine junge Frau und zwei lärmende, immer erzählende Kinder daheim im Zimmerchen sitzen, sein Dorf lag nur ein paar Stunden noch den Rhein hinunter, am andern Ufer — am Nachmittag noch werden sie an ihm vorüberwandern. Er sah den Schieferturm der Kirche mit dem goldenen Hahn vor sich, sah das Zimmerchen mit den Gardinen und Blumen an den zwei Fenstern und seinem Schusterschemel in der Ecke, er sah die Frau den Kopf zum Fenster hinausstrecken und zu ihm hinuntersehen, wenn er zum Zeichen der Wiederkehr ein Steinchen gegen das Glas warf, er hörte die Kinder die Treppe hinunter trappeln und mit hellen Stimmchen nach ihm rufen — Gott, o Gott du, was ist das nur in ihm, das ihn

abhält, die sechs allein weiterwandern zu lassen, das Wandern dran zu geben, nach Haus, in die Heimat zurückzukehren?

Auch einige der andern wollten weitergehen, der Kapellmeister aber stand und sah mit einem ernsten, prüfenden Gesicht nach dem Weißbart hin.

Und zugleich hob der Junge, Blondlockige seine Beine auf und ging schnell, mit weiten Schritten, zu dem Alten zurück.

Die andern sahen ihn einen angeschwemmten Ast vom Ufer holen, sahen, wie er den zu einem Stock zurechtschnitt, dem Alten in die Hand gab, wie er den Alten in den Arm nahm, wie die beiden, Arm in Arm, daherkamen, der Weißbart nicht mit kurzen, schwachen Schritten, sondern mit den gewohnten riesenhaft langen — nur daß zwischen Schritt und Schritt jedesmal eine Weile des Ausruhens lag.

Als sie herangekommen waren, zeigte sich auf dem Gesicht des Alten sein gewöhnliches, derbes, bärbeißiges Lachen, das einem Wilden anzugehören schien und doch gutmütig wie das eines Kindes war, und das den Mund so breit zog, daß man ein ganzes Brot hätte hineinstecken können. Auch war zu sehen, wie er bestrebt war, den ungeheuren Rücken gerade zu tragen, die Beine mit den schweren, eisenbeschlagenen Schuhen fest und regelmäßig wie sonst hinzusetzen. Zugleich aber sahen alle, daß sein Gesicht mit einem Mal so weiß wie sein Bart und so merkwürdig schmal und klein wie ein Kindergesicht geworden war.

„Et es widder vürbei,“ sagte er mit einer Stimme, die nicht wie sonst laut und schallend war, als ob sie aus einem mächtigen, hohlen Faß klänge, sondern schwach und spitz, wie auf einer langen Spule dünn gezogen. Dabei

zog er seinen Arm aus dem Arm des Jungen, ging gleich weiter, ging den anderen voran, wandte den Kopf zurück, immer mit seinem breitgezogenen Lachen, als wolle er seine Kraft zeigen, wolle sie auffordern: Kommt nur mit, wenn ihr mit mir Schritt halten könnt!

Aber kaum hatte er ein paar Schritte getan, so schwankte er wie ein Karren, dem ein Rad bricht, ließ seine Füße eine Weile auf ihren Plätzen stehen, weit voneinander gestellt, saß mit einem Mal an der Erde, so schnell, als ob sich ein stiefelgroßes Kind und nicht ein langer, schwerer Mann gesetzt hätte, lachte von unten zu den andern hinauf, selber ein wenig überrascht, aber zugleich mit einem Ausdruck, als wolle er sagen: auch das hat nichts zu bedeuten, es ist schon wieder vorbei. Er wollte schnell und leicht wieder aufstehen, machte aber dann plötzlich die Augen zu, sank nach hinten, lag da, im Gras, ausgestreckt, bewegte keinen Arm, keinen Fuß, keine Muskel im Gesicht mehr.

Alle standen, sahen erschreckt zu ihm hinunter.

Der Lange, Schmale bückte sich über ihn, legte ihm die Hand schnell, leise, prüfend auf die Brust, zwischen Rock und Hemd, und fragte: „Levvs du?“

Der Alte winkte mit der Hand, ohne die Hand aus dem Gras zu heben, lachte wieder, ohne die Augen aufzutun, machte plötzlich ein ernstes Gesicht, fing dann schon an, die Brust zu heben und einzuziehen, leise zu schnarchen.

„Zom Düwel! Mir jonn!“ sagte der Rothaarige, steckte sein Instrument unter den Arm und schritt aus.

Aber der Kapellmeister rief mit entschiedener Stimme, dabei immer dem Weißbart ins Gesicht sehend: „Nä — mir blieven! Der Aal hät Rääch — et es zo heiß. Mer läjen

ons nebben in en't Jras on schlaofen." Damit lag er schon da, schob die bunte Kappe als Kissen unter den Kopf und streckte die Beine aus.

Alle folgten ihm, legten sich einer neben den andern hin, ohne den Schatten eines Baumes, einer Scheunenwand, der Sonne gewohnt, in die volle Sonne, öffneten nur den Rock, streckten Arme und Beine von sich, sahen noch einmal nach dem Buschbärtigen hin, der, ohne auf sie zu achten, langsam und schwankend seines Weges weiter ging, das hohe Gras und die Enden des Sauerampfers spielend durch die Hände ziehend.

Eine Weile schien es, als ob alle schliefen. Aber dann, in einer gemeinsamen Unruhe saßen alle wieder da, sprachen nicht, atmeten nicht, hörten auf das hastige, röchelnde Schnarchen des Alten hin und sahen mit starren Augen, mit traurigen, düstern Gesichtern aneinander vorbei auf den Rhein hinaus.

Nur der Buckel warf noch Steine flach über das Wasser, die das Wasser berührten, wieder absprangen und so in zierlichen Absätzen wie hinstreichende, kurz die Flügel netzende Vögel über das Wasser hinflogen. Aber da niemand seinem Spiel Beifall gab, legte er den letzten Stein nieder, sah alle an, zog dann auch sein Gesicht in die ernsten Falten der übrigen und sah starr und regungslos wie die andern auf den Strom hinaus.

Es war so still, daß das Anrauschen der Wellen an den Kies des Ufers mit einem Mal laut wie fernes Donnern zu hören war. Und dann schien noch etwas anderes an die Ohren zu dringen, ohne daß die Augen etwas sahen, die Gegenwart von etwas Geheimnisvollem schien sich fühl-

bar zu machen. Die sieben Brüder kannten dieses Geheimnisvolle, Unsichtbare: der achte Bruder war da, der mit längeren Schritten als die ihren von einer Siebenerschar zur andern zog, bei jeder eine Weile lagerte, im Gras, im Schnee, wo es gerade war, dann für Jahre verschwunden blieb und plötzlich wieder unter ihnen saß — der große, starke, lachende achte Bruder war da: der Tod war da!

Alle saßen lautlos, hielten die Köpfe und die Schultern gesenkt vor diesem Unsichtbaren, Gewaltigen.

Dann fing der Rothaarige wieder zu sprechen an, kurz, ärgerlich, indem er seine Pfeife ausklopfte, um sich eine neue anzuzünden: „Hä hält nit mieh Schritt, hä es zo End met singem Wandern."

Eine Weile sprach niemand.

Dann sagte der Kapellmeister, indem er die Augen vom Strom wegnahm und traurig zu Boden sah: „No jo — mir waden, bis hä widder Kraft in dä Bein hät."

„Wat wade?" rief der erste laut, ohne Furcht, „hä stirv jo!" Er sah alle an, fügte dann hinzu: „No jo — hä es alt jenog, jeder moß einmal sterbe."

Wieder schwiegen alle, nahmen alle die Augen vom Wasser weg, sahen alle zum Gras der Erde hinunter — während unveränderlich das röchelnde Atemholen des Alten zu hören war.

„Wahrhaftig," sagte dann der Buckel, keinen ansehend, „mir han kein Zeit, mir mösse vür däm Winter us em Niederland zoröck sen — soll ons dä Schnie do ovven am Meer packe?" Er zog seine Stiefel, die, wenn er saß, so groß waren wie er selber, einen nach dem andern aus und schüttete Steine heraus.

Von dem Jungen, Blonden, der auf der Wanderung oft, abgesondert von den andern, neben dem Alten herging und sich von den alten, versunkenen Zeiten, von den Schlachten, die der Alte auf seinem Pferd mitgekämpft, erzählen ließ, drang ein langer, schwerer, zitternder Atemstoß her.

„Mir möſſen all sterve!" sagte der Rote, warf die Worte schneidend in die sonnige Luft hinaus, wo sie, in ihrer nackten Häßlichkeit, in ihrer Furchtbarkeit die Vögel vertrieben, die vor ihnen davonflatterten.

Der Kapellmeister stand auf, schwer, als ob er, seit er da saß, dreißig Jahre älter geworden, ging zu dem Alten hin, sah ihm wieder ins Gesicht und sagte: „Jao, hä stirv wirklich."

Gleichwohl aber setzte er sich wieder neben die andern, schien noch auf den Alten warten zu wollen, ließ aber dann den Kopf ganz auf die Brust hängen, fuhr sich, um den Anschein der Gleichmütigkeit hervorzurufen, mit der Hand säubernd über den Rock.

Mit einem Mal kamen da von dem Jungen leise, unterdrückte, schluchzende Töne her: er legte den Kopf in die Hände, vergrub sein Gesicht, biß krampfhaft den Mund zusammen, um die Töne nicht heraus zu lassen.

Niemand sah nach ihm hin, niemand stand auf, verspottete ihn oder tröstete ihn. Sogar der Rotkopf sah starr zur Erde hin.

Alle saßen da, wie halbleere Säcke, regungslos, zusammengesunken, schienen auf etwas zu warten, was kommen müsse und diesen Druck, diese atemnehmende Furcht von ihnen nehme. Es war nicht möglich, daß jetzt, wo alles voll Sonne und Vögeln war, wo ein Tag nach dem andern voll Lachen und singender Wanderschaft war, daß da jetzt

so etwas Schweres, Schwarzes, Starres hineinfalle. Alles war voll Leben, voll Bewegung in ihnen, um sie her: was will der Tod da, das Abschiednehmen, das unbewegliche Liegenbleiben, das Vermodern?

Endlich stellte sich der Buckel auf die Füße, sah erst noch einmal nach seinen Stiefeln, sagte dann: „Jaoht ihr — ich blieben bei im. Jch bringen in en 't nächste Dorf do."

Aber schon kniete der Junge aufrecht neben dem Weißbart, sah mit überträntem Gesicht zu den andern hin und sagte: „Nä, ich — ich blieben bei im — ich bringen in en't Dörp. Jch ben stärker als der Puckel."

Alle standen auf, nahmen ihre Jnstrumente unter den Arm.

„Jod," sagte der Kapellmeister, „du bes noch weich, du bes dat Wandern noch nit gewennt, du häs noch keinen sterben jesin. Jch ben fufzehn Jaohr mit em zosamme jewäs, ich han mänch Freud on mänch Leid mit im jedrage, ich han in jekannt, als ich noch e Kind waor on an der Dör saoß on er noch ene kräftige Kääl waor met brungem Bart — äbver jod: dich hät hä am leebste jehatt von ons, sorg du för in, dröck du im die Ooge zo."

Alle standen da, eine ganze Weile noch, sahen dann noch einmal scheu, unter halb herabgenommenen Lidern her, nach dem Alten hin, schritten davon, mit ihren alten, weiten Schritten, doch mit hängenden Schultern und Köpfen, ohne auch wie sonst die freien Arme neben dem Leib hin und her schwingen zu lassen, gingen auch nicht nebeneinander, zu zweien und dreien wie sonst, wo sie die Köpfe einander zu bewegten oder einmal nach dem Strom, ein andermal nach den Wiesen und Dörfern des Landes zu drehten —

sondern einer ging hinter dem andern her, immer mit steifen, auf die Brust herabgefallenen Köpfen.

Aber plötzlich — als fühle er, daß die Augen aller von ihm weggenommen waren — richtete sich der Weißbart auf, sah den Jungen neben sich, sah außer dem Jungen keinen mehr, wurde verwirrt, sein Gesicht färbte sich jäh, von unten herauf, rot — dann sah er die andern, die durch das Gras am Ufer vorbei gingen, von ihm weg, Schritt auf Schritt, immer von ihm weg.

Er öffnete den Mund, um irgend einen Schrei auszustoßen, streckte die Arme aus, als wolle er die Davongehenden an den Röcken zurückhalten.

Der Junge legte ihm den Arm um die Schulter, wollte ihn sanft wieder ins Gras niederziehen.

„Wat es dat? Wat maht ihr mit mir?“ rief der Alte, schlug mit den Armen um sich, um von den Armen des Jungen loszukommen, drohend, zugleich entsetzt.

„No jo — Ihr hat kein Kraft mieh. Ich bringen Üch en't Dörp, en't Spital. Wat? Du sollst wahl baal jesond wäde.“ Der Junge lachte, um die Sache so recht als unernst, vollkommen gleichgültig darzustellen.

Der Weißbart aber bekam plötzlich Leben. Er stützte seinen mächtigen Körper auf die Kniee, richtete sich, auf den Knieen bleibend, hoch auf, verharrte so, während die goldene, prangende Uniform einen merkwürdigen Gegensatz zu dem qualvollen, verzweifelten, zerrissenen Ausdruck seines Gesichtes bildete, und fing an, auf eine sonderbare Art zu schreien, wie ein junger Hund, mit vorgestrecktem Kopf und langgemachtem Hals, indem er den Mund dabei, wie kauend, auf und zu tat.

Die andern vorne blieben stehen, drehten sich erschreckt um.

Und der Alte, in dem Bemühen aufzustehen, doch ohne Kraft dazu, in dem Drang aber auch weiterzukommen, den andern nachzugehen, bei ihnen zu sein, und sich so, immer auf den Knieen, weiterbewegend, schüttete nun Worte aus, flehend, in einer Angst, die den andern das Blut stillstehen machte. „Ihr — ihr — laot mich nit lijje he! Ich sterben nit — ich ben jesond, ich ben stark. Ich well bei üch blieven, ich well nit allein do em Bett lijje, em Dörp, bei dä Buere. Ich well mit üch an't Meer, ich well dat Meer noch ens sin. Seht doch her — ich jonn jo, ich jonn jo!"

In der Tat kam er wirklich, aufrecht, auf seinen langen Beinen daher. Dabei zog er den Mund zu dem alten derben, kraftvollen, fröhlichen Lachen — aber es kam nur ein gellendes, schreckenerregendes Lachen heraus, das zugleich einen Schmerz in den Ohren hervorrief. Und immer — während er aufrecht, in Anspannung aller Kräfte einherging, langschrittig wie früher, aber taumelnd, stets dem Umfallen nahe — streckte er die Hände mit den gespreizten Fingern von sich, um nach dem ersten fremden Rock zu greifen, sich daran fest zu klammern.

Dazu rief er: „Die Junge do — ich ben och jung jewäs, han och rude Backe jehatt, ich han om Päd jesesse on dä Säbel en der Hand jehaale, en drei Kriegen han ich zom Aanjriff jeblaose, ben en dä Feind hineinjeschlage! Seht her dat Krüz us Eisen op minger Brust! On dä Schwarze do, dä Schöne — och ich han ming Mädche om Schuß setze jehatt, han et jestrichelt on öm die Scholdern jepackt! On dä Schnurrbart dovür, dä Trurige — ich han och ming

Hüüsche on ming wieß Modder drin jehatt, han se am Finster setzen on op mich wade losse — ihr — ihr — hürt doch — hürt ihr nit? —"

Er rief die Sätze jedem einzelnen zu, nahm, herangekommen, die beiden Hände des Schmalen, der zunächst stand, in seine beiden Hände, drückte seine Stirn darauf, während er wieder in die Kniee fiel und seine weißen Haare im Nachmittagswind flatterten.

Und, als ihm der Schmale keine Hilfe brachte, nahm er die Hände des zweiten, des dritten, sah zu allen auf, mit großen, flehenden Augen, die starr wie aus Glas waren und nicht mehr blau, sondern weiß wie Gesicht und Bart.

Einer nach dem andern, aber selber mit weiß gewordenen Gesichtern, öffneten den Mund, brachten ein paar tröstende Worte heraus: „Et duert nit lang, e paar Wochen, dann bes du jesond — wenn mer zoröckkomme, dann nemmen mer dich mit." Und er ergriff Hände auf Hände, versuchte wieder und wieder sich aufzurichten, um die Freunde oben an den Röcken zu fassen, winzelte dabei, mit langgezogenen, dünnen Tönen, sah immer mit den weißen, kraftlosen Augen zu ihnen auf.

Da!

Plötzlich schmetterte ein Signal durch die Luft, das Reitersignal: zum Angriff! Der Junge hatte die alte Kriegstrompete, die dem Arm, der sie siebzig Jahre getragen, zum ersten Mal entfallen war, aufgehoben und an den Mund gesetzt.

Der Weißbart drehte bei den wohlbekannten Klängen den Kopf ein wenig, ohne die Hände von dem Rock, den sie umklammert hielten, zu lösen.

Wieder das Signal!

Er schob langsam den ganzen Körper herum, legte den Kopf schief auf die Schulter und horchte wie nach überirdischen Tönen hin, festgebannt, wie von einem Zauberschlag berührt.

Der Junge trat vor ihn, zeigte ihm die Trompete, die, vom Alten jeden Morgen mit Ufersand und Rockärmel treu geputzt, in der Sonne blitzte, und sagte mit hellem, frischem Ton: „Wat? Sed Ihr domols, em Krieg, och esu fürchtsam jewäs? Do seid Ihr allein en dä Feind erein, hat Üch nit ömjedriht, ob die andere bei Üch sen. On jetz — no jo, jetz sed Ihr krank, die Krankheet es Üre Feind — wat? Do wäd Ihr doch nit bang sen? Dän wäd Ihr doch wahl aangriefe, dän wäd Ihr doch wahl zwinge?"

Der Alte sah den Jungen an, hielt den Kopf immer schief, als höre er die dröhnenden Töne der Trompete noch über sich. Wieder überzog sich sein Gesicht mit der hellen, von unten herauffsteigenden Röte — langsam, als habe das Blut keine rechte Kraft mehr hochzusteigen. „Ich fin üch nit widder — ich weiß et wahl —" sagte er in dem früheren, flehenden Ton, „ihr laot mich bei dä Buere zoröck, laot mich do sterbe."

„No jo — on wenn du stirbs! Donnerkiil, kein Furcht han! Jetz seid Ihr Üeren eijenen Feind, flöck auf! zom Aanjriff jäjen Üch selbs!" Und wieder hob der Junge den Kopf, setzte die Trompete an und ließ das Metall schmettern, in den mächtigen, ehernen Klängen, mit denen es einst in den Feind hinein, über den Donner der Kanonen hinweg, geschmettert hatte.

Und — siehe da — ruckweise, mit jedem Ton des

Signals ein wenig höher, richtete der Weißbart sich auf, stand auf seinen schweren, vom Staub weißen Schuhen, stand da, groß und ragend wie ein Berg, auf seinen Stock gestemmt, drückte die Brust heraus, zeigte die goldenen Münzen und das schwarze, eiserne Kreuz darauf, reckte den Kopf hoch, griff nach seiner Trompete, hielt sie in der Faust, stand so da wie in der Jugend, wie in der Zeit der Kriege, sah alle mit einem letzten, leuchtenden, fröhlichen und stolzen Blick an, zog den Mund breit zu seinem letzten, ehrlichen Lachen, schwenkte sogar ein wenig Hand und Trompete — und drehte sich um, dem Dorf zu, den Bauern, den Fremden: die Brüder haben recht, es hilft kein Sträuben mehr, es muß gestorben sein, Wanderschaft, Strom und Blasen lebt wohl!

Vom Arm des Jungen gehalten, ging er davon. —

Am Abend lagerten die Brüder unter einem uralten, gewaltigen Birnbaum, an dessen mit Steinen heruntergeholten Früchten sie sich satt gegessen hatten.

Der Junge war ohne den Weißbart zurückgekehrt, lag unter den übrigen da.

Der Schnurrbärtige saß abseits, den Kopf in die Hände vergraben und hörte zu, wie die Glocken aus dem Dorf herüberklangen, das mit seinen weißen Häusern am andern Ufer aufgestellt war — sein Heimatsdorf, wo jetzt wohl Frau und Kinder auf der Bank vor dem Häuschen saßen, mit den Nachbarn sprachen.

Der Buckel stand nackt, bis über die Kniee im Strom und warf Hände voll Wasser gegen die Vögel, die ihn umzwitscherten.

Die andern lagen auf dem Rücken im Gras, die Mützen unter den Kopf geschoben, Arme und Beine von sich ge-

streckt, sahen in den Himmel hinauf, an dem riesenhaft getürmte, glühende Abendwolken standen, oder machten von Zeit zu Zeit die Augen zu und schienen zu schlafen.

Die Vögel waren mit einem Mal verschwunden, ohne daß zu sehen war, wohin — schliefen. Auch der Buckel ging ans Land, zog sich an, legte sich zu den übrigen — und da er seines Buckels wegen auf der Seite liegen mußte, sah er so den übrigen ins Gesicht, beobachtete sie, die ohne Laut und ohne Bewegung dalagen. Dadurch wurde auch er still, sprach nicht mehr, obwohl er sonst bis in die Nacht hinein den Mund nicht zubrachte und dadurch oft Anlaß zum Streit mit den andern gab, die schlafen wollten.

Alles war nun still, das andere Ufer wurde finster, Lichter schimmerten auf dort — und mit einem Mal war auch bei ihnen die Nacht da. Es war nichts mehr zu sehen, als die schwarze, ungeheure Gestalt des Baumes, der, als solle er die Stelle des fehlenden siebenten ausfüllen, alt und ehrwürdig unter den Sechsen stand.

Der Kapellmeister, nach Art eines frommen Hausvaters, sprach noch ein halblautes Gebet und zählte — wie immer vor dem Einschlafen — noch einmal sein Geld, das er in einem Lederbeutel auf der Brust trug. Dann schlief auch er.

Nur der Schnurrbärtige saß noch, nahm, als alle schliefen, den Kopf aus den Händen und sah nach den Lichtern des andern Ufers, die eins nach dem andern verloschen. —

Mitten in der Nacht, als die Sterne über ihnen glänzten, wurden alle zu gleicher Zeit wach.

Laute, schmetternde, eherne Klänge erschallten mitten zwischen ihnen. Der eine rief verwundert, der andere fluchte,

der dritte drohte, der Kapellmeister befahl dem Bläser zu schweigen. Aber die Töne schmetterten weiter, füllten wie klingendes Erz die Ohren aus, und alle sprangen auf, griffen mit den Händen in die Finsternis, um den, der ihren Schlaf störte, zu entdecken.

Aber, nun erst vollends wach geworden, ließen sie die ausgestreckten Arme sinken: kannten sie nicht die Klänge, kannten sie nicht die Trompete, aus der sie herausbrachen, kannten sie nicht den, der da seinen Atem und alles, was er in sich trug, hineinblies? Und als erst ihre Augen sich an die Schwärze gewöhnt hatten — sahen sie ihn wirklich dasitzen, den Alten, den Weißbart, der zurückgekommen war, der lebte, der wieder stark war, der von den Bauern entflohen war, den Fremden, die in ihren Häusern wohnten, Tag auf Tag und Jahr auf Jahr, die ihm, dem Wandernden, der kein Haus, keine Heimat hatte, das ganze Leben fremd geblieben waren, die ihn verachteten, so wenig verstanden, als ob er eine fremde Sprache spräche.

Er saß da, mit dem Rücken gegen den Baum, breit, aufrecht, alt und ehrwürdig, wie ein Abbild des Baumes, saß da, hielt die Trompete hoch an den Mund und blies, blies, ließ die Töne herausknattern wie Flintenschüsse, ließ sie singend und langgedehnt in die Nacht und die Stille hinausschweben, ließ sie jauchzen, triumphieren, ließ sie in den Takt, in den Sturm des Marsches übergehen, den die Trompete einst in der Schlacht geschmettert hatte: Ja, er, der Weißbart, war wieder da, war wieder zurückgekommen dahin, wohin er gehörte, war wieder jung, war wieder stark, hatte wieder Atem in der Brust, konnte wieder mit im Kreise stehen und blasen, konnte wieder die Beine heben und mit

zum Meer hinunter wandern, und vom Meer zurück, wieder hinauf in die Berge. ‚Hört ihr mein Lied? Klingt das wie das Lied eines Kranken, Sterbenden? Wer von euch bläst wie ich, hat einen Ton so stark wie der meine, der über den Strom und eine Stunde ins Land hinein zu hören ist? Wer von euch bläst so lange wie ich, ohne abzusetzen, ohne zu enden, jetzt leise, jetzt zunehmend, jetzt so stark, daß die Trompete springt, daß zehn Trompeten zu gleicher Zeit zu schmettern scheinen? Das ist der Ton der Zeit, in der ich jung war — schwächlich ist nur eure Zeit jetzt. O, ihr Brüder, ihr sechs — es ist noch zu früh zum Sterben! Wer war das, der mich schwach machen wollte, daß ich schon Abschied nehmen wollte vom Leben, vom Gras und vom Himmel? Nein, ich sterbe nicht — ein Kerl wie ich stirbt nicht so leicht, ergibt sich nicht so schnell — nur heran mit dem Tod, dem Gevatter Klappermann! Er hat mich achtzig Jahre lang nicht eingeholt, er kommt mir auch jetzt nicht bei, meine Füße sind schneller als die seinen, tragen mich von ihm weg. Nein, ich sterbe, wenn ich es will — und noch will ich nicht! Das Leben, das Wandern, das Blasen ist zu schön, ich will noch weiter leben und wandern und blasen! Auf, ihr Schläfer, reibt euch den Schlaf aus den Augen, setzt die Füße vorwärts, folgt mir, geht hinter mir her — geht mir nach, ich führe euch, durch die Wiesen, durch die Dörfer, ich führe euch, die alten, bekannten Wege, neue Wege, hin zum Meer, zum weiten sonnigen Meer! Hurra — hört ihr den Marsch, hört ihr die Pferde wiehern, die Säbel rasseln? So sang meine Trompete, meine treue Trompete, in der Schlacht! Auf, vorwärts, zum Angriff! In das Leben hinein!‘

Die sechs waren Schritt für Schritt näher getreten, standen da, in einem Bogen um den Baum und den Mann her — was war das? War das der Weißbart, der saß und blies? Kamen diese Klänge aus dem alten, zerstoßenen, bekannten Blech da?

Sie atmeten nicht, hatten die Augen aufgerissen, wagten die Füße nicht von ihren Plätzen zu bewegen, damit das Gras nicht rascheie — da brach das Lied mitten in seinem höchsten Ton ab.

Die Trompete und die Hände, die sie hielten und weiß wie das Gesicht darüber aus dem Dunkel schimmerten, fielen herunter. Die Trompete fiel dem Jungen zwischen die Füße — der Alte hatte sie ihm auf dem Wege zum Dorf versprochen als Erbstück; nun rollte sie, wie hingegeben, in Erfüllung des Versprechens, von selber zu ihm hin.

Der Buckel war der erste, der nach den weißen Händen und dem weißen Gesicht griff. „Jesses Maria — dud," kam es dann, kaum hörbar, von ihm her.

„No jo — dud," sagte der Kapellmeister, laut und ohne hinzusehen, als sage er etwas, das sich von selbst verstehe.

Sie gruben ein Grab, unter dem Birnbaum, mit Messern und Händen, zogen dem Alten die Uniform aus, die der Vereinigung der Sieben gemeinsam gehörte, und legten ihn in seinem blauen, wollenen Hemd, an das sie mit Nadeln die Münzen und das Kreuz feststeckten, in das Grab hinein, sprachen leise, jeder für sich, ein Gebet, schütteten die Erde wieder auf, brachen zwei Äste vom Baum und machten ein Kreuz daraus.

Sie saßen die übrige Nacht zusammen, schliefen nicht, sprachen nicht.

Als aber der Tag kam, die Sonne die Wellen erleuchtete und warm auf die Röcke fiel, da gingen sie vom Ufer weg, dem Städtchen zu, dessen zwei Türme über die grünen Wiesen und das gelbe Korn herübersahen. Der erste von allen war der Schnurrbärtige, der, die Mütze in den Nacken geschoben und mit hellen Augen — nicht mehr nach dem Dorf am andern Ufer, sondern nach dem Städtchen — aussehend, befreit und sorglos voranging, von dem Geheimnisvollen, das in ihm war, mitgezogen.

Auf der Landstraße kam ihnen von weitem ein Mann entgegen, der wie sie ein Instrument unter dem Arm trug und den leeren Arm neben dem Leib hin und her schwingen ließ. Sie warteten auf ihn, nahmen ihn durch Handschlag unter sich auf, ließen ihn, einen Kleinen, die Uniform des Toten, die deshalb überall umgeschlagen werden mußte, anziehen und wanderten mit ihm zusammen in das alte, grasbewachsene Tor des Städtchens hinein.

Bald sprangen die alten Klänge durch die Straßen, die Füße der Kinder trappelten auf dem Pflaster, die Hunde bellten, die Hähne krähten, Fenster und Türen gingen auf.

Als die Sieben das Städtchen hinter sich hatten, wieder auf freiem Felde waren, wandten sie sich noch einmal nach dem Baum, dem braunen Hügel und dem Kreuz zurück, ohne stehen zu bleiben, die Füße im selben Gleichmaß der Schritte weitersetzend.

Auf dem Kreuz saß regungslos, schwarz und riesenhaft sich von dem Weiß des Stromes abhebend, ein Rabe.

Er hob die Flügel, flog über das Wasser, verschwand in einer unbekannten Ferne.

Eine Stunde später, als alle, weiter unten, am Ufer hinabzogen, sagte der Lange, Schmale plötzlich, ohne dabei zu sagen, von wem er spreche: „Och ons jeht et ens esu, och mir wäden ens en't Gras jelääg, am Wasser, on e Krüz us Holz wied op dä Hüjjel jesatz.“

„Och mir,“ sagte der Kapellmeister und sah mit geraden, großen Augen auf den Rhein hinaus, „och mir.“

Aber der Junge setzte die Trompete des Alten an den Mund und blies ein schmetterndes Stücklein über das Wasser hinüber, einem Schiff zu, das mit weißem Segel langsam neben ihnen hertrieb, den Strom hinunter, dem Meer zu, der unbekannten Ferne, wie die Sieben — wie die Menschheit, dieses weite, irrende Volk von Brüdern, das von irgendwoher auf diese fremde, feindliche, unabhängig von Menschenmacht grünende und stürmende Erde herabgetrieben ist. Auch die, die sich Häuser aufs Feld gebaut haben und sich sicher glauben — wir alle: wer kennt die Ferne, das Ziel?

---

und kein Zuwenig. In den kleinen Skizzen ist überall die objektive, epische Ruhe des fertigen Erzählers.

Es kommt Wilhelm Schmidt weiter zu statten, daß er hübsche und originelle Szenen erfindet. „Stoffe" kann man kaum sagen. Es wäre ja verfrüht, nach diesem einen Buche schon ein Urteil über die Grenzen seiner Begabung fällen zu wollen, aber es ist schwer zu glauben, daß es ihm gelingen wird, gleichmäßig einen größeren Rahmen auszufüllen. Er hat eine zu große Freude an der bloßen Szene. Er schildert zum Beispiel zwei Leute, die auf einer Scholle den Rhein hinabgetrieben werden und von denen der eine den andern ins Wasser wirft. Oder eine angetrunkene hübsche Dirne, die nach dem Karneval von einem jungen Priester schlafend auf der Straße gefunden wird und ihren „Erwecker" durchaus küssen will, ehe sie in ihrem seligen Rausch weiterschlummert. Alle seine Skizzen ohne Ausnahme stellen solch eine Szene. Da läuft ein Soldat von der Übung weg der „roten Schürze" eines drallen Mädels nach. Da verbeugt sich die dumme blinde Großmutter, weil draußen am Sedantage Hurra und Hoch gerufen wird, und sie meint, es gelte ihr und dem Sohne, den sie bei Sedan verloren. Meisterhaft sind diese Szenen — man muß es stets von neuem sagen —, aber ich mußte dabei auch an einen bestimmten Künstler denken, an den in Rom lebenden Greiner. Dessen Aktstudien sind so herrlich schön und kräftig, daß man immer glaubt, dieser Greiner müsse mindestens ein Klinger werden. Ich begeistere mich jedesmal dafür. Doch er kommt im höchsten Sinne nicht über den Akt hinaus, auch in seinen größeren Kompositionen nicht. Es fehlt da ein Letztes, vielleicht die höchste geistige und gemütliche Kraft.

Wenn man nach all den kleineren Skizzen Wilhelm Schmidts die fast einzige größere liest, die sich zur Erzählung runden möchte, „Die Sünde im Wasser", so wird man verstehen was ich befürchte. Auch hier ist wieder die erste Szene prachtvoll. Die beiden Menschen auf dem Baum, unter ihnen die fortwährend steigende Flut — das wissen nicht viele mit solcher Eindringlichkeit zu geben. Aber während mir dieses Bild noch lange vor Augen stehen wird, hab' ich schon heute vergessen, was nachfolgt. In der nachfolgenden psychologischen Entwicklung nämlich, in dem Bemühen, eine Novelle zu schaffen, ist Schmidt-Bonn total gescheitert. Da versagt er ganz. Und dieses Nicht-Können steht zu seinem sonstigen großen sicheren Können, zu seinem Fertig-Sein in einem so auffälligen Gegensatz, daß die Hoffnung, die darin nur einen vorläufigen, nicht aber einen ursprünglichen und endgültigen Mangel des Talents sehen möchte, nur schwach ist.

Möglich immerhin, daß es ihm doch noch gelingt, Flügel frei zu machen und uns emporzutragen, unsere Herzen im Sturm zu nehmen und unsere Sehnsucht Sonnenwege zu führen. Daß es ihm doch noch gelingt vom Frontoffizier zum Generalstäbler zu avancieren. Die Bürgerlichkeit in der Kunst ist heut reich vertreten — so reich, daß man manchmal lieber mit Phaeton aus hohem Fluge stürzen, als immer im soliden Wagen die Landstraßen auf- und abkutschieren möchte.

Damit sollen die „Uferleute" nicht herabgesetzt sein. Ich darf im Gegenteil dazu raten, sie kennen zu lernen. Man soll sich erst einmal

freuen, daß wieder einer da ist, der etwas kann. Aber man soll ebensowenig vergessen, daß über der Erde der weite, weite Himmel ist, und daß es eine große Welt gibt über der kleinen, und neben Alltagsfreud und Leid, die niemand gering achten wird, auch „große" Freuden und Schmerzen und ewige Sehnsuchtsschauer.

Dresdener Anzeiger: Die Geschichten, die Wilh. Schmidt-Bonn unter dem Titel „Uferleute" gesammelt hat, verraten eine erfreuliche Begabung. Der Verfasser erzählt am natürlichsten die einfachen Begebenheiten aus dem Leben des Volkes, so vom Bremser, der an die Frau des verunglückten Kollegen die Todesnachricht zu bringen hat; von den alten Eltern aus dem Dorfe, die den studierten Sohn besuchen; vom Schmied, der den Deserteur beherbergt und pfiffig verbirgt, von der Bäuerin von anno dreizehn, die ihre Rache am Franzosen nimmt, der ihre Kinder vergewaltigt hat; oder von den beiden Bauern auf der Eisscholle, deren einer den andern plötzlich heimtückisch herunterstößt, — man sieht, der Verfasser strebt über Zustände und Stimmungen hinaus zu Handlungen mit kurzer Entwicklung und Abschluß, und zwar zu vorwiegend ernstem Abschluß. Das ist wohl überhaupt das Verheißungsvolle an ihm, daß er bei allem beherzten Glauben an das Gute im Menschen die kleinen wie die großen Niederträchtigkeiten, wie sie das Leben so harmlos mit sich bringt, ehrlich und anschaulich in seine Charakterbilder mit aufzunehmen weiß. Seine Leute sprechen das Platt des Niederrheins ganz natürlich, ohne damit in die Länge und Breite dick zu tun, wie in Heimaterzählungen oft. Man spürt selbst aus den minder gelungenen, etwas romantisch veredelten Stücken die maßvoll abwägende Lebenseinsicht eines tüchtigen Mannes heraus, der weiter keinen übertriebenen Ehrgeiz hat, fortzureißen, sondern nur die Freude, eine kurze Weile unterhaltsam zu führen. Aus solcher Bescheidenheit zieht die Kunst ihre gesundeste Nahrung.

Freistatt (München): Das Buch bringt schöne, warme Heimatkunst. Die Rheinländer, die stromabwärts vom Siebengebirge an den Ufern wohnen, haben bis jetzt ihren Erzähler noch nicht gehabt. Schmidt-Bonn bringt in seinen kurzen Erzählungen vorzügliche Schilderung des Volkscharakters jener Gegend. Wer die Leute dort kennt, weiß wie irrig der Glaube von ihrer weinseligen Leichtlebigkeit ist. — Sie sind ein Gemisch von Leichtsinn und tiefer Ernsthaftigkeit, von Vergnügungssucht und zähestem Fleiß —, sie haben ein an Hochmut grenzendes Selbstgefühl und ein Rechtsbewußtsein, das sie zum Begehen von Verbrechen führen kann. Dabei sind sie da, wo ihre Leidenschaften zum Durchbruch kommen, von einer eigentümlichen breiten Urwüchsigkeit, die etwas von dem Fließen des Rheines an sich hat. Land und Leute bieten dem Künstler reichen Stoff. — Schmidt-Bonn hat einen glücklichen Griff hinein getan.

Hamburgischer Correspondent: Ein paar Sätze nur, dann horcht man auf, — lauernd, spähend, wie ein Jäger, der auf Fährte geht —

Das sind Uferleute, durch die ein Strom echten Lebens braust, gesunde Menschen, denen sich Herz und Arm reckt voll treibender Kraft. Geschöpfe, die „den Rhing füre, op de Rhing erus sehn müsse," wenn ihnen das Heimweh nicht die warmquellende, lebensdrängende, sinnenfreudige Heiterkeit weglöschen soll.

Durch dies Werk fällt ein heller Schein auf die Heimatkunst, die für so Unzählige, die ihr als Künstler zu dienen vermeinen, nur ein Begriff, ein leeres Wort, ein Farbfleck ohne Zeichnung ist, und die doch nur dann eine Daseinsberechtigung hat, wenn sie mit der Seele buchstabiert wird, aus der Seele heraus ihr „Leben" empfängt.

Das Packende, Unmittelbare des Ausdrucks, die eminent starke Darstellungskraft, in der eine gesunde Sinnlichkeit wie ein Pulsschlag hin und her klopft, weckt das Erinnern an einen wesensverwandten und gleich berufenen Vertreter einer Heimatkunst, den vorzüglichen Schilderer des Egerlandes, Nicolaus Krauß, der sich durch seine Roman-Trilogie „Heimat" eine weitgehende Beachtung erworben hat. Es sind nur wenige, die dieser Art entsprechen, die einen Überschuß an Kraft ohne ängstliches Erwägen in sich zu zügeln wissen. Man freut sich daher, wenn man ihnen unvermutet begegnet. Wilhelm Schmidt-Bonn war uns bisher nicht bekannt. Ist es ein erstes Buch? (Der sehr unwahrscheinliche Schluß der größeren Eingangsarbeit ist das Einzige, was zu der Frage Anlaß gibt.) Dann, — nein, auf alle Fäll: Glück auf zum Weiterstieg!

Der vorlieegende stattliche Band enthält vierzehn kleine und größere Geschichten. Die letzteren müssen der Form halber hinter den kleineren zurückstehen. Gerade das Konzentrierte, Prägnante erhält durch die eigenartige Gestaltung einen besonderen Reiz. Jedes einzelne dieser kleinen Stücke erklingt nämlich genau in der Vortragsweise, wie sie der Titel infolge des Grundgedankens erheischt. Und so sind die Melodieen immer neu, immer originell, — ein Freilandstrauß von wurzelechter Art!

Leipziger Tageblatt: Keine „Rhein- und Wein"-Geschichten! Wir sehn uns nicht in einer typischen Rheinlandschaft, sondern in dem eigenartigen Grenzgebiet, da, wo der Rhein aus den sonnigen Schieferwänden, die der Sommer mit grünem Wein bedeckt, in weitem Bogen in das unübersehbare Flachland hinaustritt, wo endlose braune Äcker zu beiden Seiten vom Wasser aufsteigen und rauchende Fabrikschlote in den weißen Himmel starren. Die Menschen, die ihre Häuser hier an den Strom gebaut haben, haben ihre Eigenart von ihren Ufern hergenommen. Neben der grundlosen Fröhlichkeit der Bergleute oben, die sie Kindern gleich sein läßt, dem schnell kochenden Blut, dem trotzigen Rechtsgefühl tragen sie die merkwürdige, stille Sehnsucht und den rastlosen Fleiß der Menschen der Ebene in sich. Der Schmied, der den Deserteur versteckt; der Handwerker, der den Studenten zum Zweikampf fordert; der alte Geselle von der Landstraße, der die entbehrungsreiche Freiheit dem behaglichen Asyl vorzieht; die jungen Leute, die nicht Kraft genug haben, einer sündigen Liebe zu widerstehen, und doch Kraft genug, sie mit dem freiwilligen Tod in den ewigen Wellen zu büßen — das alles sind „Uferleute", Menschen, die nur in dieser Landschaft möglich sind. Sie reden alle in einer breiten, singenden Sprache und handeln in einer noch merkwürdig ungebrochenen Kraft der Triebe. Und über allen diesen Menschen, die nichts von der den Rheinländern herkömmlich nachgesagten Zechernatur an sich haben, wächst groß und gespenstisch die Gestalt des Stromes auf. Er gleißt, seiner eigenen Schönheit froh, im Morgenglanz; er trägt geduldig die rauchenden und segelnden Schiffe, von denen er nie leer ist; er tritt zornig über die

Ufer; er zieht die Menschen in seinen nassen Schoß, grausam oder erbarmungsvoll, als letzter Freund.

Magdeburgische Zeitung: Eine neue Erscheinung ist Wilhelm Schmidt-Bonn. Und auch hier glaube ich es mit einem noch ganz jungen, aber dafür um so frischeren, keck zugreifenden Talent zu tun zu haben. In den vierzehn Erzählungen und psychologischen Skizzen, die er in Uferleute zusammengestellt hat, gibt er unverfälschte Heimatskunst. Denn Land und Leute am unteren Rhein im nördlichen Teil der Rheinprovinz, seiner Heimat, schildert er hier mit der ganzen Kraft seiner Liebe zum Strom und Gelände, das er bespült, und zu den Menschen die dort hausen. Es sind Menschen von starkem Fühlen in Liebe und Haß, von trotzigem Standhalten im Kampf ums Recht, von unbändigem Freiheitsdrang; die Männer mit leuchtenden blauen Augen im wettergebräunten Gesicht, starkarmig, großfüßig; die Mädchen und Frauen schlank und zierlich, sehnig und geschmeidig, aber auch groß und stark mitunter und von einer oft geradezu sklavischen Hingabe an den Mann, den sie lieb haben; ihren Trieben und Träumen rückhaltlos Raum gebend. Man fühlt sich wohl unter diesen ungeschminkten Naturen, unendlich wohl; man gewinnt sie lieb, die kindlich naiven, sehnsuchtverträumten Landstreicher, den listigen, hilfreichen Schmied, der einen Deserteur vor den Gendarmen rettet, den noch lebenskräftigen Greis, der dem sicheren Asyl im Altmännerhaus die Freiheit eines Hungerdaseins vorzieht, den alten, blinden Thomas, der nicht einsehen mag, daß Jugend zu Jugend gehört, die bäuerischen Eltern, die dem vornehmen Sohn, dem reichen Stadtarzt, nicht den Weg durchkreuzen wollen und still beiseite treten, und die anderen alle. In „Salve Tandem" und in „Aschermittwoch" freilich schildert er uns zwei Mädchengestalten von geradezu krankhafter Leidenschaft. Ich will die wenig geschmackvollen Motive der großen Jugend des Verfassers zugute halten. Aber von diesen beiden Arbeiten abgesehen ist alles übrige schön gelungen. Die feinsten psychologischen Analysen bietet er in „Nur noch drei", wo ein Bahnschaffner es nicht übers Herz bringen kann, der blutjungen Frau seines tödlich verunglückten Kameraden die Hiobsbotschaft mitzuteilen, „Eltern", die ich schon nannte, „Eisgang", „Die Hand". Man denkt da oft an die feinfühligsten Skandinavier und ihre Kunst der naturalistischen Seelenmalerei; und dann auch wieder an Maeterlinck und seine Kunst des mystischen Symbolisierens. Wundervoll sind alle Naturschilderungen, insbesondere die des Rheins zu allen Tages- und Jahreszeiten. Da beleben sich ihm oft die Häuser und die Wellen, die Eisschollen und die Bäume, die Glockentöne und die Felsgesteine — er versteht ihre Sprache und er weiß diese in schönen Bildern auch den Menschen verständlich zu machen. Mit zum Schönsten und Feinsten gehört auch das Hin und Her des Liebeswebens zwischen einem jungen Paar, das auf einem mächtigen Baum auf vielmetertief überschwemmter Flur furchtbare und doch so selige Stunden, achtundvierzig Stunden!, zubringt. „Die Sünde im Wasser" heißt diese längste Erzählung: die Geschichte einer sündigen Liebe, in Wassersnot entzündet, ihre Not später im Wasser auch ertränkend . . .

Rheinisch Westfälische Zeitung: Ein neues, vielversprechendes künstlerisch sehr starkes Talent haben wir in Wilhelm Schmidt-Bonn

zu begrüßen. Seine „Geschichten vom untern Rhein“ in „Uferleute“ möchte ich Gorkis besten Erzählungen zur Seite stellen. Hier spricht ein wirklicher, tiefempfindender und doch einfach darstellender Dichter zu uns, der in gleich fesselnder Weise das leidenschaftlich Starke, Impulsive, den großen Moment wie das Aparte, Zarte, Genrehafte und Intime prägnant und charakteristisch zu schildern vermag. Es ist, als lebe die alte Malerei der Rheinländer, die verwandt der der Holländer ist, in diesen einfachen, zu Herzen gehenden Geschichten wieder auf. Freilich von der Düsseldorfer Romantik lebt und träumt nichts in diesen Geschichten, deshalb verglich ich ihn in einem Atemzuge mit der Rheinländischen und Holländischen Malerei: Feinster Realismus, dunkel und hell zugleich, befreiende Herzenswärme, die hellen, lichten Farben des Tages, das weite, breite Licht der Ebene liegt über diesen Geschichten, auch über den tieftragischen. . . . Von vegetativer Stimmung ist die erste Geschichte „Die Sünde im Wasser“ erfüllt. Diese wunderbare Liebesgeschichte auf dem einsamen Baum mitten im alles überschwemmenden Rhein nimmt uns ganz gefangen trotz einzelner Unwahrscheinlichkeiten, sie ist voll köstlicher Frische und tiefer Tragik. Besonders fesseln der prächtig entworfene und entwickelte Charakter eines jungen Mädchens und am Ende der Erzählung die großen Liebesmomente. In anderen Geschichten packt förmlich das Gegenständliche, das Genrehafte, Typische und zugleich Individuelle, so in den Meisterstücken des Buches, in der Erzählung „Alte Männer“ und „Nur noch drei“. Etwas sehr idealistisch ist die Geschichte „Der Schmied“ gefärbt. Eine prächtig natürliche Dichtung dagegen das psychologische Genregemälde: „Die dumme Großmutter“. Endlich einmal wieder ein deutsches Novellenbuch, auf das wir stolz sein können, das Leben und Kunst enthält!

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.




Princeton University Library
32101 069154621